
3 1761 08381700 7


EX LIBRIS
ACHILLE BAUMANN

Jahrbuch

für

jüdische Geschichte und Literatur.

Herausgegeben

vom Verbande der Vereine für jüdische Geschichte
und Literatur in Deutschland.

Mit Beiträgen von

Wilhelm Bacher, M. Brann, Ulrich Frank, J. Guttmann,
Gustav Karpeles, M. Levin, Martin Philippson.

Sechster Band.

Berlin 1903.

Verlag von M. Poppelauer.

Druck von Rosenthal & Co.,
Johannisstraße 20.



Inhaltsverzeichniß.

Rückblick auf das Jahr 5662.

Von

Martin Philippson.

Das jüngstverflossene Jahr ließ mehrfach eine Abnahme der antisemitischen Hochfluth, ein Erlahmen des antisemitischen Andrangs erhoffen. Die Grund- und Ziellosigkeit dieser Bewegung, der absolute Widerspruch, in dem sie sich zu den Grundsätzen und hauptsächlichen Errungenschaften des modernen Geistes, zu den Fundamenten befindet, auf denen sich das Gebäude der europäischen Kultur erhebt, mußten ja den zivilisierten Völkern mehr und mehr bewußt werden. Die Vorgänge in Frankreich, selbst die Wendung, die sich anscheinend in Rumänien vorbereitet, das hochherzige Auftreten der nordamerikanischen Union konnten als Zeugnisse dieses auch anderwärts bemerkbaren Rückschlags gelten. Allein wir dürfen nicht vergessen, daß, sollte auch eine solche Besserung in den politischen Strömungen eintreten, deshalb die dauernden Nachteile, die der Antisemitismus gebracht hat, noch in unabsehbar langer Zeit andauern werden. Die Anschauung, daß die Judenheit ein als Ganzes, trotz einzelner Ausnahmen, fremdartiger, ja minderwertiger Bestandteil der Völker sei, und daß man deshalb dem einzelnen Juden, bis zum Beweise des Gegenteils, nur mit Vorsicht entgegenkommen müsse; die Ausschließung der Juden von dem sozialen Leben und jeder

behördlichen Stellung; die scharfe Trennung zwischen Christen und Juden; die Verzagtheit und Selbstentwürdigung in unserer eigenen Mitte: diese bittersten Folgen der antisemitischen Massenvergiftung werden noch viele Dezennien hindurch ihre verderbliche Wirkung üben.

In unserm deutschen Vaterlande herrscht noch immer die Besorgnis vor, die Juden würden, wenn man sie nicht sorgfältig im Zaume hielte, alle gelehrten Berufe überfüllen, wie sie schon den Handel — angeblich — beherrschten. Das Beispiel, daß der preußische Justizminister gegeben hat, indem er unter dem Beifall der konservativ-klerikalen Mehrheit des Abgeordnetenhauses den Juden den Eintritt in die Richterlaufbahn, ja selbst in das Notariat erschwerte, hat, wie man das leicht voraussehen konnte, in den kleineren Bundesstaaten Nachahmung gefunden. Der hessische Justizminister erklärte unumwunden, auf das Land hinaus könne er keinen jüdischen Richter schicken; und am 20. November 1901 billigte die hessische Abgeordnetenkammer diese thatsächliche Verfassungsverletzung, indem sie durch eine lahme und nichtssagende Prinzipienerklärung theoretisch den Standpunkt der Gleichberechtigung wahrte. Diese Reservation war so wesenlos, daß selbst der antisemitische Abgeordnete Köhler dafür stimmte! Die Juden werden also auch fernerhin im hessischen Richterstande garnicht oder nur ausnahmsweise angestellt werden.

Das Zentrum, die klerikale Partei, wünscht bekanntlich, im Staatsdienste überall den Grundsatz der Parität durchgeführt zu sehen: das heißt, es sollen als Beamte, Richter und Offiziere genau so viele Angehörige jeder Konfession angestellt werden, wie das dem Prozentsatz der jede Konfession bildenden Seelenzahl entspricht. Das steht freilich im Widerspruche mit der deutschen Reichsverfassung, die die Rücksichtnahme auf das Glaubensbekenntnis bei der Ausübung der politischen Rechte untersagt, wäre aber für die Katholiken sehr vorteilhaft, die durchschnittlich weniger Wohlhabende und höher Gebildete besitzen als die Evangelischen, und deshalb bisher in den öffentlichen Anstellungen hinter diese naturgemäß zurücktraten. Sie würden also bei streng ziffernmäßiger Parität verhältnißmäßig geradezu bevorzugt werden. Für die Juden, unter denen relativ viele Gebildete sind, bedeutet

die Verwirklichung dieses Grundsatzes eine Schädigung, ein schweres Unrecht. Aber das Zentrum hat sich auch nie darum bekümmert, ob den Juden in den Zweigen des Staatsdienstes, aus denen sie noch ausgeschlossen sind, Gerechtigkeit widerfahre. Im Gegenteil, es hat in der jüngsten Zeit der Benachteiligung der Juden in dieser Hinsicht stets zugestimmt. Nur wenn er gegen die Juden anwendbar ist, erinnert es sich des Grundsatzes der Parität. So nahm die klerikale Mehrheit der bayerischen Abgeordnetenkammer einen Antrag an, die Regierung zu ersuchen, Israeliten möglichst nur im Verhältniß zur Bevölkerungszahl in die Justizverwaltung aufzunehmen. Freilich der Justizminister widersprach, indem er ganz korrekt auf das Reichsgesetz verwies. Die Kammer der Reichsräte verwarf den Antrag der Abgeordneten — allein die Thatsache bleibt bestehen, daß die klerikale Partei der bayerischen Volksvertretung, eine Partei, die angeblich „für Freiheit und Recht" kämpft, sich auf die Seite des Unrechtes und der Unterdrückung gestellt hat.

Die preußische Regierung fährt fort, auswärtigen Israeliten die von diesen erbetene Naturalisierung grundsätzlich, ohne Angabe der Gründe zu versagen, selbst wenn die Petenten seit Jahrzehnten in Preußen wohnen, hier tadelfrei und nützlich gewirkt, ja öffentliche und staatliche Anerkennung erlangt haben. Offenbar liegt der Regierung daran, die Zahl der jüdischen Familien in Preußen nicht zu vermehren. Sonst könnte man sich die Abweisung völlig einwandsfreier und sogar nützlicher Neubürger nicht erklären. Die kleineren Bundesstaaten beginnen, diesem Beispiele des leitenden Staates zu folgen: sie weisen hin auf Winke und Wünsche von Berlin her, die ihnen die sonst gern gewährte Einbürgerung verdienter israelitischer Einwohner auswärtiger Nationalität unmöglich machen.

Und doch nimmt die Anzahl der Juden in Deutschland verhältnißmäßig immer mehr ab. Es ist das eine Erscheinung, die sich schon seit einigen Dezennien geltend macht, aber jetzt mit verblüffender Deutlichkeit hervortritt. In dem Jahrfünft zwischen 1895 und 1900 haben die jüdischen Deutschen nur um $3^1/_3$ Prozent, die andersgläubigen um $8^1/_3$ zugenommen. 1880 waren die Juden noch 133 unter je 10000 Deutschen,

jetzt sind sie nur noch 114. Die Ursachen dieser betrübenden Erscheinung sind dreifacher Art. Einmal sind die jüdischen Ehen ebenso wenig kinderreich, wie die der städtischen Bevölkerung und zumal ihrer besitzenden Stände es überhaupt zu sein pflegen. Auf die besonderen Ursachen dieses Umstandes können wir hier nicht näher eingehen: sie sind ebenso ethischer wie physiologischer Natur. Zweitens entziehen Taufen und Mischehen dem Judentum viele seiner Angehörigen. Drittens endlich kennt, aus den oben erwähnten Ursachen, die preußische und ein großer Teil der übrigen deutschen Judenheit nur Verlust durch Auswanderung, aber keinen Zuwachs durch Einwanderung. Auf dieses letztere Moment wird meist kein genügendes Gewicht gelegt. Eine nicht unbeträchtliche Anzahl besonders junger Männer unter den Juden wandert alljährlich nach den freieren und gerechteren Ländern des europäischen Westens oder nach den überseeischen Staaten aus — ihr Abgang wird nicht ersetzt, da die norddeutschen Regierungen keine fremden Juden naturalisieren. Es fehlt nicht an Stimmen, die an das verhältnismäßig numerische Zurückgehen der deutschen Judenheit die finstersten Prophezeiungen knüpfen. Sie scheinen mir allzu düster gehalten, denn wir können nicht vorhersehen, ob nicht wieder, wie noch bis vor einem Vierteljahrhundert, eine Zeit auch des zahlenmäßigen Aufschwunges eintreten wird. Jedenfalls würde selbst ein noch stärkeres Zusammenschrumpfen unserer deutschen Glaubensgenossenschaft für den Bestand des Judentums überhaupt von geringem Belang sein. Schon wohnen in dem Lande der Zukunft, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, weit mehr als eine Million Juden, deren nächste oder doch übernächste Generation gebildete Bürger eines freien Gemeinwesens sein, sich in der hellen Luft der Freiheit und Gerechtigkeit kräftig entwickeln werden. Millionen ihrer östlichen Brüder werden ihnen folgen, ein neues, großes Juda sich jenseits des Ozeans erheben. Was wollen da die wenigen Hunderttausende von Juden in Deutschland sagen?

Aber auch diese verzichten keineswegs auf ihre Existenz. Sie schließen sich fest zusammen in dem Deutsch-israelitischen Gemeindebunde, der die Erfüllung der allen deutschen Juden

gemeinsamen Kultur- und religiösen Aufgaben bezweckt. Im Februar dieses Jahres fand der neunte Gemeindetag statt, und vom Süden wie vom Norden, vom Westen wie vom Osten hatten sich dazu die Vertreter von 252 Gemeinden in Berlin vereinigt. Eine Reihe wichtiger Fragen wurde mit Ernst und Eifer verhandelt und durch Beschluß erledigt. Der an den Gemeindetag sich anschließende Verbandstag zeigte die einzelnen staatlichen und provinziellen Verbände des deutschen Judentums in voller Thätigkeit. Freilich wäre hier noch vielfach eine allgemeinere Beteiligung der Gemeinden und eine straffere Einheit zu wünschen: allein man muß rühmend anerkennen, daß die Juden Deutschlands nicht mehr eine zerstreute Heerde bilden, sondern sich mutig und thatkräftig aneinander schließen zu gemeinsamer Unterstützung. Den Kampf nach außen scheuen sie noch — unserer Ueberzeugung nach zu Unrecht — aber nach innen wirken sie einträchtig zusammen.

Sie vergessen auch nicht ihrer unglücklichen und bedrängten Brüder im Osten. Im Beginne dieses Jahres bildete sich der „Hilfsverein deutscher Israeliten,“ der neben der Alliance israélite und den verwandten Instituten Englands und Oesterreichs zu Gunsten der bedrückten Juden zumal Galiziens und Rumäniens wirken will. Die edlen und hervorragenden Begründer des neuen Vereins haben eine umfassende propagandistische Thätigkeit entfaltet, die ihrem Verbande eine große Anzahl von Mitgliedern zugeführt und die Gründung vieler Lokalkomites veranlaßt hat.

So herrscht im deutschen Judentume eine rege Thätigkeit. Zu wünschen wäre, daß auch die Bemühungen zur Hebung der zurückgebliebenen jüdischen Wissenschaft, die jüngst von einem Kreise litterarisch gebildeter Männer begonnen wurden, zu einem glücklichen Erfolge führten. Das ist eine Sache von großer Bedeutung. Denn die Wissenschaft ist eine Sonne, von der aus erwärmende und belebende Strahlen den ganzen Organismus durchdringen. Wir hegen die Hoffnung, daß gerade die Vereine für jüdische Geschichte und Litteratur, die von dem Abglanz der jüdischen Wissenschaft zu allermeist durchleuchtet und erhalten werden, sich an dieser schönen und segenverheißenden Arbeit beteiligen werden.

Nur schwach pulsiert das Leben unter unseren doch so zahlreichen Glaubensgenossen in Oesterreich. Sie finden sich weder zur Abwehr der äußeren Angriffe noch zu gemeinsamer Arbeit für Hebung des religiösen Moments und der Kultur untereinander zusammen. Es ist sehr bedauerlich, daß hier keine opfervollen und thatkräftigen Männer erstehen, die die Sache unserer Gemeinschaft energisch in die Hand nehmen. Der Sieg, den die Christlich-Sozialen — lies: Antisemiten — abermals bei den Gemeindewahlen in Wien erfochten haben; das immer erneute Wiedererscheinen der ebenso schändlichen wie gefährlichen Blutlüge; der tiefe Kulturstand eines Teiles der cisleithanischen Judenheit: alles das sind Thatsachen, die die gebildeten und warmfühlenden Israeliten Oesterreichs endlich aus ihrer schlaffen Thatenlosigkeit aufschrecken müßten. Aber leider sehen wir dessen noch kein Anzeichen.

In Ungarn ist noch immer die liberale Partei, unter deren Reichstagsabgeordneten sich auch viele Juden befinden, am Ruder Sie hält im ganzen und großen die Fahne der Religionsfreiheit und Gleichberechtigung aller Konfessionen aufrecht. Es läßt sich indes nicht in Abrede stellen, daß in ihren Reihen nur allzuviel Schwankende sind, die mit der klerikalen Reaktion zu paktieren sich bereit zeigen. Von der Thronbesteigung des so offen zu dieser sich bekennenden Erben der Krone fürchtet man einen gewaltigen Aufschwung des Ultramontanismus und der Judenfeindschaft, und zwar um so mehr als sich eben die Bande des Liberalismus in Ungarn bedrohlich gelockert haben. Hoffen wir, daß die politische Einsicht und der frische vorwärtsstrebende Geist, die sich bisher bei der kräftigen magyarischen Nation gezeigt haben, auch fernerhin den Sieg davontragen werden. Jedenfalls müssen die ungarischen Israeliten sich rechtzeitig auf die kommenden Stürme vorbereiten.

Italien dagegen ist das Land, das noch immer von jeder antisemitischen Strömung befreit bleibt. Der frühere Erzieher des jetzigen Königs, General Ottolenghi, ein überzeugter und auch äußerlich sich bethätigender Israelit, ist zum Kriegsminister ernannt worden. Es genügt, diese Thatsache in Gegensatz zu stellen zu den Zuständen anderer Länder,

wo — wie in Deutschland — kein Jude Offizier wird, oder wo man — wie jüngst in Frankreich — die Juden aus dem Offizierkorps verdrängen wollte, um die Verhältnisse Italiens im hellsten Lichte wahrhaft moderner und gerechter Gesinnung erscheinen zu lassen. General Ottolenghi ist übrigens vom Könige auch zum Senator ernannt worden; als solcher besitzt er noch fünf jüdische Kollegen, von denen einer, Masserani, Vizepräsident dieser ersten Kammer Italiens ist. Auch zwei frühere Minister, Wollenberg und Luzzatti, sind Juden. In Preußen würden sie nicht einmal Regierungsräte geworden sein!

Höchst erfreulich ist der Umschwung, der sich in dem mächtigsten der romanischen Länder, in Frankreich, vollzogen hat. Nach kurzer Verblendung ist die Mehrheit des französischen Volkes zu der freiheitlichen und gerechten Denkart zurückgekehrt, die früher seinen schönsten Ruhmestitel ausmachte. Das hauptsächlichste Verdienst, diese heilsame Umwälzung herbeigeführt zu haben, liegt bei dem früheren Ministerpräsidenten Waldeck-Rousseau und dessen Kollegen, besonders dem Kriegsminister André, der unerbittlich den Widerstand der bisher übermächtigen klerikal Gesinnten unter den Offizieren brach und zumal deren jüdische Kameraden kräftig und konsequent gegen jede ungerechte Anfeindung verteidigte. Unter Waldeck-Rousseaus Leitung fanden im April dieses Jahres die Wahlen zur Abgeordnetenkammer statt. Der teilweise Sieg, den die Nationalisten, Antisemiten und Klerikalen in Paris davontrugen, konnte sie nicht über die gänzliche Niederlage trösten, die sie im Lande erlitten. Eine feste freiheitliche Mehrheit war der Kammer gesichert, und sie trat ihr Mandat an mit der vollen Ueberzeugung von der Bedeutung des Entscheidungskampfes, den sie der Reaktion zu liefern hat, und mit dem Entschlusse, ihn bis zu Ende durchzuführen. Das neue Ministerium Combes, dem der amtsmüde Waldeck-Rousseau die Macht abtrat, ging zum Angriffe auf die festesten Säulen des Klerikalismus über; dieser trägt jetzt die schweren Folgen der Tücke und Arglist, mit der er den Krieg wider den Liberalismus mit antisemitischen Lügen und Gewaltthaten eröffnet hatte.

In den Becher der Freude ob des Sieges der guten

Sache in Frankreich ist freilich ein starker Tropfen Wermut gefallen durch den Tod Emil Zolas, des genialen Romandichters, der mit unvergleichlicher Hochherzigkeit und mit geradezu heroischem Mute der zügellosen Leidenschaft seines verblendeten Volkes entgegen getreten war, um seine Stimme für Wahrheit und Recht, für das schuldlose Opfer schändlicher Intrigen, für Hauptmann Dreyfus, zu erheben. Kein Held hat für das, was er für Menschen- und Bürgerpflicht hielt, freiwillig größere Opfer gebracht, als Zola. Schon hierfür gebührt ihm ein Platz im Ehrentempel der Menschheit. Aber so tiefe Trauer gerade uns Juden das plötzliche Hinscheiden dieses edlen Mannes verursacht, so hat doch sein Leichenbegängnis gezeigt, wie gänzlich auch in Paris selbst die Zustände sich zum Bessern gewandt haben. Hunderttausende begleiteten den noch vor einem Jahre Verfehmten zur letzten Ruhe; Alfred Dreyfus durfte unangefochten unter den Leidtragenden mitgehen; in ohnmächtiger Wut sahen Antisemiten und Klerikale der imposanten Kundgebung für den Märtyrer der Ehre und der Glaubensfreiheit zu. So trägt das Gute und die Wahrheit doch schließlich den Sieg davon. Zerrissen ist das feste Netz, mit dem der Klerikalismus für immer das Frankreich der großen Revolution in Banden zu schlagen geglaubt hatte. Fern von uns sei jede religiöse und jede politische Polemik — aber diese Niederlage der französischen Ultramontanen ist der Triumph des Rechtes und der Freiheit, und als solchen begrüßen wir sie mit Jubel.

Die Bewegung hat sich auch nach Algerien fortgesetzt. Das zusammengelaufene kosmopolitische Gesindel, das die große französische Kolonie mit allen Mitteln trügerischer List und rohester Gewalt unter die Schreckensherrschaft des Antisemitismus gebeugt hatte, ist vor der Entschlossenheit einer wahrhaft republikanischen Regierung wie Sand vor dem Sturme zerstoben. Ihr Häuptling Max Régis wurde als „Anti-Franzose“ öffentlich beschimpft, wegen Nichtbezahlung der Geldstrafen, zu denen er wegen seiner Verleumdungen schuldloser Juden verurteilt worden, auf drei Jahre ins Gefängnis abgeführt, mußte seine Entlassung als Mitglied des Generalrats der Kolonie geben und fiel nebst seinen berüchtigten Genossen Drumont, Morineau u. s. w. bei den

Abgeordnetenwahlen durch. Der Antisemitismus hat in Algerien, wo die ordentlichen und anständigen Elemente sowie die große Mehrzahl der wirklichen Franzosen ihn stets verworfen, seine Rolle auf absehbare Zeit ausgespielt.

Er hat auch in England sich keine Stätte zu schaffen vermocht. Bekanntlich hat er sich dort mit dem Scharfsinn des Hasses eine praktische Frage zur Einwurzelung seiner Bestrebungen ausgesucht: die der armen Einwanderer, die angeblich den Wohlstand Englands bedrohten und zum überwiegenden Teile aus russischen und polnischen Juden beständen. Damit hatte er auf weite Kreise zumal der Londoner Bevölkerung einen gewissen Eindruck hervorgebracht. Nun hat aber die Statistik bewiesen, daß unter den eingewanderten Juden sich verschwindend wenige Almosenempfänger befinden. Es ist bekannt geworden, daß unter den etwa 2000 Juden, die im englischen Heere in Südafrika kämpften, gerade zahlreiche jüdische Emigranten gedient haben. Es ist demgemäß bei der parlamentarischen Untersuchung über die fremden „Armen" nichts für die Juden Gravierendes herausgekommen. Trotzdem ist es mit Freuden zu begrüßen, daß im Mai dieses Jahres ein englisch-jüdischer Gemeindebund gegründet wurde, der die Verteilung der in gewissen Stadtteilen Londons sich anhäufenden polnisch-russischen Juden über das ganze Land, ihre Verschmelzung mit dem englischen Volkstum und ihre ehrenhafte wirtschaftliche Etablierung bewirken soll. Das sind schöne und nützliche Aufgaben, deren Lösung aller Welt zum Segen gereichen würde. Die britische Regierung selber ist so weit davon entfernt, die jüdische Einwanderung für eine Gefahr oder auch nur für einen Nachteil zu halten, daß sie solche sowohl in Südafrika wie in Kanada gern sieht und mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln befördert. Wieder ein Beweis, daß die Anschuldigungen und Schwierigkeiten, die z. B. in Deutschland der Antisemitismus und die Regierungen den Juden entgegen setzen, durchaus unbegründet sind. Wir selber unterschätzen das Unrecht, das uns geschieht, und sind deshalb allzu schüchtern in dessen lauter und thatkräftiger Bekämpfung.

Englands treuer Verbündeter ist seit mehr als zwei Jahrhunderten Portugal; das kleine Land ahmt jetzt den

mächtigen Alliirten auch in der Hochhaltung der Gewissensfreiheit nach. Die Juden sind dort völlig den Andersgläubigen gleichberechtigt. Im vergangenen Mai weihte die bereits 300 Familien zählende israelitische Gemeinde Lissabons eine neue große Synagoge ein, die erste auf dem Boden der Pyrenäenhalbinsel, wo die letzte vor mehr denn vier Jahrhunderten geschlossen worden war. In der That, ein herrlicher Triumph des Rechtes und der Freiheit, einer jener Sterne, die die Nacht der Menschengeschichte tröstend und verheißend durchleuchten!

Wann wird ein solcher auch für die fünf Millionen unserer Glaubensgenossen in Rußland aufgehen? Das nunmehr verflossene religiöse Jahr hat den armen Unterdrückten wieder viel Trübes gebracht. Die Polizei, geleitet und geschützt von einigen Provinzialgouverneuren, führt gegen alle Juden, die es ohne hinreichende Bestechungsmittel wagen, über den Ansiedlungsrayon hinauszugehen, innerhalb dessen sie in hilflosem Elend ersticken, mit den gesetzlosesten Mitteln einen unerbittlichen Kampf. Das „Ministerium für Volksaufklärung“ beschränkt jüdischen Knaben den Zutritt zu den Mittelschulen und Gymnasien und versperrt ihnen solchen an zahlreichen Orten gänzlich. In den technischen Hochschulen durften nur zwei vom Hundert jüdische Studierende sein, und ähnlich auf den Universitäten. Die Blutlüge veranlaßte immer wieder fanatische und von den Popen aufgehetzte Volksmassen zu Verfolgungen, die sich in diesem Jahre auch auf die sonst duldsamere, weil selbst geknechtete, polnische Bevölkerung erstreckt und, am 12. September, in Czenstochau zu den schlimmsten Mißhandlungen und Plünderungen geführt haben.

Allein es giebt immerhin in diesem traurigen Bilde einige Momente, die die Hoffnung auf glücklichere und gerechtere Zeiten wieder aufleben lassen. Die höchste Verwaltungs- und Gerichtsbehörde des ungeheueren Reiches, der Senat, zeigt sich nach wie vor, innerhalb der Grenzen seiner Befugnisse, als ein wohlwollender Beschützer der unglückseligen „Hebräer“. Er rettete die militärfreien unter den jüdischen Jünglingen vor den ungesetzlichen Verfolgungen durch antisemitische Generale. Er erleichterte die Bedingungen, unter denen die Juden sich außerhalb der verderblichen Rayon-

grenzen ansiedeln dürfen. Er verbot den Polizeibehörden in den baltischen Provinzen sowie in den Gouvernements Kiew und Wilna die willkürliche Vertreibung angesessener Juden mit der Drohung, diese ehrenwerten Organe der öffentlichen Sicherheit wie gemeine Räuber bestrafen zu wollen. Auch der neue Unterrichtsminister, Sänger, zeigt sich freisinniger als sein Vorgänger Wannowski. Er hat die Zahl der jüdischen Studierenden, die auf den Universitäten zugelassen werden soll, erhöht, und zwar für manche Fakultäten, wie die medizinische, und für das Studium der Pharmazeutik ganz bedeutend. Gegen die Unruhestifter schreiten die Behörden und Gerichte mit großer Strenge ein: in Czenstochau, wo die Greuel systematisch von langer Hand vorbereitet waren, sind nicht weniger als 800 Personen verhaftet worden.

Das sind immerhin günstige Vorzeichen. Andrerseits bemühen die russischen Juden sich selber durch Schulen aller Art, auch Handwerker- und Ackerbauschulen, ihre Jugend zu ehrlichem und ausgiebigem Broterwerb immer tauglicher auszurüsten. Sie werden in diesem löblichen und segensreichen Bestreben von der Baron Hirsch'schen Jewish Colonization Association auf das nachdrücklichste unterstützt, die so mit vollem Rechte anstrebt, die äußere Emanzipation unserer russischen Glaubensgenossen durch ihre innere Hebung vorzubereiten.

Und selbst in dem klassischen Lande des Antisemitismus, in Rumänien, scheinen die Dinge zu einer Krisis gediehen zu sein, aus deren Verlauf wenigstens einige Besserung in den Verhältnissen der dortigen Israeliten hervorgehen könnte.

Zunächst hatten sich die Zustände bis zur Unleidlichkeit verschlimmert. Die Beauftragten der Regierung fuhren fort, unter den sinnlosesten Vorwänden die Schulen zu schließen, die sich die Juden aus eigenen Mitteln errichtet hatten, weil man ihnen den Zugang zu den staatlichen Schulen versperrte. Ein einziger Inspektor schloß fünfzig Schulen in wenigen Wochen. So suchte man die Juden geistig und sittlich zu verelenden. Fleißige, ehrliche Juden, Ackerbauer und Handwerker, wurden zu Hunderten, ja zu Tausenden ohne Grund und Recht ausgewiesen. Um dieses Verfahren zu legalisieren,

wurde ein sogenanntes Ruralpolizeigesetz eingebracht, das jedem Fremden — lies: Juden — verbietet, sich ohne Genehmigung des Bürgermeisters in einer Landgemeinde niederzulassen. Damit nahm man den Juden die Freizügigkeit auf das flache Land und legte dort ihre Existenz in das Belieben der örtlichen Klein-Tyrannen. Eine andere, und zwar die zahlreichste und ehrenhafteste Klasse der rumänischen Juden, die Handwerker, wurden durch ein neues Gesetz bedroht, des den „Fremden“ — lies: Juden — die Ausübung des Handwerks so gut wie unmöglich macht.

Viele Tausende der besten jüdischen Familien, die alle ihre Menschen- und Bürgerpflichten redlich erfüllt hatten, sahen sich mit dem sicheren Untergange bedroht. Die Bestürzung wurde allgemein, und es waren gerade die Ansehnlicheren und Begüterteren, die sich zu schleuniger Auswanderung entschlossen, ehe sie ihre Habe in notgedrungener Unthätigkeit aufgezehrt hätten. Die Jewish Colonization Association organisierte die Massenauswanderung, die sich besonders nach Amerika wandte. Mittellosere überschritten die nahe österreichisch-ungarische Grenze, um freilich dem schlimmsten Mangel anheimzufallen.

Allein das Uebermaß des Frevels und Jammers übte doch eine heilende Wirkung. Im Lande selbst beklagten alle Einsichtigeren den dauernden Verlust, den der Nationalwohlstand durch die Auswanderung so vieler tüchtiger Elemente und bedeutenden Kapitals erlitt. König Karl besonders fühlte sich beunruhigt über die offiziellen Greuel und Schädigungen, die im Auslande das peinlichste Aufsehen erregten. Da Rumänien sich in der Notwendigkeit erblickte, baldigst von neuem an die Geldmächte des Abendlandes zu appellieren, so fürchtete es eine Abweisung: nicht aus humanitären Beweggründen, die diesen Mächten leider fremd zu bleiben pflegen, auch wo es sich um Glaubensgenossen handelt, sondern weil durch die riesig anwachsende Auswanderung die wirtschaftliche Kraft Rumäniens geschwächt wurde. Die fremden Staaten protestierten, da die neuen Gesetze vielfach gegen die Bestimmungen der existierenden Handelsverträge verstießen.

Die rumänische Regierung sah, daß es auf diesem Wege nicht mehr weiter gehe. Der höchste Gerichtshof des Landes

entschied, daß man die Juden, die in Rumänien geboren und nicht Unterthanen eines fremden Staates seien, ökonomisch und polizeilich nicht als Fremde behandeln dürfe. Die volle Naturalisation einiger Hunderte von reichen Juden wurde angekündigt, um Europa Sand in die Augen zu streuen. Endlich nahm man von den Beschränkungen des Gewerbegesetzes alle diejenigen „Fremden“ aus, die zu einer rumänischen Zunft gehörten, also fast sämtliche rumänischen israelitischen und die meisten wirklich ausländischen Handwerker. Und dann kam ein Ereignis, das in der ganzen Welt das ungeheuerste Aufsehen erregte.

Schon im Juli dieses Jahres hatte die Regierung der Vereinigten Staaten von Nordamerika in Bukarest gegen die Mißhandlungen Verwahrung eingelegt, die Tausende zum Theil mittelloser und durch die entwürdigenden Verfolgungen körperlich und geistig herabgedrückter Menschen in das Gebiet der Union trieben. Da sie auf diese Vorstellungen keine Antwort erhielt, wandte sie sich im September mit einem Rundschreiben an die europäischen Großmächte, um sie zu gemeinsamem Einschreiten gegen die rumänische Regierung zu veranlassen: nicht nur um eine für die übrigen Staaten teilweise unerfreuliche Einwanderung zu verhüten, sondern auch im Namen „des internationalen Rechts und der ewigen Gerechtigkeit“.

Es bleibt abzuwarten, in wie weit die europäischen Mächte sich diesem glänzenden und hochherzigen Vorgehen Amerikas anschließen. Einige von ihnen möchten wohl durch ihr böses Gewissen daran verhindert werden. Mehr als auf ihre Mitwirkung, weit mehr als auf Reue oder guten Willen der Rumänen selbst vertrauten wir auf den tiefen Eindruck, den diese Ereignisse und zumal das rühmliche Auftreten der Union in der öffentlichen Meinung Europas hervorgebracht hat.

Auf die Erlangung einer neuen, so notwendigen Anleihe dürften die Herren nach dem mahnenden und drohenden Einschreiten des mächtigsten Gemeinwesens der Welt kaum noch rechnen. Und so heißt es aus guter Quelle, daß, auf Anregung des Königs Karl, die rumänischen Machthaber sich entschlossen hätten, wenigstens für die nächste Zukunft eine den ausdrücklichen Festsetzungen des Berliner Vertrages

mehr entsprechende Behandlung ihren Israeliten angedeihen zu lassen.

Mit dieser tröstlichen Aussicht wollen wir den diesmaligen Jahresrückblick schließen. Welches auch die unmittelbaren Folgen seien, die Vereinigten Staaten haben mit ihrem Rundschreiben ein glänzendes Vorbild gegeben, das nachwirken muß und wird. Zum ersten Male schreitet die große Union zu Gunsten der Israeliten bei einem fremden Staate ein, aus hohem menschheitlichem Gesichtspunkte, und sie hat damit eine That vollzogen, die nicht wieder aus dem Gedächtnis der Kulturwelt verschwinden und als Präzedenzfall auch in Zukunft Nachahmung und Nacheiferung erwecken wird.

So dürfen wir auf das Thor des neuen religiösen Jahres die Inschrift setzen, die über der Synagoge in Lissabon prangt, die, vier Jahrhunderte nach der grausamen Vertreibung, eine blühende israelitische Gemeinde soeben sich erbaut hat: Schaare-ha-Tikwah, „Die Pforten der Hoffnung“.

Litterarische Jahresrevue.

Von

Gustav Karpeles.

Immer und immer wieder, so oft wir uns in die Betrachtung der jüdischen Litteraturgeschichte vertiefen, kehrt unser Blick zurück zu dem Manne, der der Vater und Begründer dieser Disciplin gewesen ist. Es sind etwa 85 Jahre her, seit Leopold Zunz sein kleines Schriftchen „Etwas über die rabbinische Litteratur" hat erscheinen lassen. Es ist geradezu erstaunlich, wie dieser Mann als einfacher Berliner Student mit so viel entschlossenem Muthe und frühwachen Geiste die Grenzen des Gebietes absteckte, das er nicht nur entdeckt hat, sondern auch bis zu seinem Tode beherrschen sollte. Schon dies kleine Schriftchen verräth bereits alle Eigenschaften, die ihn dereinst zum berufensten Pfleger dieser Disciplin weihen sollten. Aber was uns mehr und wichtiger ist: Genau dieselben Klagen und genau dieselben Mahnungen, genau dieselben Vorwürfe richtet er an seine Zeitgenossen, an jüdische und christliche, die wir auch heute noch erheben müssen. Das ist recht traurig, aber da es nun einmal nicht zu ändern ist, so erscheint es wohl als das Beste, „zu schauen, wie vor uns ein weiser Mann gedacht" und wie wenig weit wir es trotz alledem gebracht haben. Aus solcher Erkenntnis erwächst doch immer die Mahnung zur Einkehr und der Muth zum Fortschreiten.

Was uns am meisten an dem Schriftchen von Zunz interessiert und imponiert, das ist die erstaunliche Uebersicht, die er über ein wüstes Gebiet, über ein weites Trümmerfeld

besitzt, und der systematische Geist, der auch hier Ordnung zu schaffen versteht. Er erkennt schon damals, daß die Wissenschaft des Judenthums in ein ganzes Fach von Wissenschaften sich bei näherer Betrachtung verwandelt, die theoretisch, grammatisch und historisch erfaßt sein wollen. Die Hauptrolle spielt allerdings in dieser Wissenschaft die Theologie. Aber schon der junge Zunz beklagt, daß die Juden ihr ganzes System der Theologie nie vollkommen und klar aufgebaut haben. Geradezu providentiell klingt hier das Wort des Jünglings vor 85 Jahren: „Mehr Schädliches, Ungerechtes und Schiefes ist wohl nicht in die Welt hineingeschrieben worden, als über die jüdische Religion und die Kunst, gehässig zu machen, ist hier auf ihren Gipfel gebracht." Aber nicht nur auf dem Gebiete der Theologie, sondern auch auf allen andern haben Juden Treffliches geleistet, selbst auf dem Gebiete der Jurisprudenz, und die Anregung, die Zunz damals gab, die hebräisch-juristische Terminologie mit der entsprechenden römischen und hellenischen zu vergleichen, die allmähliche Veränderung des jüdischen Rechts und seinen endlichen Untergang in das europäische darzustellen, ist leider auch heute noch ein pium desiderium. Besser steht es schon um die Quellen der jüdischen Ethik, und wenn Zunz damals meinte, daß es wohl an der Zeit sei, das Herrliche, was darüber im Talmud und von späteren Weisen geschrieben worden sei, sachlich zusammenzustellen, so kann man wohl heute sagen, daß dies in durchaus wissenschaftlicher Weise geschehen ist.

Auch für die sog. exacten Wissenschaften, wie Astronomie, Geographie, Mathematik, Chronologie und Naturkunde besitzen wir wertvolle Arbeiten, aber noch immer nicht das von Zunz gewünschte aufklärende Wörterbuch. Auch der naturkundliche Vorrat, der im Talmud versteckt und bei Späteren, die ausschließlich dieses Fach behandeln, reichlich anzutreffen ist, liegt noch immer seit jener Zeit unbenutzt da; über die Medicin haben wir bereits wichtige Aufschlüsse; dagegen haben es auch heute noch Gelehrte nur selten der Mühe für wert gehalten, in die Technologie und Gewerbekunde, in Industrie und Handel unserer Alten sich hineinzuarbeiten. Besser steht es schon um die Kunst, um Buchdruck, Poesie

und Musik, am besten um Geschichte und Alterthumskunde. Es klingt gottseidank heute wie ein Anachronismus, wenn Zunz es damals beklagt, daß sich noch keine Fürsten gefunden haben, die „in Syrien und Babylon Ausgrabungen veranstalten lassen“. Auch die wissenschaftliche Behandlung der Sprache ist in dieser Zeit weiter gediehen, wenn wir auch noch keine systematische Geschichte der jüdischen Grammatik besitzen. Man sieht, wie nützlich ein solcher Ueberblick ist. Man lernt daraus, was wir erreicht haben und was wir noch erreichen müssen; ebenso wertvoll erscheint es deshalb die Klage zu hören, die Zunz damals angestimmt hat. Die Gleichgültigkeit gegen die jüdische Litteratur entspringt nach Zunz aus zwei Quellen: entweder herrscht sie gegen die Wissenschaft überhaupt und dann ist ihr nicht zu helfen oder gegen die jüdische allein „etwa aus der Meinung, daß sie nichts nütze — daß nichts Gescheutes darin wäre — daß man sich den Geschmack dabei verderbe — daß man es nicht weit darin bringen könne“ — also tout comme chez nous.

Aber wir müssen weiter wörtlich citieren, um die Uebereinstimmung recht drastisch hervortreten zu lassen: „Gewöhnlich artet solche neutrale Gleichgültigkeit in Verachtung aus, und es ist keine fremde Erscheinung, daß Gelehrte völlig Partei gegen unsere Wissenschaft nehmen. Hätten sie es doch nur immer gegen diese und nicht auch gegen ihre Urheber gethan. Aber verwerflicher als jene Gleichgültigkeit, empörender als diese Verachtung ist die Parteilichkeit, mit der man häufig an dieses Studium ging, nicht aus Liebe, sondern aus Haß. Alles, was auch nur oberflächlich wie ein Zeugnis gegen die Juden und das Judenthum aussah, war ein willkommener Fund.“ Dies klingt ja fast, als ob Zunz manche Gelehrte und Erscheinungen unserer Tage vorgeahnt hätte und es ist tief ergreifend, wenn er nach dieser wehmütigen Betrachtung freudig ausruft: „Dank Dir, Gott der Ewigkeit, solche Zeiten sind vorüber!“

Aber wie man nicht nur für das Gute, sondern nach talmudischer Ethik auch für das Böse Gott danken soll, so wird uns selbst dieser Ausruf des jungen Zunz nicht unverständlich bleiben, denn neben den parteiischen und bösen

finden sich ja in der That auch heute noch „kühne und biedere Federn“, die wahre Volksaufklärung verbreiten.

Wie gegen die Fremden, so geht auch Zunz gegen die eigenen Glaubensgenossen in jenem Schriftchen sehr energisch vor. Auch hier muß man seine Aeußerungen wörtlich citieren, denn sie sind geradezu prophetisch. „Wenn aber in unsern Tagen viele Juden für das Studium der rabbinischen Litteratur verloren sind, so ist es ganz schlichte Unwissenheit, erzeugt aus dem immer mehr sich verringernden Unterricht in der hebräischen Sprache. Theils bewirkt dies die schlechte Aussicht auf einstige Beförderung, der erleichterte Weg zu anders artigen Wissenschaften und die sehr lobenswürdige Ergreifung der Künste und Handwerke, des Ackerbaus, teils aber auch Kälte gegen Religion überhaupt und gegen der Vorfahren Litteratur insbesondere, der Wahn, sich mit der Beschäftigung derselben zu entehren und eine liebenswürdig moderne Ungründlichkeit von der wir noch Einiges sagen wollen.“

Wenn Zunz heute aufträte, so könnte er nicht anders zu seinen Zeitgenossen sprechen. Für uns aber sollte die Thatsache, daß die Klage, die ein weiser Mann vor nunmehr 85 Jahren ausgesprochen, auch heute noch wörtlich zutreffe, ein Ansporn sein, so viel an uns liegt, zur Besserung der Verhältnisse beizutragen.

Was ist nun im abgelaufenen Jahr nach dieser Richtung hin geschehen? Es wäre ungerecht, wenn man in Abrede stellen wollte, daß wir uns auf dem Wege zur Besserung befinden. Es geht unverkennbar ein tiefer Zug durch das moderne Judenthum nach Erkenntnis und Belehrung, eine erhöhte geistige Regsamkeit thut sich auf allen Gebieten kund, im Volke wie in gelehrten Kreisen. Hier hat man bereits angefangen, sich seiner Unwissenheit zu schämen und „wie der Hirsch nach Wasserquellen“, so lechzt man nach der Belehrung über unsere Geschichte, über unser Schriftthum, und dort beginnt man mit Eifer dieses Sehnen und Verlangen zu stillen. Man ist nicht mehr gewillt, einen großen Teil der Wissenschaft des Judenthums, vor allem die Bibelkritik, sodann aber auch die Geschichte in ihren wichtigsten Partien der Einseitigkeit, dem Haß und dem Vorurteil zur Behand-

lung zu überlassen, sondern man pocht auf unser gutes Recht und versteht es, dieses wissenschaftlich zu begründen.

Das ist ein großer Fortschritt und es ist notwendig, daß wir uns dessen inne werden, um vielen verwirrenden Zeiterscheinungen gegenüber mutig auf dem Posten zu bleiben und unbekümmert um das Drängen von rechts und links unseres geraden Wegs weiter zu ziehen. Als eine der erfreulichsten Erscheinungen auf diesem Gebiete begrüßen wir die „Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft des Judenthums“ die vor einigen Wochen in Berlin begründet wurde. Der Zweck dieser Institution ist ausschließlich die Förderung der Wissenschaft des Judentums, und zwar durch Herausgabe von Schriften, die diese Wissenschaft betreffen und durch Gewährung von ausreichenden Jahresstipendien an junge jüdische Gelehrte, die die Wissenschaft des Judenthums auszubilden bemüht sind. Beide Zwecke sind gleich löblich, gleich verdienstvoll, und wenn es gelingt, die Mittel zusammenzubringen, die für das gedeihliche Wirken einer solchen Gesellschaft notwendig sind, so darf man auf diese Neugründung die besten Hoffnungen setzen. Es versteht sich von selbst, daß die von der Gesellschaft herauszugebenden Schriften einen streng wissenschaftlichen Charakter haben werden, aber es wäre mehr als thöricht, wenn man glauben wollte, daß diese Arbeit nicht auch für weitere Kreise von großem Nutzen sein würde. Nur wenn die wissenschaftlichen Vorarbeiten in der notwendigen Vollständigkeit vorliegen, kann an eine Popularisierung der Wissenschaft ernstlich gedacht werden. In alten Tagen hat man die Wissenschaft um ihrer selbst willen (lischmoh) gefördert, in unserer Zeit aller Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit kennt man diese Selbstlosigkeit kaum noch. Aber man begreift dafür um so eher, wie notwendig es für das Gedeihen einer Gemeinschaft sei, wenn in ihr die Wissenschaft gepflegt wird. Es giebt nur noch Wenige, die einer Popularisierung der Wissenschaft ernstliche Bedenken gegenüberstellen. Alle Zweifel sind von der Macht der Thatsachen längst überholt worden. Der Talmud vergleicht sehr geistvoll solche Gelehrte, die die Wissenschaft gewissermaßen als esoterisch behandeln, mit einer Myrthe, die in der Wüste wächst und von der Niemand Genuß und Freude hat.

Darum dürfen jedoch die Gefahren, die im Halbwissen liegen, nicht unterschätzt werden; aber freilich, wenn man eins gegen das andere abwägt und selbst solche einsame Gelehrten vor die Alternative: Halbwisser oder Nichtswisser stellen würde, so glauben wir, daß kein einziger sich unbedingt für die letzteren entscheiden möchte.

Wir begrüßen es darum als einen großen Fortschritt, daß auch von verschiedenen Seiten für die Popularisierung unserer Wissenschaft in diesem Jahre Wichtiges unternommen wurde und zwar — es ist notwendig, dies ausdrücklich zu konstatieren — von den beiden innerhalb des modernen Judenthums herrschenden Richtungen. Der liberale Verein für die Angelegenheiten der jüdischen Gemeinde zu Berlin hat einen Preis für die beste Arbeit über das Wesen des Judenthums ausgesetzt, die orthodoxe jüdisch-litterarische Gesellschaft in Frankfurt a. M. hat wiederum einen Preis auf eine kurze, in deutscher Sprache abzufassende Geschichte der gaonäischen Periode ausgesetzt. Beide Unternehungen sind gleich verdienstvoll. Und wenn sich manche der ersten Anregung gegenüber noch immer skeptisch verhalten, so muß man diese immer wieder auf den eigentlichen Urgrund unserer Geschichte und unserer Wissenschaft Urquell hinweisen, denn es kann gar keinen Zweifel darüber obwalten, daß unsere Wissenschaft und unsere Litteratur Ausfluß des Judenthums sind. Man muß also das Wesen des Judenthums kennen, um dessen Beziehungen zu Wissenschaft und Litteratur zu erkennen.

Schon vor einem halben Jahrhundert hat ein edler jüdischer Gelehrter, Dr. Bernhard Beer, in seinen jüdischen Litteraturbriefen diesen Zusammenhang in geistvoller Weise erörtert, indem er die vier verschiedenen hauptsächlichsten Religionen nach Maßgabe ihres Wesens, nach der Verschiedenheit ihrer Manifestationen betrachtete und daraus die für unsern Zweck notwendigen Schlüsse zog: das Heidenthum, das Christenthum, den Islam und das Judenthum. Das Heidenthum nimmt die Materie zum Ausgangspunkt, dem Christenthum manifestiert sich die Gottheit auch erst durch Incarnation, im Islam wurde die geistige Auffassung ebenfalls nicht konsequent durchgeführt, das Judenthum aber hielt konsequent an dem geistigen Prinzip fest. Es wies jede

bildliche Vorstellung ab und erkannte als die Art und Weise, wie Gott sich den Menschen mitteilte, blos die geistige an. „Wie konnte aber das, was der Geist dem Geiste mitteilte, anders seine Form erhalten als in Worten und diese wie anders aufbewahrt werden als in Schriften?“ Man begreift daher, wenn die Rabbinen in ihrer Weise allegorisch diesen Gedanken sinnreich dadurch ausdrücken, daß sie sagen, die Lehre sei der ganzen Schöpfung vorangegangen. Wenn das Judenthum also von seinem Ausgangspunkte an den Geist im Gegensatz zur Materie unbewußt im Auge behält, wenn sein Wesen und sein Beruf darin besteht, das Geistige von dem Materiellen zu trennen und ersteres zur Herrschaft zu bringen, bis es die ganze Menschheit erfüllt, so ergiebt sich aus alldem mit innerer Naturnotwendigkeit die Konsequenz, daß ebenso wie das griechisch-römische Heidentum der bildenden Kunst, das Christentum mindestens der Mitwirkung der schönen Künste zur Entfaltung bedurfte, so erheischt das Judentum geistige Ausströmungen in Wort und Schrift, eine Litteratur, eine Wissenschaft, die von ihm unzertrennlich ist und seinen charakteristischen Ausdruck darstellt. Man sieht also, daß die Frage über das Wesen des Judentums mit reiflicher Ueberlegung allen andern vorangestellt wurde, denn alle Ideen und Auffassungen, Wahrnehmungen und Erfahrungen, die im Gebiete der jüdischen Lehre und des jüdischen Lebens sich kund gaben oder jemals Raum gewonnen, sind integrierende Teile des Judentums und müssen in dessen Litteratur eine Vertretung finden.

Die Preisaufgabe über das Wesen des Judentums führt uns mit logischer Konsequenz zu ihrem Ausgangspunkte zurück. Der Kampf gegen Adolf Harnack und dessen beständig in neuen Auflagen erscheinende Schrift hat auch in diesem Jahre nicht aufgehört. Inzwischen hat Harnack ein neues Buch herausgegeben, in dem er seinen Kampf gegen das Judentum auf ein neues Gebiet verlegt. Aber die jüdischen Geschichtsforscher werden ihm auch dahin folgen, um seine Angaben zu kontrolieren und, wo es notwendig ist, zu widerlegen. Das neue Buch führt den Titel: Die Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten. Es ist ein gründliches, mit erstaunlichem Fleiß gearbeitetes

Werk, und die Resultate der mühevollen Forschung sind, wie man es bei Harnack nicht anders gewohnt ist, anschaulich und anziehend dargestellt.

Es ist für jeden Kenner jener Geschichtsperiode begreiflich, daß Harnack zunächst von der Verbreitung und Entschränkung des Judentums als den äußeren und inneren Bedingungen für die universale Ausbreitung des Christentums spricht. Daß die Ausbreitung des Judentums in der Diaspora in einer, erst durch die Forschungen der letzten Jahre klargelegten Weise dem Christentum den Weg bereitet hat, ist eine feststehende Thatsache. Besondere Aufmerksamkeit wendet aber Harnack dem Uebergang von der Juden- zur Heidenmission durch Paulus zu, „der das Volk Israel und die Religion Israels in der Geschichte entthront, das Evangelium von dem jüdischen Boden losgerissen und auf den Boden der Menschheit verpflanzt" haben soll. Er erst habe die volle Reaction des Judentums gegen das Evangelium herausgefordert. Und nun hätten die Verhetzungen und Verläumdungen der Juden gegen die Christen begonnen! „Sie haben" — sagt Harnack — „wenn nicht Alles täuscht, die neronische Christenhetze inspiriert und fast überall bei den späteren blutigen Verfolgungen im Hintergrunde oder im Vordergrunde der Action gestanden." Wenn nicht alles täuscht! Und wenn nun, soweit es möglich, nachgewiesen werden sollte, daß alles täuscht, wird dann der gelehrte Kirchenhistoriker seine schwere Anklage namentlich in Bezug auf die neronische Christenhetze wirklich zurücknehmen?

Die Gegenwirkung der Juden gegen das Christentum sei erst im Wesentlichen zur Zeit Hadrians erloschen, aber die Synagogen und einzelne Juden, so belehrt uns Harnack, hätten die Anfeindungen und Aufhetzungen noch lange fortgesetzt. Freilich, so fügt er hinzu: „Die Juden thaten, was sie mußten: sie beschleunigten den Prozeß, der die volle Befreiung der neuen Religion von der alten bedeutete und der dem Judentum die Lösung der schon begonnenen Aufgabe, sich zur Weltreligion auszugestalten, entzog." In jedem Falle erwächst auch diesmal unsern Gelehrten die Pflicht, Harnack Schritt für Schritt zu folgen und streng wissenschaftlich zu widerlegen.

Wenn der Kampf gegen Harnack mit seinen großen Problemen uns bis an die Schwelle der Gegenwart führte, so kehren wir auf dem Wege, den ein anderer nicht minder bedeutender Forscher uns gewiesen, vorerst wieder in die graue Vorzeit zurück. Denn nicht weniger heftig wie um Harnack drehte sich in diesem Jahr der Kampf der Gelehrten um den Vortrag von Friedrich Delitzsch: Babel und Bibel. Weit über die Kreise der Gelehrten hinaus hat dieser Vortrag berechtigtes Aufsehen erregt und hier lag nun wirklich die Gefahr vor, daß Probleme und Hypothesen der Wissenschaft, die noch lange nicht als geklärt gelten können, von einem urtheilslosen Publikum als feststehende Thatsachen angenommen und weiter verbreitet werden. Dieser Gefahr mußte man begegnen, und es ist dies in sehr eingehender Weise von christlichen wie von jüdischen Gelehrten geschehen. Die beiden wertvollsten Arbeiten auf diesem Gebiete sind von Eduard König (Bibel und Babel) und Jacob Barth (Babel und israelitisches Religionswesen). Außerdem haben gegen Delitzsch Budde, Jensen, Kittel, Cornill, Oettli, Knieschke, Volz, Merx, Sayce, Rosenthal u. a., wie man sieht eine stattliche Gelehrtenzahl, sich gewendet. In der That bleibt nach diesen Widerlegungen von dem ganzen Hypothesengebäude Delitzschs kaum noch ein Stein übrig.

Es ist begreiflich, daß die Wiederaufdeckung der Schriftdenkmäler Vorderasiens aus mehrtausendjährigem Schlaf in der orientalischen Welt eine förmliche Revolution hervorgebracht hat; in der That wurden in den Denkmälern der babylonisch-assyrischen Keilschrift neue Quellen der Erkenntnis uns erschlossen. Aber trotz der vielen Ausgrabungen und Expeditionen bleibt immer noch für den Forscherfleiß genug zu thun übrig. Deshalb konnte die unter dem Protektorat des Kaisers stehende „Deutsche Orient-Gesellschaft" für ihre Thätigkeit kein wichtigeres Feld wählen als gerade Babylon. In den Ostertagen des Jahres 1899 begann die Arbeit. Unter den Auspicien Delitzschs und unter der Leitung Koldeweys sind bereits zahlreiche Funde an das Tageslicht gefördert worden, und es ist selbstverständlich, daß man sich nun die Frage vorlegt, welchen Quellenwert diese babylonisch-assyrischen Schriftdenkmäler besitzen. Eduard König, den

man wohl als einen der besonnensten und gelehrtesten Forscher rühmen darf, sagt mit Recht, daß man diese Frage selbst vor uneingeweihten Lesern nicht völlig unterdrücken könne, und er beantwortet sie sehr geschickt durch den vergleichenden Satz: „Einerseits ist in der babylonisch-assyrischen Keilschriftlitteratur nicht alles unzweifelhaft authentisch, unversehrt und sicher deutbar, und andererseits ist in der hebräischen Litteratur nicht alles so jung und tendenziös verfärbt, wie eine Anzahl neuester Forscher anzunehmen geneigt ist."

Die Ueberzeugung, daß Israel in seinem Geschichtsbewußtsein eine vormosaische Periode unterschieden hat, gewinnt jetzt allgemein selbst in radikalen Kreisen an Terrain. Delitzsch hat in dieser Beziehung Licht und Schatten ungleich verteilt. Denn während er gegen die Chronologie der Bibel manche Einwendungen erhebt, sagt er kein Wort von den Mängeln der Keilschriftlitteratur. Er nimmt als feststehend an, daß die zwölf Stämme Israels aus kanaanäischem Volke hervorgegangen seien. Die israelitische Ueberlieferung spricht gerade dagegen, indem sie die Kanaaniter von den Hebräern scharf unterscheidet, aber das ethnologische Verhältnis ist nicht das wichtigere, sondern das kulturgeschichtliche. Ohne Zweifel hat die babylonische Kultur den Völkern der alten Welt viel gegeben, im Himmel wie auf der Erde, in der Wissenschaft wie in der Kunst; sicher ist auch die israelitische Kultur von ihr beeinflußt worden und zwar in der Sprache sowohl wie in der Litteratur. Ob aber auch im Kultus, ist eine andere Frage, und diese Frage muß verneint werden. Oder wird jemand wohl behaupten wollen, daß Israel von den Babyloniern das Beten und Opfern gelernt habe? Mit einem ganzen Heer von Argumenten haben die oben erwähnten Forscher die Hypothesen Delitzschs über das bekannte Bild, welches einen Vorgang aus der biblischen Urgeschichte darstellen soll, über die Dämonen, die einen schwierigen Vers in der Rede Jesajas erklären sollen, über den Zusammenhang der babylonischen und altisraelitischen Flutgeschichte, über den Ursprung des Sabbaths und — was die Hauptsache ist — über den biblischen Monotheismus widerlegt. Nach Delitzsch hat die monotheistische Gottesanschauung schon bei dem alten kanaanäischen Stämmen existiert, die sich um 2500 v. Chr.

in Babylonien seßhaft gemacht haben und denen Hammurabi, ein Zeitgenosse Abrahams, angehörte. Es braucht wohl nicht erst gesagt zu werden, welche Bedeutung diese Hypothese hat. Glücklicherweise steht sie auf thönernen Füßen, denn sie geht von einer eigentümlichen Deutung des Wortes Illu aus, welche von den semitischen Philologen gründlich zurückgewiesen wurde. Es ist vielmehr eine historische Thatsache — und wir citieren hier am besten wieder Eduard König — „daß der Monotheismus weder in Babylonien noch in Südarabien erwachsen und überhaupt bei keiner semitischen Völkerschaft außer in dem die prophetische Religion bekennenden Israel zum Siege gelangt ist". Man sieht, die Angriffe des berühmten Assyriologen auf unsere größten Heiligtümer haben einen erfreulichen Erfolg gehabt, den nämlich, daß sich ernsthafte Forscher nunmehr fragen: Wird es nicht endlich Zeit werden, das, was israelitisch ist, aus Israel selbst zu erklären? Das ist ein Erfolg, den wir nicht hoch genug anschlagen und für den wir Herrn Delitzsch nicht genug dankbar sein können. Ich schließe mit den schönen Worten König's, die auf einer tief begründeten wissenschaftlichen Überzeugung beruhen: „Ja, Babel ist gewiß der Ausgangspunkt vieler Kulturelemente, für nähere und entferntere Gebiete, aber die Religion, dieser abschließende Faktor aller Kultur besitzt ihre klassische Kultur in der Bibel. Babel mag immerhin „das Hirn Vorderasiens" genannt werden, aber was den Lebenspunkt der Bibel bildet, das quoll aus einer weltüberragenden Erfahrung, und es wird doch dabei bleiben: in Babel strebte die Menschheit zum Himmel, in der Bibel ragt der Himmel in das arme Menschenleben hinein."

Daß wir die umfassendste Arbeit über die Religion des Euphrat-Thales im Berichtsjahr gerade einem Juden verdanken, der unbeschadet seines Judentums auf dem Boden streng objektiver Forschung steht, erfüllt uns mit aufrichtiger Genugthuung. Das Buch von Morris Jastrow jr. über die Religion Babyloniens und Assyriens, welches die Fachmänner schon seit längerer Zeit kannten und schätzten, erscheint jetzt in einer vom Verfasser vollständig durchgesehenen und überarbeiteten deutschen Uebersetzung. Es ist natürlich, daß

Jastrow nicht so weit geht wie Delitzsch und Winkler, welch letzterer den Einfluß der babylonischen Kultur derartig hoch einschätzt, daß er in der Umgestaltung der Mythen, Legenden und der Kosmologie des gesamten Altertums die Wirksamkeit jenes mythologisch-astrologischen Systems erblicken will, daß er nicht nur den Monotheismus der Hebräer, sondern sogar auch den Islam von den babylonischen Theologen inspiriert sein läßt. Aber auch Jastrow ist der Ueberzeugung, daß babylonische Mythen, Ueberlieferungen und Vorstellungen in verhältnismäßig sehr früher Zeit ihren Weg zu den Völkern gefunden haben. Ein rechtes Verständnis des alten Testaments sei unmöglich, wenn man nicht die Keilschriftlitteratur berücksichtige.

Was sonst zum Verständnis der Bibel in diesem Jahre geleistet worden, läßt sich kurz zusammenfassen. Die beiden großen Kommentare von Marti und Nowack schreiten ihrem Ende entgegen; die Kommentare von Siegfried zu Esra, Nehemia und Esther, von Holzhey über Esra und Nehemia und von Bertholet über dieselben Bücher, der Kommentar von Happel zu Nachum, der von Gallee zu Daniel, die zweite Auflage des Jesaia von Duhm, vor allem aber der Hiob von Delitzsch, der wohl geeignet ist, uns mit seinen babylonischen Phantasien auszusöhnen, erschließen das Verständnis der heiligen Schrift nach verschiedenen Richtungen. Außerdem sind noch folgende Arbeiten zu nennen: Kaulen: Der biblische Schöpfungsbericht, Kautzsch: Die Poesie und die poetischen Bücher des alten Testaments, Giesebrecht: Deuterojesaias, Torge: Aschera und Astarte, Eugen Müller: Der echte Hiob, Wilhelm Riedel: Alttestamentliche Untersuchungen, Georg Jacob: Das hohe Lied auf Grund arabischer und anderer Parallelen von Neuem untersucht — eine Arbeit, die wohl viel Widerspruch hervorrufen wird — Kirkpatrick: Untersuchungen zu den Psalmen, Harper: Hoheslied, Baudissin: Einleitung in die Bücher des alten Testaments, Engert: Der betende Gerechte der Psalmen, Holborn: Der Pentateuch im Lichte unserer Zeit, Kelso: Die Klagelieder, Loisy: Etudes bibliques. Das sind so die erwähnenswertesten Arbeiten auf dem weitverzweigten und immer weiter sich verzweigenden Gebiete der Bibelkritik.

Zur Orientierung über die Bedeutung des alten Testaments leisten die beiden Vorträge von E. König und E. Kautzsch vorzügliche Dienste. Gegenüber der sich überstürzenden Kritik stellt E. König die Prinzipien der Forschung im alten Testament auf sichere Grundlagen, von denen besonnene Forscher wohl kaum abweichen werden. Die beiden großen encyklopädischen Handwörterbücher zur Bibel von Cheyne und Hastings sind bis zum dritten resp. vierten Band gediehen, die Grammatik von Gesenius in der Bearbeitung von Kautzsch hat bereits die 27. Auflage erlebt. Ueber die Notwendigkeit und Möglichkeit der neuen Ausgabe einer hebräischen Bibel hat R. Kittel in einer lesenswerten Schrift gehandelt.

Von jüdischen Arbeiten auf diesem Gebiete sind zu nennen: der neue Band des ein gewisses Aufsehen erregenden hebräischen Bibelkommentars von A. Ehrlich: Mikro ki-Peschuto, ich erwähne hier gleich die scharfe Kritik, die Brody an diesem radikalen Bibelkommentar geübt hat, ferner Halevy: Recherches bibliques, Gelbhaus: Nehemias, Lazarus: Die syrische Uebersetzung des Buches der Richter, Bloch: Zur samaritanisch-arabischen Pentateuch-Uebersetzung zum Deuteronomium, Renzer: Die Hauptpersonen des Richterbuches in Talmud und Midrasch. Eine tüchtige Arbeit ist der Vortrag von Max Ellguther über die soziale Gesetzgebung der Bibel, in dem das Verhältnis zu den großen sozialen Problemen der Gegenwart wie Sonntagsruhe, Arbeiterschutz, Unfallverhütung und Haftpflicht, Armenpflege, Agrargesetzgebung, Steuerfrage, Polizei und Hygiene sehr eingehend und sachlich besprochen werden, ferner Eisenstadt und Deutsch: Kommentar zum Pentateuch, Onderwyzer: Die holländische Uebertragung des Pentateuch, Cylkow: Eine polnische Uebersetzung von Ezechiel, endlich die ausgezeichnete und geradezu grundlegende Arbeit von Ludwig Blau: Studien zum alt-hebräischen Buchwesen und zur biblischen Litteraturgeschichte. Aus diesem sehr interessanten Buche erfahren wir über die äußere und innere Gestalt, ferner über die Aufbewahrung und den Vertrieb der alt-hebräischen Bücher wohl zum ersten Mal authentische d. h. aus den Quellen geschöpfte wertvolle Nachrichten.

* * *

Die Litteratur der Apokryphen und des Hellenismus ist auch diesmal sehr reich bedacht worden. Kein Wunder! Denn gerade aus diesen Schriften holen sich ja die nicht-jüdischen Fachgelehrten gemeinhin das ganze Material für die Beurteilung des Judentums im Zeitalter Christi — weil ihnen das andere Material eben unzugänglich ist und bleiben wird. Wie wenig berechtigt dies aber sein mag, zeigen viele Untersuchungen über diese Schriften.

Das Hauptinteresse nehmen noch immer die Sirach-Funde in Anspruch. Man staunt, wenn man eine Zusammenstellung dieser Litteratur liest. Allein an Texten und Ausgaben werden zehn aufgeführt, die andere Litteratur ist bereits eine so umfangreiche geworden, daß sie nur noch schwer zu übersehen ist. Wir freuen uns, daß auch jüdische Forscher mit Eifer sich an diesen Studien beteiligt haben. Wir nennen nur Bacher, Blau, Chajes, Fränkel, Halevy, Kaatz, Margoliouth, Adler, Gaster, Krauß, Landauer, Müller, Perles, Margulis und vor allem natürlich Schechter selbst. Es ist außerordentlich erfreulich, daß auch das grundlegende Werk für all diese Studien das eines Juden ist, nämlich die Ausgabe der Sirachfunde von Israel Lévi. Auf katholischer Seite hat N. Peters das Buch untersucht, übersetzt und mit einem Kommentar versehen, der von einer gründlichen Vertiefung in die sprachlichen Eigentümlichkeiten und in den sachlichen Wert des Werkes zeugt. Ebenfalls von katholischer Seite ist ein Kommentar mit einer lateinischen Uebersetzung von J. Knabenbauer erschienen; den Nachweis eines Metrums und der Strophenbildung in den Fragmenten hat H. Grimme auf Grund eingehender Untersuchungen zu führen versucht. Ueber das Buch der Weisheit hat E. Feldmann, über die griechischen Daniel-Zusätze und ihre kanonische Geltung M. Julius gearbeitet, die Schrift von M. Rosenbaum: Altjüdische Romane und Novellen in griechischer Sprache tritt mit der Hypothese auf, daß einzelne dieser Apokryphen wie Judith, Tobith, Susanna u. a. zu den Romanen gehören, welche in Alexandrien und Kleinasien in der römischen Periode und der Blütezeit der Novelle entstanden seien. Von der neuen Ausgabe der Werke Philos durch Cohn und Wendland ist der vierte Band erschienen.

Die Urgeschichte des Christentums ist auch diesmal mit besonderen Eifer studiert und behandelt worden. Auch schon bei der oberflächlichen Lektüre der einzelnen Schriften wird man die Gründe erkennen, welche gerade in unserer Zeit, die auf vielen Gebieten mit jener eine verzweifelte Ähnlichkeit hat, zum Studium dieser Geschichtsperiode führen. Vom wissenschaftlichen Standpunkte aus ist das Werk von W. Bousset: Die Religion der Juden im neutestamentlichen Zeitalter, das wichtigste. Es bietet manche neue Gesichtspunkte und basiert auf eingehendem Quellenstudium, aber der Standpunkt ist natürlich derselbe, den die moderne Theologie bisher behauptet hat. Die Beurteilung der Juden, des „Gesetzes", ist auch hier nicht um einen Schritt weiter gekommen. Da muß man doch sagen, daß Holtzmann mit seiner Arbeit über die jüdische Schriftgelehrsamkeit zur Zeit Jesu weit objektiver, ja unter allen christlichen Theologen neben Schürer und Strack sich als der objektivste erwiesen hat. Seine Ansichten über die Pharisäer sind doch ganz andere, als die bisher in christlichen Gelehrtenkreisen geltenden; er sieht in den Rabbinen die Erben und Nachfolger der Propheten, die Männer, die die Ideale der prophetischen Vordern fortgebildet haben. Das ist ein großer Fortschritt, wenn man an die Zeit zurückdenkt, wo Abraham Geiger gegen hervorragende christliche Theologen seine Polemik gerade nach dieser Richtung hin führen mußte.

Es ist von Interesse, daß man jetzt auch auf jüdischer Seite anfängt, sich mit den Problemen jener Zeit eingehender zu befassen. Das Buch von Harris Weinstock: Jesus the Jew ist ein wertvoller Beitrag zu der Frage, wie die modernen Juden zu dem Stifter der christlichen Religion und seinem messianischen Ideal sich stellen.

Von einem anderen Gesichtspunkte aus betrachtet Wolfgang Kirchbach, ein angesehener deutscher Schriftsteller, die einschlägigen Fragen. Sein Buch: Was lehrte Jesus? ist in zweiter und verbesserter Auflage mit dem Anspruch aufgetreten, auch ein Buch für die Fachtheologen zu sein. Seine Schlußfolgerungen können allerdings nur diejenigen mitziehen, die auf dem Standpunkt der unbedingten freien Wissenschaft stehen. Kirchbach ist kein Theologe von Beruf,

er hat sich den freien Blick für die Erscheinungen der Zeit bewahrt und obwohl er aus den Ergebnissen der modernen Bibelkritik schöpft, versteht er es doch, die Lehre Jesu in einer andern Weise auszulegen, die vielen Beifall gefunden hat. Im Anhang giebt er zwei Studien über Natur und Naturwissenschaft, sowie über Tierschutz und Tierethik in der Bibel, die wir allen Lesern empfehlen. Auch sonst mehren sich die Schriften, die von einem andern Standpunkt als dem des kirchlichen Dogmas aus die Erscheinung Christi und seine Tendenzen auffassen. Ich nenne nur die Schrift von F. Manser, der auch die Grundlehre einer neuen Kirche aufstellt, in die nach seiner Meinung die Juden „vielleicht im großen und ganzen“ eintreten würden. Dieser Ansicht sind wir nun allerdings nicht, aber die Schrift bleibt doch trotzdem ein charakteristischer Beitrag für die Strömungen und Bestrebungen unserer Zeit, in der der Drang nach Wahrheit und Erkenntnis mitunter seltsame Formen annimmt, immerhin aber die besondere Aufmerksamkeit und Teilnahme der Gebildeten beansprucht.

Auch die neue Ausgabe des Toldot Jeschu, jenes unglückseligen Buches, das den Juden von jeher mehr Ärgernis bereitet hat als den Christen, die S. Krauß mit gewohnter Akribie besorgt hat, muß hier erwähnt werden. Die Frage, ob eine solche Arbeit in diesem Augenblick opportun sei, ist eine müßige und kann wohl nur von solchen aufgeworfen werden, die noch immer nicht begreifen, daß die Wissenschaft Selbstzweck, und daß wir Juden nichts, absolut nichts zu verheimlichen haben, sondern nur den einzigen Wunsch hegen, daß unser gesamtes Schrifttum im vollen Lichte der Oeffentlichkeit stehe und dadurch allein allen Vorurteilen gegenüber unüberwindlich sein möchte.

* * *

Unmerklich gelangen wir so auf gebahnten Wegen in die talmudische Periode. Von der deutschen Talmud-Übersetzung von Lazarus Goldschmidt sind wieder einige Lieferungen (Bd. VII, Sanhedrin) erschienen. Man muß den Mut bewundern, mit welchem der junge Autor fast ohne jede Förderung, sondern im Kampf mit scheinbar unüberwindlichen

Hindernissen seines Weges rüstig weiter zieht. Er überwindet damit auch die Bedenken, die viele Einsichtige seiner Zeit gegen das Unternehmen erhoben haben. Auch von der italienischen Mischna-Übertragung Castiglioni's und von der deutschen von Baneth und Hoffmann sind wieder Lieferungen herausgekommen. Bacher und Schürer haben den längst ersehnten Index zu ihren Werken über die Haggada und über die Geschichte Israels im Zeitalter Christi erscheinen lassen. Einen Index zu dem in den bei den Talmuden und Midraschim befindlichen Haggadot (etwa 14000) hat A. Hyman herausgegeben; wertvolle Varianten zum palästinensischen Talmud hat D. Ratner ediert. M. W. Rappoport hat den zweiten Teil seiner vergleichenden kritischen Studie über das talmudische Recht erscheinen lassen. Eine gute Einführung in das Studium des Talmuds für Anfänger bietet J. Singer in seinem Hamadrich; den Midrasch Haggadol aus Yemen zur Genesis hat Schechter, den Jalkut Machiri zu den Sprüchen L. Grünhut, den Midrasch Sechel Tob zum Exodus S. Buber und das nach vielen Richtungen hin interessante und um seiner ethischen Weltanschauung willen besonders wichtige Seder Eliah Rabba und Zuta M. Friedmann herausgegeben. Einen verheißungsvollen Prospekt zur wissenschaftlichen Ausgabe des Midrasch-Rabba verdanken wir J. Theodor. Zwei sehr wertvolle Arbeiten zur einschlägigen Litteratur sind die von A. Büchler über das Synhedrion in Jerusalem und von J. Ziegler über die Königsgleichnisse des Midrasch. Die Vorstellungen von der obersten Religionsbehörde in Jerusalem erfahren durch Büchlers grundlegende Arbeit eine ganz neue Beleuchtung. Er weist nach, und zwar aus den talmudischen Quellen, daß die Behandlung, welche Männer wie Kuenen, Wellhausen und Schürer den jüdischen Nachrichten über das Synhedrion im jerusalemischen Tempel in ihren Werken von Auflage zu Auflage unverändert angedeihen lassen „nicht blos eine ungerechtfertigte, sondern auch eine unwissenschaftliche und vorurteilsvolle ist.“ Büchler schreibt diese Worte mit Bedauern, aber in voller Erwägung ihres Inhalts nieder. Es ist ihm nicht um die Verteidigung des talmudischen Schrifttums zu thun, sondern ausschließlich um

die Feststellung eines geschichtlichen Thatbestandes. Auch der vorurteilsvollste Kritiker wird ihm zugestehen müssen, daß seine Arbeit von fleckenloser Objektivität ist. Aber wir freuen uns, wieder einmal an einem grundsätzlichen und sehr wichtigen Beispiel zu ersehen „wie die sonst bewundernswerte Gründlichkeit und sonst so streng gewahrte Sachlichkeit ihre Herrschaft über das Denken einbüßen, sobald talmudische Meldungen, denen des Josephus oder der Evangelien widersprechen oder auch nur zu widersprechen scheinen“. Nicht weniger wertvoll ist das Buch von Ziegler; es verbreitet nicht nur Licht über viele Midrasch-Stellen, sondern es bietet ein einheitliches Bild von der Auffassung, welche die Männer der Haggada von den Zuständen im römischen Kaiserreich gehabt haben. Wir erhalten einen merkwürdigen Einblick in die Verhältnisse des Römerreiches über Amtszeichen und Ehrungen der Kaiser, ihre Jurisdiktion, ihre Beamten und Freunde, ihre Freigelassenen und Sklaven, ihren Staats- und Familienbesitz, ihre familiären Verhältnisse, das Heer, die Spiele, Mahle und Jagden. Alles wird sehr hübsch, anschaulich und eingehend beschrieben. Wir empfangen den Eindruck, daß aus allen Teilen der Haggada uns griechisch-römisches Leben entgegenströmt, und daß das Judentum nur in seinem nationalen und religiösen Leben sich abgeschlossen hat. Aber nicht nur die jüdische, sondern auch die römische Archäologie wird aus diesem Buche manche Förderung erfahren.

Auf das Gebiet der Geschichte übergehend, möchten wir zunächst erwähnen, daß von dem Standardwork der jüdischen Geschichte von Graetz immerfort neue Auflagen herauskommen. Allerdings, wie es scheint, unter Ausschluß der Öffentlichkeit, da diese weder angezeigt noch besprochen werden. Es ist das von der einen Seite ein gutes Zeichen, da das Buch von selbst geht, auf der andern Seite aber ist ein solches Beispiel nicht gerade nachahmenswert. Die Geschichte der Juden in Babylonien von Anfang des dritten bis zu Ende des fünften Jahrhunderts hat S. Funk in einem lesenswerten Buche dargestellt. Er wich von der Gewohnheit früherer Historiker, das Volk ausschließlich in seinen hervorragendsten Führern zu charakterisieren, mit Recht ab und gab nach Art der modernen Kulturgeschichte ein Bild von dem Gesamtleben

des Volkes, wie es arbeitet und ruht, erwirbt und genießt, jauchzt und trauert, in der Lehre forscht und betet. Sonst ist auf rein geschichtlichem Gebiete nicht allzu viel geleistet worden. Fast da, wo Funk aufhört, beginnt S. Kahn mit seinen Notizen über die Juden von Nimes. Daran schließt sich die Schrift von M. A. Gerson über die Juden in der Champagne. Wertvolle Studien zur Geschichte der Juden in der Schweiz während des Mittelalters hat Augusta Steinberg angestellt. Sie sind nach der aus dem 17. Jahrhundert stammenden Chronik des Züricher Pfarrers Ulrich der erste Versuch, die Geschichte der Juden in der Schweiz während des Mittelalters in wissenschaftlich exakter Forschung darzustellen. Die gelehrte Verfasserin vermutet, daß Basel der Ort im deutschen Teil der heutigen Eidgenossenschaft sei, wo die Juden die erste Aufnahme gefunden haben. Ihre Arbeit ist geradezu eine musterhafte historische Untersuchung. Die Judenverfolgungen im zweiten schwedisch-polnischen Kriege (1655—59) bespricht L. Lewin. Die polnische Stadt Dubnow und ihre Rabbiner bilden den Gegenstand einer Monographie von D. Pesis; einen unermüdlichen Eifer bringt F. H. Wetstein der alten Geschichte der Juden in Polen, insbesondere in Krakau, entgegen. Die Portugiesengräber auf deutscher Erde schildert M. Grunwald in einer vorzüglichen Arbeit, die zugleich ein Beitrag zur Kultur- und Kunstgeschichte ist. Von demselben Autor ist noch ein kleiner, aber sehr interessanter Essay über Juden als Rheder und Seefahrer zu erwähnen. In der That ist ja auch noch heute über eine Bethätigung der Juden auf diesem Gebiete im Allgemeinen so gut wie gar nichts bekannt. Was der Verfasser auf wenigen Seiten beibringt, ist von großem Interesse und aktueller Bedeutung. Das Sonderrecht der gemeinen Judenschaft zu Fürth im 18. Jahrhundert hat F. Neubürger ediert. Die Geschichte der Juden in England und in Amerika erfährt immer neue Bereicherung durch die Transactions der englischen und durch die Publications der amerikanisch-jüdisch-historischen Gesellschaft.

*　*　*

Die reichste Thätigkeit wurde auch diesmal auf dem Gebiete der Litteraturgeschichte entwickelt. Es ist dies sehr

natürlich, und alle Reklamationen dagegen entspringen entweder aus unzureichender Anschauungsweise einerseits oder aus mangelnder Erkenntnis andererseits. Mögen sich die selbstlosen und fleißigen Arbeiter auf diesem Gebiete durch alle Angriffe auf die „nutzlose“ Kleinarbeit ja nicht abschrecken lassen, Stein auf Stein zu dem neuen Bau beizutragen, der einmal in einer allen wissenschaftlichen Anforderungen genügenden jüdischen Litteraturgeschichte ja doch wird aufgerichtet werden.

Ich möchte bei dieser Gelegenheit gleich ein Wort über den Streit sagen, der sich zwischen den beiden religiösen Lagern über die von mir bereits im vorigen Jahre angezeigte Arbeit von Halevy entsponnen hat. Auf liberaler Seite hat J. Elbogen mit seiner Schrift über die neueste Konstruktion der jüdischen Geschichte, auf orthodoxer Seite H. Kottek mit seiner Schrift über Fortschritt oder Rückschritt in der jüdischen Wissenschaft das ausgesprochen, was man in beiden Lagern über die Sache denkt. Für uns ist es nur interessant und wichtig, daß beide behaupten, die Wissenschaft müsse frei von jeder Tendenz sein. Wenn dies wirklich in beiden Lagern beherzigt wird, dann erst wird die Wissenschaft des Judenthums auf dem richtigen Boden stehen und die Anerkennung finden, die ihr gebührt.

Das wichtigste Werk des Jahres ist der zweite Band der Jewish Encyclopedia. Nach mancherlei Änderungen in der Ausführung und in der Leitung des Unternehmens scheint dasselbe so gut wie sicher gestellt. Es ist das für die Wissenschaft des Judentums in hohem Grade erfreulich, und die Juden Amerikas dürfen mit Stolz auf diese Leistung blicken. Der zweite Band schließt sich dem ersten ebenbürtig an. Er geht von den Apokryphen bis Benash; man kann also sagen, von der nachbiblischen Zeit bis in das Zeitalter der Kabbala. Von besonderem Interesse sind die Artikel über Apostaten, arabisch-jüdische Philosophie, die aramäische Sprache, Aristoteles, über die Juden als Soldaten, über Kunst und Künstler, Kleinasien, Asmodai, Assyrien, Astrologie und Astronomie, über Sühnopfer und Versöhnungstag, über die Attribute, über die Juden in Österreich (von G. Deutsch) über die Hochschulen in Babylon, die Juden in Bayern, in Belgien

u. s. w. Besondere Sorgfalt ist dem biographischen Teil zugewendet worden und eine sehr schöne Beigabe sind die ausgezeichnet hergestellten Illustrationen, von denen wir freilich im Interesse der Wissenschaftlichkeit die modernen Genre-Bilder gern ausgeschlossen hätten. Von den Mitarbeitern am zweiten Band will ich hier nur einige nennen, um den Charakter des Werkes dadurch zu illustrieren und zwar nach der Reihenfolge wie sie im Index aufgeführt sind: Büchler, Eckstein, Freimann, Feilchenfeld, Levias, Deutsch, Baron Günzburg, Baneth, Hirsch, Eduard Meyer (!), Schürer, Buhl, Gottheil, Brody, Hirschfeld, Malter, Benzinger, Israel Lévi, Loew, Jastrow, Kohler, Cornill, Blau, Grünhut, Kayserling, Margulis, Moise Schwab, Philipp Bloch, Jensen, Wendland, Krauß, Dubnow, Bacher; fürwahr eine stattliche Phalanx mutiger Kämpfer für eine große und gute Sache!

Versuchen wir es nun ein Bild von der litterarischen Thätigkeit des Jahres zu geben, indem wir diese nach einer gewissen Reihenfolge ordnen. Den Vortritt lassen wir einem der tüchtigsten und besonnensten Forscher, nämlich Abraham Epstein, der übrigens auch gegen Halevy in einem sehr vornehm gehaltenen Essay über die Rückkehr Râbs die Polemik eröffnet, und der außerdem in seiner Schrift über die Halachot Gedolot sehr wichtige Aufschlüsse geboten hat. Zur Beurteilung der Stellung, welche der Islam und dessen Begründer zum Judentum eingenommen, hat H. Hirschfeld mit seinen Untersuchungen neues Material beigebracht; auch die Schrift von Abraham Geiger: Was hat Muhammed aus dem Judentum aufgenommen, die 1833 zuerst veröffentlicht wurde, ist wieder in neuer Auflage erschienen.

Den ethischen Tractat von Berachja hat H. Gollancz in englischer Uebersetzung und Erklärung, die ethische Abhandlung von Gabirol S. S. Wise gleichfalls mit englischer Uebersetzung, das Sefer Jezirah M. Großberg und einen Abschnitt aus dem astronomischen Werke von Israeli S. Weikert herausgegeben. Die Beziehungen der Scholastik des 13. Jahrhunderts zum Judentum und zur jüdischen Litteratur hat J. Guttmann mit gewohntem Scharfsinn beleuchtet; fern von jeder apologetischen Tendenz weist er nach, daß einige Hauptvertreter

der jüdischen Religionsphilosophie wie Israeli, Gabirol und Maimonides vor allem auf die Entwickelung der christlichen Scholastik einen wesentlichen Einfluß gehabt haben; auch in der Zeit des Übergangs von der christlichen Scholastik des Mittelalters zur Philosophie der Renaissance finden sich Fäden, die in die jüdische Litteratur hinüberleiten; besonders interessant sind die Nachrichten über den Leibarzt zweier Päpste Bonet des Lattes. Über Jehuda Halevi hat Julien Weill einen hübschen Vortrag gehalten. Über Maimonides ist auch in diesem Winter viel gearbeitet worden. Sein arabischer Mischnah-Kommentar ist die unerschöpfliche Quelle der Doctordissertationen unserer jüngeren Theologen. Auch in diesem Jahr sind einzelne Arbeiten zu diesem Kommentar von Hirschfeld, Kellner und Sieck herausgekommen; die wichtigste Arbeit ist das arabisch-deutsche Lexikon zum Sprachgebrauch des Maimonides von J. Friedländer, zugleich ein Beitrag zur Dialektkenntnis des Arabischen, der uns zeigt, wie viel unbekanntes Sprachgut in dem jüdisch-arabischen Schrifttum angesammelt liegt und der Verwertung noch harrt; die Fortsetzung soll eine grammatische Darstellung dieses Dialekts bringen. Die Allegorie in ihrer exegetischen Anwendung bei Maimonides hat Philipp Goldberger ausführlich behandelt, die philosophische Encyklopädie des Schemtob Ibn Falaquera hat M. David mit einer Einleitung und Kommentar zum ersten Mal ediert; über die französischen Glossen des Gerson von Metz, die ebenso wichtig sind für die altfranzösische Philologie wie für die jüdische Exegese und Kultur, hat L. Brandin gehandelt; von dem hebräischen Lehrgedicht des Mose Zacuto: Tofte Aruch hat C. Foa eine italienische Prosa-Übersetzung gegeben. Die merkwürdige Schrift gegen die Tradition des Leo de Modena (Kol Sechel) hat S. Stern ins Deutsche übersetzt in einer Schrift unter dem Titel: Der Kampf des Rabbiners gegen den Talmud im 17. Jahrhundert; aber ich muß offen gestehen, daß mir das, was Stern aus eigenem Nachdenken hinzugegeben hat, nämlich eine Abhandlung: Religion des Individuums und Religion des Volkes viel wertvoller erschien als die Übersetzung der Schrift Modenas. Über jüdische Mathematiker besitzen wir nun einen zusammenfassenden Index von A. Goldberg,

zugleich einen Schlüssel zu Steinschneiders grundlegenden Arbeiten; zur Hygiene und Medizin des Talmuds ist eine Schrift von H. Cohen zu erwähnen, auch die Arbeit von Rosenbaum zur talmudischen Anatomie und Physiologie ist hierher zu zählen, endlich auch noch die hebräisch geschriebene Geschichte der Beschneidung von Samuel Cohn und der lesenswerte Vortrag von C. Alexander über die hygienische Bedeutung der Circumcision. Es bleiben noch zu erwähnen die Mitteilungen, die S. A. Wertheimer aus verschiedenen Handschriften in Jerusalem fortsetzt, zwei kleinere Arbeiten von M. Stark über das biblisch-rabbinische Handelsgesetz und über den Wein im jüdischen Schrifttum und Kultus, eine interessante Studie von Hochfeld über die Entstehung des Chanukah-Festes, die Schrift über das Fragment eines Gebetbuches aus Yemen von P. Heinrich und die Ausgabe des spanisch-portugiesischen Gebetbuches von M. Gaster. Das Studium des Judendeutsch wird durch eine vorzügliche Arbeit von J. Gerzon weiteren Kreisen, vor Allem den Germanisten erschlossen.

Die Vorträge in den Litteraturvereinen werden jetzt öfter schon gedruckt; einen ganzen Band derselben hat J. Gossel gesammelt. Es finden sich darin sehr hübsche Arbeiten von Mose und Lykurg bis auf Mendelssohn und Schopenhauer. Vier Vorträge, die in der Société des Etudes juifs gehalten wurden, hat Maurice Bloch gesammelt. Ein Lexikon der pseudonymen Schriftsteller haben wir M. Sablatzky zu verdanken; es ist von Wert, da merkwürdigerweise das Pseudonym sich unter den hebräischen Schriftstellern der Neuzeit besonderer Beliebtheit erfreut.

Wir schließen hier gleich die biographische Litteratur an. Pesis hat Jesaia Hurwitz, E. S. Margulies die Geschichte seiner und der verwandten Familien, Kahane Leben und Wirken des Bescht, des bekannten Begründers der chassidischen Richtung, Jazkan die Geschichte seines Hauptgegners Elia Wilna beschrieben. Dem Andenken eines verdienstvollen italienischen Gelehrten David Castelli wurde ein Sammlung von Nachrufen und Gedenkreden gewidmet; das Andenken Luzzatto's suchen Vittorio Castiglioni und E. Lolli mit rührender Pietät wieder aufzufrischen. Ersterer

hat die Briefe Reggio's an Luzzatto herausgegeben. Das Centenarium Zacharias Frankels bot seinen Schülern willkommene Veranlassung, das Andenken ihres Lehrers gebührend zu feiern. Einen modernen Juden in des Wortes edelstem Sinne schildert uns Paul Lemberger in der Schrift über den ersten Vorsteher der Wiener Kultusgemeinde Heinrich Klinger. Von hier ist der Weg zu dem mutigen Verteidiger der Reform im Judentum, zu Immanuel Heinrich Ritter, nicht allzu weit. Diesem hat S. Samuel eine Biographie gewidmet. Sie bildet fast die Hälfte eines Werkes, in dem die nachgelassene Schrift Ritters über die jüdische Reformgemeinde zu Berlin und die Verwirklichung der jüdischen Reformidee innerhalb derselben sich befinden.

Einen schroffen, aber interessanten Gegensatz zu Ritter bildet ein Mann, dem man wohl seinen Antipoden nennen kann, David Deutsch, ein verdienstvoller oberschlesischer Rabbiner, dessen Lebensbild J. Norden entworfen hat. Derselben Richtung gehörte auch P. Neustadt an, dem sein Sohn L. Neustadt pietätvolle Erinnerungen widmete.

* *
*

Vergleicht man das, was auf dem Gebiete der Theologie, der Dogmengeschichte und Religionsphilosophie geschaffen worden, mit der Regsamkeit, die auf dem Felde der Litteratur herrscht, so kann man sich allerdings eines Gefühls des Unmuts darüber nicht erwehren, daß so viele wichtige Fragen und Themata noch immer fast garnicht oder doch nur sehr spärlich und dürftig behandelt werden. Haben unsere jungen Theologen keinen Mut oder fehlt ihnen die Kraft, um solche Arbeiten in Angriff zu nehmen? Als Samuel Hirsch vor fast 60 Jahren sein Werk über die Religionsphilosophie schrieb, da gab es so gut wie gar keine Vorarbeiten, und als später Steinheim, Formstecher, Hirschfeld und Philippson auf demselben Gebiete weiter arbeiteten, da existierte auch nur eine geringe historische Litteratur über diesen Gegenstand. Dies hielt aber jene Männer nicht ab, den Versuch zu wagen, und es wird niemand den Mut haben, ihnen Gründlich-

keit, Gelehrsamkeit, ein tiefes Eindringen in die Materie und ihren Werken litterarischen Wert abzusprechen. Außer drei kleinen Schriften von M. Joseph über die Sittenlehre des Judentums, von J. Jelski über das Wesen des Judentums und von A. Kaminka über die Lehre des Antigonos aus Socho (Wird das Gute belohnt?), haben wir auf diesem Gebiete nur ein Buch zu erwähnen, das allerdings von großem positiven Wert ist, nämlich die Schrift von M. Güdemann, Das Judentum in seinen Grundzügen und auf rein geschichtlichen Grundlagen, ein Werk, welches sich den besten Erzeugnissen der neuern jüdischen Litteratur würdig anreiht und das in hohem Maße geeignet ist, belehrende Aufklärung über das Judentum nach außen zu verbreiten und Liebe und Begeisterung im Innern zu bewirken.

Besser und erfreulicher sieht es in diesem Jahre mit der Polemik gegen die Angriffe auf das Judentum aus. Die Schrift von M. Schreiner: Die jüngsten Urteile über das Judentum ist eine Arbeit, die weit über den Rahmen der Zeitpolemik hinaus wissenschaftliche Bedeutung hat. Schreiner hält eine strenge Abrechnung mit Harnack, Lagarde, Hartmann, Eduard Meyer, Chamberlain und anderen Antisemiten. Das Buch hat eine gediegene wissenschaftliche Grundlage und wird noch lange das Rüstzeug zur Bekämpfung judenfeindlicher Angriffe bleiben. Von den Schriften gegen Harnack ist die von Leo Bäck in zweiter und teilweise ergänzter Auflage erschienen, auch die von F. Perles, die ursprünglich in der Jewish Quarterly Review veröffentlicht, ist ebenso vornehm und maßvoll wie sachlich und gediegen. Wahrhaft aufklärend wirkt die vortreffliche Arbeit von H. Vogelstein über die Anfänge des Talmuds und die Entstehung des Christentums.

* * *

Auch die Predigtlitteratur dieses Jahres ist keine besonders ergiebige gewesen. Dabei muß man freilich ein Werk ausnehmen, welches auf der Grenze zwischen Homiletik und Wissenschaft steht, nämlich den ersten Band der gesammelten Schriften von Samson Raphael Hirsch. Wie man auch zu dem religiösen Standpunkt dieses Mannes

stehen mag, es wird heute Jeder freudig anerkennen, daß Hirsch mit einer ungewöhnlichen Begabung einen tiefen sittlichen Ernst und eine aufrichtige Überzeugungstreue verbunden hat. Er ist ein ausgezeichneter Schriftsteller, ein glänzender Polemiker, und man folgt ihm in seinen Betrachtungen über das Judentum gern auch da, wo man seinen Standpunkt keineswegs zu teilen vermag. Ein Antipode von ihm war der sel. Moritz Kirschstein, aus dessen schriftlichem Nachlasse zwei Bände Predigten, wissenschaftliche Abhandlungen, Vorträge und Ansprachen erschienen sind, die uns zeigen, welch ein reicher, reiner und edler Geist der erste Dirigent der ersten Berliner Religionsschule gewesen ist. Sonst sind nur noch zu erwähnen die Festbetrachtungen von S. Meyer, der zweite Teil der Kanzelreden von David Feuchtwang, die Sabbath- und Festreden von J. Nobel und die Exhorten für den Jugendgottesdienst des ganzen Schuljahres unter dem Titel: Kleiner Weinberg von Adolf Frankl-Grün, die dem Fassungsvermögen der Jugend gut angepaßt sind.

* * *

In Zeiten sozialer Verwirrung gedeiht erfahrungsgemäß die Belletristik am besten. Zwar kommt nicht immer das Bessere und Höhere zu Tage; freie und im bestimmten Sinne geniale Werke der reinen Poesie werden nicht geschaffen, dafür aber lernen wir die wichtigen Lebensverhältnisse, von welchen jedes wieder ein poetisches Ganzes für sich bildet, besser kennen als in ruhigen Zeiten. Die Kämpfe innerhalb des Judentums, zwischen Zionismus und Assimilation, spiegeln sich auch in den poetischen Erzeugnissen des Jahres deutlich ab. Die Jugend geht stürmisch vor, auch in der Poesie; mit Freiheit und Bewußtsein dringt sie in das Heiligtum unserer innersten Empfindungen, ihre Darbietungen sind in bestem Sinne des Wortes poetisch, obwohl auch hier nicht selten die frommen oder unfrommen Eiferer fehlen, die das Heilige und Große durch ihre ungeschickte und abgeschmackte Art lächerlich machen. Wenn etwas in unserer Zeit erbauend und erweckend wirken könnte, so wären es die Worte eines frommen und weisen Dichters, der uns mit Ein-

sicht und poetischem Zauber zu dem Höchsten hinführte. Ein solcher Dichter fehlt uns noch, aber vielleicht wandelt er schon unter uns, während wir diese Zeilen schreiben.

Von den Arbeiten, die von dem neuen Geist erfüllt in die Richtung der sog. Moderne einschlagen, sind vor allem drei zu nennen: Das Verlöbnis von Efraim Frisch, Passah von Moritz Hermann und Jünglinge von Michael Feuerstein. Dem ersten dieser Werke gebührt aber nach jeder Richtung hin der Preis. Es ist ein Dichterwerk, aus tiefer Empfindung hervorgegangen und mit poetischer Kraft ausgeführt.

Der Führer der zionistischen Bewegung Theodor Herzl hat uns in seinem Roman: Alt-Neuland eine poetische Utopie gegeben, die ebenso viele Anhänger wie Gegner finden wird. Ich fürchte aber, daß beide ihn nicht nach seinem poetischen Werte beurteilen werden. Genau wie sein erlauchter Ahnherr Thomas Morus sucht auch er das Ideal einer neuen Gesellschaftsverfassung aufzustellen. Die neue Insel Utopia ist natürlich Palästina. Die Phantasien und Kombinationen gesellschaftlicher Formen sind sehr gefällig und geistvoll, nur scheint mir die soziale Entwickelungsidee doch nicht ganz auf dem Boden der jüdischen Weltanschauung zu stehen, wie dies ja auch aus der Schilderung des Gottesdienstes im Tempel hervorgeht. Ob der Idealismus dieser zionistischen Utopia auf die geistige Entwickelung des Zionismus von Einfluß sein wird, habe ich hier nicht zu beantworten. Sonst sind noch zu erwähnen die gesammelten Humoresken von Lion Wolff und die internationalen Ghettobilder von A. D. Thorn, sowie die hübschen Skizzen von N. Samuely: Alt-Lemberg. Nicht unerwähnt möchte ich auch das Erscheinen der vierten Auflage des vorzüglichen Romans Meir Ezofowicz von Frau Elise Orszeszko lassen.

Die Konflikte zwischen dem amerikanischen und dem jüdisch-russischen Leben, die sich vor allem im Londoner East-End und im New-Yorker Ghetto abspielen, bieten der Belletristik natürlich einen reichen und ergiebigen Stoff, der auch weidlich ausgenutzt wird. In diesem Jahre haben wir drei größere Novellensammlungen anzuzeigen, die alle auf diesem Boden stehen und die einschlägigen Stoffe zum Teil

sehr geschickt behandeln: Samuel Gordon, Strangers of the Gate, Martha Wolfenstein, Idyls of the Gass, Hermann Bernstein, In the Gates of Israel. Den Preis möchte ich nicht blos aus Höflichkeit der Dame zuerkennen.

Auf dem Gebiete der rein poetischen Produktion habe ich zunächst eine sehr schöne, auch äußerlich prächtig ausgestattete Gabe für das jüdische Haus von Max Albert Klausner: Die Gedichte der Bibel in freien poetischen Übertragungen hervorzuheben. Ich habe schon in einem früheren Bericht die meisterhafte Übersetzung des Hohen Liedes durch diesen Autor gerühmt und ich kann dieses Lob heute mit gutem Gewissen auf die anderen Übertragungen ausdehnen. Wir erhalten hier einen Blick in die biblische Vorzeit, die uns auf den höchsten Standpunkt der Betrachtung führt und zugleich mit dem heiligen Feuer der Begeisterung durchglüht. Welche Gedanken und Gefühle sind hier poetisch ausgedrückt, in welcher Innigkeit und mit welcher Farbenpracht! Die Übertragung ist eine treue, trotzdem aber auch schwungvoll, und hinterläßt eine poetische, sittliche und religiöse Befriedigung als Grundwirkung, welche diese Dichtungen in allen reinen, dem Höchsten frei zugeneigten Gemüthern hervorrufen müssen.

In das Reich der Jugend kehren wir wieder mit den Gedichten von Theodor Zlocisti: Vom Heimweg zurück. Zlocisti ist ohne Zweifel ein echter Poet und seine Verse werden bei allen, die mit ihm auf dem Heimweg sind, ein warmes Mitempfinden hervorrufen. Es sind tiefere Töne, Akkorde des Judenschmerzes, nur durch die Aussicht auf die Zukunft und durch die Hoffnung auf das große Ziel gehoben. Auch die Verse und Knüttelreime von Israel Abrahamsohn, die den seltsamen Titel „Islam" führen, obgleich sie eigentlich nur Judenlieder sind, gehören in dies Gebiet; phantastatische Scenen aus der biblischen Geschichte „Traumbilder" führt uns G. Syrkin vor; sie sind von poetischer Kraft und in einem klassischen Hebräisch.

Für die Jugend werden die Schriften von J. Hirschberg, Hillel, von J. Bondi, Geld und Gut, sowie die jüdischen Sagen und Legenden von B. Kuttner eine will-

kommene Gabe sein. Es war zu erwarten, daß der jüdische Sagenschatz endlich einmal gehoben wird, und man darf sich darüber freuen, daß er einen so geschickten Schatzgräber gefunden hat.

Auf dem Gebiete der Schullitteratur ist auch nicht viel Neues zu verzeichnen, höchstens neue Ausgaben alter vortrefflicher Werke, wie der biblischen Erzählungen von Auerbach von den Berliner Lehrern Auerbach, Guttmann und Hanff, ferner der Erzählungen aus den heiligen Schriften von B. H. Flehinger durch B. Kuttner und des Sondheimer'schen Pentateuch für den Schulgebrauch durch J. Eschelbacher; auch die Schrift von L. Katz, Pflichten des Barmizwah, wird für den israelitischen Konfirmanden von Wert sein.

* *
*

Aus den Regionen des ästhetischen und religiösen Empfindens gelangen wir schließlich — allerdings nur durch einen kühnen Sprung — in die Eisregion der Politik. In Deutschland sind die Stimmen des Hasses und die Töne des Kampfes Gott sei Dank fast völlig verstummt; nur selten tritt noch ein Nachzügler auf den Plan. In jedem Fall verdient die Schrift des wackeren Pfarrers Dr. Frank, welche Nachträge zu seiner Brochüre gegen den Ritualmord bringt, ehrenvolle Erwähnung. Auch eine Flugschrift von Georg Wolff: An das Gewissen des deutschen Volkes darf nicht unberücksichtigt bleiben; sie bietet viel gutes Material zum Kampf und zur Antwort auf alle Angriffe der Antisemiten. Dasselbe gilt von der Flugschrift von W. Münz: Ritualmord und Eid. Den Judenkampf ums Recht hat J. Singer, der Herausgeber der jüdischen Encyklopädie, in scharfer Weise präcisiert. Unverdientes Aufsehen erregte die Schrift von Walther Rathenau, Impressionen und die Antwort, welche S. Seelig in seinen Reflexionen darauf gegeben hat, ist ebenso würdig wie schlagend. Der Zionismus hat in diesem Jahre an Streitschriften nur wenig hervorgebracht. Mir ist außer der Schrift von Ch. Schai, Der Zionismus im Dienste der Civilisation, nichts Wesentliches bekannt geworden. Die Juden in Rumänien haben in Bernard

Lazare, dessen Schrift nun auch in deutscher Übersetzung erschienen ist, einen wirksamen Verteidiger gefunden. Eine ganze Litteratur ist über die Juden in Algier entstanden. Ich erwähne nur die Schriften von Jacques Cohen, Georges Delahache, Georges Baugey und Erneste Mercier. Das Beste über die dortigen Juden hat Louis Durien geschrieben, das Beste gegen den Antisemitismus Leroy Beaulieu, wie immer so auch dieses Mal.

*   *
*

Darf ich hieran noch die Erwähnung einiger Publikationen knüpfen, die eigentlich in kein bestimmtes Gebiet gehören oder doch zum mindesten für sich allein keine besondere Abteilung bilden können, so möchte ich vor Allem das Buch von J. M. Judt, Die Juden als physische Rasse nennen, das bisher nur polnisch erschienen, demnächst aber auch in deutscher Übertragung vorliegen soll; ferner die Schrift von S. Engländer, Auffällige Krankheitserscheinungen bei den Juden und endlich das Buch von J. Siegfried, Jüdisches Leben im heutigen Jerusalem. Die Mitteilungen der Gesellschaft für Volkskunde in Hamburg verdienen ebenso wie die Publikationen der Geselschaft für jüdische Kunstdenkmäler in Frankfurt teilnahmsvolle Beachtung. In den letzteren begrüßen wir eine sehr interessante Abhandlung von J. Frauberger über Bau und Ausschmückung alter Synagogen.

Das Material ist allerdings recht dürftig, aber auch aus verwehter Spreu kann man noch einen Kranz mit Ehren flechten. Frauberger hat dies gethan und damit den Weg für die Zukunft gewiesen. Allerdings kommt auch er zu dem Resultat, daß die Besonderheiten des Baustils für den jüdischen Kultus, die er aufzuführen und darzustellen in der Lage ist, nur einige wenige charakteristische Eigenschaften betreffen. Ein eigener Baustil etwa in dem Sinne wie der griechische oder gothische, der als ein jüdischer Baustil zu bezeichnen und von dem nachzuweisen wäre, daß er auf die Völker seiner Zeit einen gewissen Einfluß ausgeübt hätte, dürfte wohl kaum je aufzufinden sein. Aber es gab

doch eine Zeit, in welcher die Juden an Wissen und Bildung hervorragten. In jene Zeitperiode, die man nicht mit Unrecht einen Blüthentraum der Weltgeschichte genannt hat, müssen unsere Forscher zurückkehren, um das, was Frauberger den sog. jüdisch-arabischen Stil nennt, herauszufinden. Diesem in den vielen Bauwerken Spaniens und Portugals nachzuspüren, die teils verstümmelt, teils verbaut, oder im Äußeren zwar erhalten, aber im Inneren für die Zwecke des katholischen Kultus umgemodelt worden sind, wird die dankenswerte Aufgabe der Forscher auf diesem Gebiete sein.

Auch die beiden Arbeiten von J. Prestel über die Baugeschichte des jüdischen Heiligthums und von D. Joseph über Stiftshütte, Tempel und Synagogenbauten aus alter Zeit bieten in dieser Beziehung wertvolle Anregungen und für unsere jungen Künstler eine Fülle von Motiven. Es ist jetzt viel von jüdischer Kunst die Rede, aber ein rechtes Bild von dieser kann man sich noch nicht machen. Wir haben zwar eine recht große Anzahl hervorragender Maler, aber diese haben bisher das Judenthum entweder garnicht berücksichtigt, oder sie haben nur das jüdische Kleinleben geschildert wie Oppenheim, Levy, Gottlieb, Kaufmann, Goldberg, Hirszenberg, Wachtel, Pasternack u. a. Nur von wenigen wie von Ury, Lilien, Struck, Epstein kann man sagen, daß sie die höheren Aufgaben und tieferen Gedanken einer wirklich jüdischen Kunst erfaßt haben. Dieses neue jüdisch-aesthetische Ideal will unsere Jugend aufrichten. Es soll ihm etwas tief Innerliches, Seelenvolles entströmen, eine neue Macht, eine neue Schönheit. „Diejenigen, die immer den treuen Glauben an das jüdische Volk bewahrt, und die, welche ihn unter Kämpfen der Seele wieder gewonnen haben, sollen durch die edlen und schönen Ergebnisse jüdischer Geistesentfaltung Stärkung und Vertiefung empfangen. Denen aber, die das Judenthum bisher nicht kannten oder nicht kennen wollten, und denen, die glaubten, daß aller Glanz in ihm erstorben, und nur ein tagscheuer Rest dunkler Alterthümlichkeiten übrig geblieben sei, soll in Formen, die sie bis jetzt nur bei andern Völkern finden und lieben konnten, das lebendige, schaffende, ringende, sich befreiende Judenthum gezeigt werden. So sollen sie auf schönen Straßen zu ihrem Volke und zu seiner

Zukunft den Weg finden.“ Dies große und stolze Programm geht dem nenen „Jüdischen Allmanach“ voraus, den Berthold Feiwel und E. Lilien herausgegeben, und der eine vollständige Heerschau des litterarischen und künstlerischen Zionismus darbietet. Es ist viel Schönes und Wertvolles, aber auch viel minder Gutes und manches Wertlose darin. Trotzdem sieht man es nicht ungern, wenn die Jugend dies als das Ergebnis einer großen und verheißungsvollen Entwickelung betrachtet, für die man ein glückliches Wort gefunden hat: Jüdische Renaissance. Wir wünschen nur, daß alle Hoffnungen, die man in diese Renaissance setzt, auch wirklich in Erfüllung gehen möchten und würden uns herzlich freuen, auf die großen Worte bald auch große Thaten folgen zu sehen.

Auf litterarischem Gebiete natürlich vor Allem. Dann wird wohl auch die unfruchtbare Polemik gegen diejenigen aufhören, die nicht derselben Anschauung huldigen, eine Polemik, bei der ich immer an das treffende Wort des alten Lucian denken muß. Dieser griechische Dichter erzählt nämlich in einer seiner Satiren, daß Jupiter einst mit einem Landmann freimütig über irdische und himmlische Dinge geplaudert habe. Der Landmann hörte ihm aufmerksam und hingebend zu, solange Jupiter ihn zu überzeugen suchte. Als er aber einen Zweifel des Landmanns erregt zurückwies und mit dem Donnerkeil drohte, lächelte der Bauer: „Jetzt sehe ich, daß Du Unrecht hast, wie immer, wenn du den Donner zu Hilfe nimmst.“

Es ist notwendig hervorzuheben, daß fast sämtliche Jahrbücher und Almanache auf demselben zionistischen Standpunkte stehen. Ich nenne nur den Brünner, Lemberger und Wiener jüdischen Volkskalender, das Jüdische Jahrbuch in polnischer Sprache, den Kalender der „Union“, das russisch-jüdische Jahrbuch von J. Lurje; hebräisch erscheint das Jahrbuch des Achiassaf, welches in diesem Jahr als Jubiläumsausgabe besonders reichhaltig ist, das von S. Sokolow: Haschanah und der Jerusalemische Kalender von Luncz; der Landarbeiter von M. Weller, ein Jahrbuch für Kolonisten und Gärtner, darf auch nicht vergessen werden; ebensowenig die Kalender von Brandeis und Paschelcs wie der Abreiß-Kalender von Hepner.

Auf wissenschaftlichem Gebiete leisten die Sammelwerke von J. Günzig, Haeschkol und von M. Horodezky, Hagoren Vortreffliches. Das Amerikanisch-jüdische Jahrbuch enthält diesmal besonders viele interessante Mitteilungen über die Geschichte und Statistik der Juden in den Vereinigten Staaten. Interessant ist auch das Jahrbuch, welches die Reform Congregation Keneseth Israel in Philadelphia seit Jahren herausgiebt.

Um mit etwas Erfreulichem zu schließen, erwähne ich zuletzt — doch nicht zuletzt — die Publikationen des hebräischen Litteraturvereins Mekize Nirdamim und von diesen wiederum vor allem den Schluß des ersten Bandes von dem Divan Jehuda Halevi's, den H. Brody herausgegeben hat. Diese Publikation wird alle mit besonderer Befriedigung erfüllen, sie ist im wahren Sinne des Wortes ein nationales Werk. Denn welcher Richtung wir auch sonst huldigen mögen, dieses Eine wird doch Niemand außer Acht lassen dürfen, der auf dem Gebiete des Judentums etwas leisten will, daß all unser Können erfüllt und durchdrungen sein muß von der Liebe zu unserem Schrifttum, zu unserer Sprache, zu unserer Dichtung. Hier liegen die Quellen aller Erkenntnis, aller Kraft; von hier aus allein kann sich eine wirkliche jüdische Renaissance entfalten, denn nur hier liegt unsere Zukunft!

Das altjüdische Schulwesen.

Von

Wilhelm Bacher*).

Von einem unserer alten Weisen, der nach dem Siege Roms über Jerusalem an der Wiederaufrichtung des Judentums in Palästina mitarbeitete, ist ein Gebet überliefert, das er sprach, wenn er das Lehrhaus verließ. Es lautet:[1]) „Ich danke Dir, mein Gott und Gott meiner Väter, daß Du mir mein Lebensloos unter denen gegeben hast, die in den Synagogen und Lehrhäusern sitzen und nicht unter denen, die in Theater und Zirkus sitzen. Ich bemühe mich und sie bemühen sich; ich harre aus und sie harren aus; aber ich bemühe mich um des Paradieses willen, und sie bemühen sich um des Abgrundes des Verderbens willen".

In diesem Gebete gelangt neben der vollen Befriedigung, die der fromme Schriftgelehrte in seinem Berufe findet, auch der Gegensatz zwischen der jüdischen Kultur und der griechisch-römischen Kultur zu plastischem Ausdrucke. Das Theater der Griechen und der Zirkus der Römer, diese beiden Institutionen heidnischer Lebenslust, welche die Juden Palästinas auch in Städten des eigenen Landes zu

---

*) Vorlesung, gehalten am 8. Januar 1902 in der Gesellschaft zur Sammlung und Konservierung von Kunst- und historischen Denkmälern des Judentums in Wien.

[1]) Nechunja b. Hakkana, j. Berachot 7d; andere Version b. Berach. 28b.

beobachten Gelegenheit hatten, waren in ihren Augen das besonders kennzeichnende Merkmal der heidnischen Bildung mit ihrem der Religion und Sitte Israels so sehr widerstrebenden Geiste. Theater und Zirkus galten ihnen gewissermaßen als die Verkörperung dieses Geistes.

Darum wird das Verbot der heiligen Schrift,[2]) in den Satzungen der Völker zu wandeln, in einer alten Erklärung auf Theater und Zirkus bezogen[3]). Der Sitz der Spötter, vor dem der erste Vers des Psalmbuches warnt, bedeutet nach Rabbi Meir, dem gefeierten Lehrer des zweiten Jahrhunderts, Theater und Zirkus[4]). Ein Zeitgenosse Meirs legt dem Propheten Elija die Äußerung in den Mund, daß die Erde deshalb erbebe, weil sie Theater und Zirkus ertragen muß, während Israels Heiligtum in Trümmern liegt[5]). In dem Schändlichen, dessen gottlose Gesinnung der vierzehnte Psalm geißelt, erkennt ein palästinensischer Prediger des dritten Jahrhunderts Esau, d. i. Rom, dessen Schändlichkeiten, die allenthalben errichteten Götzentempel, Theater und Zirkusse den Erdkreis erfüllen[6]). Ein Anderer läßt die Gemeinde Israels mit den Worten des Propheten[7]) sprechen: „Ich saß nicht im Kreise der sich Vergnügenden, im Theater und Zirkus der Heiden, um mit ihnen zu jauchzen“[8]). Und ein Dritter bezeichnet den dereinstigen Triumph des Judentums über das Heidentum mit der Vorhersagung, daß die Zeit kommen wird, in der Theater und Zirkus zu Verkündigungsstätten der Lehre Israels werden sollen[9]).

Und wie dem jüdischen Volke Palästinas die griechisch-römische Kultur mit ihrem Glanze und ihren Lastern, mit ihrer Heiterkeit und ihrer Sittenlosigkeit besonders augenfällig in Theater und Zirkus sichtbar wurde, so sah es die eigene, angestammte Kultur in Synagoge und Lehrhaus ver-

---

[2]) Leviticus, 18, 2.

[3]) Sifre z. St.

[4]) Tosefta Aboda zara 2,6; Ab. di R. Nathan 6,28; vgl. b. Ab. zara 18b.

[5]) Nehorai, j. Berach 13c, Schocher tob zu Ps. 18, 8.

[6]) Samuel b. Nachman, Schocher tob zu Ps. 14, 1.

[7]) Jerem. 15, 17.

[8]) Abba b. Kahana, Pesikta 119b.

[9]) Jose b. Chanina, Megilla 6a.

körpert. Die Synagoge als Stätte des gemeinsamen Gottesdienstes, der öffentlichen Belehrung für die versammelte Gemeinde, das Lehrhaus, die Stätte des Unterrichtes für die Jugend, des gemeinsamen Studiums für die Erwachsenen; beide Institutionen sind Schöpfungen der eigenartigen jüdischen Kultur, sowie beiden zusammen die Aufgabe der Rettung und Forterhaltung des Judentums zufiel.

Worin die Eigenart der jüdischen Kultur bestand, wie sie lange Zeit noch in der eigenen Heimat sich der Kultur der Griechen und Römer gegenüber zu behaupten wußte, das lehrt uns heute die weltgeschichtliche Betrachtung aus der Entfernung zweier Jahrtausende besser erkennen, als es früheren Epochen gegeben war. Wir werden heute der Kultur des alten Israels nicht solche Bestandteile zueignen, die nicht ihr Eigentum waren; wir werden nicht, wie es im Altertume und im Mittelalter ernste Denker in allem Ernste thaten, die Propheten und Weisen Israels zu Lehrern der griechischen Philosophen und Forscher machen; vielmehr werden wir anerkennen, daß nicht die Hervorbringung von Künsten und Wissenschaften die Bestimmung Israels war und daß es auf diesem Gebiete zu empfangen, nicht zu geben hatte. Nur durch seine Religion und seine unzertrennlich mit ihr verbundene Ethik wurde Israel zum schöpferischen Kulturvolke und zum Lichte der Nationen. Die Erleuchtung des Denkens durch die wahre Gotteserkenntniß, die Veredelung des Empfindens, die Schärfung des Pflichtgefühls, die Heiligung des Lebens und seiner Aufgaben durch die in der wahren Gotteserkenntniß wurzelnde Sittlichkeit, das sind die wesentlichen Elemente der Israel eigentümlichen Kultur und durch sie war das Judentum berufen zum Lehrer der Völker zu werden und die sittliche Umgestaltung der Menschheit herbeizuführen.

Die erste schöpferische Periode der Kultur Israels erzeugte das heilige Schrifttum, das aber kein totes Denkmal der Vergangenheit blieb, sondern in und mit dem Volke, aus dem es hervorgegangen, weiter lebte und neues Leben weckte. Aus den Geboten und Erzählungen der Thora, aus den Reden der Propheten, aus den Worten der Weisen und Dichter strömte derselbe Geist aus, der in den Urhebern dieses Schrifttums lebendig gewesen war. Und die neue

Kulturepoche, die in der Beschäftigung mit dem alten Schrifttume und in der Erforschung desselben wurzelte, diese nach dem zweiten Tempel benannte Epoche erzeugte als ihr eigenstes Produkt die Schriftgelehrsamkeit und zugleich auch die Institutionen, durch die dem ganzen Volke sein Anteil an derselben gewährt werden sollte. Es sind dies die Institutionen der Synagoge und des Lehrhauses.

Während der mannigfachen Wandlungen und erschütternden Ereignisse, welche zur Zeit des zweiten Tempels die äußere Geschichte des jüdischen Volkes bestimmten, vollzog sich im Stillen die Entwickelung und Kräftigung beider Institutionen. Die Herrschaft der Perser wird von der der Griechen abgelöst, die Aegyptens von der Syriens, die Tyrannei des Antiochus führt die makkabäischen Kämpfe und Siege herbei; einem neuen nationalen Königstume macht die Alles verschlingende Gewalt der Römer ein Ende, die Bedrückungen der Procuratoren rufen den letzten heldenmütigen Kampf hervor, nnd mit der Hauptstadt und dem Heiligtum fällt der Rest staatlicher Selbständigkeit in Trümmer. Aber aus den Trümmern ragen Synagoge und Lehrhaus empor, als feste Burgen eines neuen Daseins und als echte Kulturstätten zur Fortentfaltung und Weitererhaltung des in ihnen zum Ausdrucke gelangten Geistes.

Daher ist es nicht bloß sinnige Deutung eines Bibelwortes, sondern Hinweis auf eine geschichtliche Wahrheit, wenn ein großer babylonischer Lehrer des vierten Jahrhunderts die Anfangsworte des neunzigsten Psalms so paraphrasierte:[10]) „O Herr, Du bist uns Zuflucht gewesen durch alle Geschlechter in den Synagogen und Lehrhäusern". Das Gefühl der Gottesverlassenheit konnte auch in Zeiten schwerster Not nicht aufkommen, solange Synagogen und Lehrhäuser wirksam waren. Wo ist Gott zu finden? So fragte ein hochangesehener Führer der Juden Palästinas am Ende des dritten Jahrhunderts mit Hinblick auf ein Prophetenwort[11]). Und er antwortet: In den Synagogen und Lehrhäusern![12]) Und sein Zeitgenosse, der geistvolle Schriftausleger

---

[10]) Raba, Megilla 29a.
[11]) Jesaja 55, 6.
[12]) Abahu j. Berach 8d.

Rabbi Jizchak prägte das kühne Wort: So oft sich Israel in den Synagogen und Lehrhäusern versammelt, ist Gottes Herrlichkeit mit gegenwärtig dabei[13]. Die von den Synagogen und Lehrhäusern ausgehende geistige Erweckung fand man in den Worten des Hohenliedes[14] angedeutet, die allegorisch der Gemeinde Israels in den Mund gelegt wurden: Ich schlafe, aber mein Herz ist wach![15]

Schon der heidnische Seher Bileam hat, wie gläubig angenommen wurde, in seinem Lobe der Zelte Jakobs und Wohnstätten Israels[16] die Synagogen und Lehrhäuser verherrlicht[17]. Und ebenso wurde einem heidnischen Philosophen des zweiten Jahrhunderts ein Ausspruch über ihre unvergleichliche Bedeutung für das jüdische Volk nacherzählt. Oinomaos aus Gadara war es, ein Freund Rabbi Meirs. Sein Ausspruch ist in folgender Dichtung wiedergegeben[18]. Einmal kamen die Heiden zu Oinomaos dem Gadarenser und fragten ihn: Wie können wir diesem Volke beikommen? Er antwortete: Gehet umher und beobachtet ihre Synagogen und Lehrhäuser. So lange aus diesen die hellen Stimmen der Schulkinder erschallen, werdet ihr ihm nichts anhaben können. Denn so ward es ihm von seinem Stammvater verheißen:[19] „Die Stimme ist die Stimme Jakobs, die Hände sind Esaus Hände. So lange die Stimme Jakobs aus den Synagogen und Lehrhäusern hörbar wird, haben die Hände Esaus — Esau ist Rom — keine Macht über ihn."

Die Synagogen — das ist auch aus dieser Erzählung ersichtlich — werden vor Allem auch als Lehrstätten betrachtet. Sie waren es auch, nicht nur weil in ihnen die versammelte Gemeinde aus den Worten der heiligen Schrift und den an deren Vorlesung sich anschließenden Erläuterungen Belehrung

---

13) Pesikta 193a, b.
14) Hoh. 5, 2.
15) Schir rabba z. St.
16) Num. 24, 5.
17) Sanhedrin 105b.
18) Genesis rabba c. 65. Echa r. Prooem. N. 2. — Pesikta 121a (Abba b. Kahana).
19) Gen. 27, 22.

schöpfte, so daß **Philo** die Synagogen als Lehrhäuser bezeichnet,[20]) in denen „die Juden allsabbathlich die von den Vätern ererbte Philosophie treiben und in denen jede Art von Tugend gelehrt wird;“ sondern sie waren auch Lehrstätten im eigentlichen Sinne des Wortes, da in jener alten Zeit der erste Jugendunterricht in der Regel in der Synagoge erteilt wurde[21]). Deshalb hat der Jahrhunderte alte Sprachgebrauch der deutschen Juden, die Synagoge als **Schule** zu bezeichnen, schon für das Altertum historische Berechtigung.

Synagoge und Lehrhaus bilden in der altjüdischen **Homiletik**, aus deren vielstimmigem Ruhmeschore ich einige Aeußerungen angeführt habe, eine Einheit. Sie gehören auch als Institutionen unzertrennlich zu einander und ergänzten einander. In ihnen fand das jüdische Volk, als es der äußeren Bedingungen eines selbständigen nationalen Daseins beraubt war, die Möglichkeit, seine eigenartige Kultur zu erhalten und zu der **neuen Daseinsform** überzugehen, die ihm für sein Leben unter den Nationen bestimmt war. Besonders aber ist es das **Lehrhaus**, das als geschichtlicher Faktor ersten Ranges in der Zeit des Ueberganges zu der neuen Daseinsform seine Wirksamkeit in beispielloser Weise entfaltete.

Bietet doch das jüdische Volk in den ersten Jahrhunderten nach dem Verluste seiner staatlichen Selbständigkeit der historischen Beobachtung das Bild einer nationalen Gesamtheit dar, deren höchstes Interesse das Studium, das Lernen und Lehren war, die als einziges nationales Gut den Gegenstand des Studiums, das Schrifttum und die Ueberlieferungen der Väter hegte, deren leitende Klasse der allerdings Jedermann zugängliche Gelehrtenstand, deren einzige sichtbare Autorität das Lehrhaus war.

Darum ist das **altjüdische Schulwesen**, aus dem dieses zum Brennpunkte des ganzen Volksdaseins gewordene Lehrhaus hervorging, ein bedeutsamer Gegenstand für die in die Vergangenheit Israels sich versenkende geschichtliche Betrachtung. Wie sich das jüdische Schulwesen zur Zeit des

---

[20]) Philo, Vita Mosis III, 27.
[21]) S. weiter unten.

zweiten Tempels in Palästina entwickelte, worin seine Organisation, seine hervorstechendsten Merkmale bestanden, worin wir sein Lehrziel und seine Ergebnisse zu erkennen haben, darauf will ich mit folgenden Darlegungen in kurzen Zügen hinweisen.

I.

Ueber die Anfänge des altjüdischen Schulwesens, wie es sich in Palästina zur Zeit des zweiten Tempels entfaltete, giebt es keinerlei Nachrichten. Das Geschichtswerk, aus dem wir die historische Kunde von den ersten zwei Jahrhunderten nach dem babylonischen Exile schöpfen und das die jetzt von einander getrennt am Schluße unserer hebräischen Bibel stehenden Bücher: Chronik, Esra und Nehemia umfaßt, enthält ein einziges Mal das Wort, welches nachher die Schüler aller Stufen bezeichnet, das Wort Talmid[22]) und es deutet mit demselben auf die Sängerschulen hin, die beim Heiligtum in Jerusalem bestanden und in denen berufene Meister, die Sänger der Psalmen, die levitischen Gesangschöre ausbildeten.

Aber dieses Geschichtswerk hat uns andere wertvolle Angaben und Berichte erhalten, aus denen wir die Ursprünge des altjüdischen Schulwesens zu erkennen vermögen. Es erzählt von Esra, dem Schriftgelehrten, der seinen Sinn darauf richtete, in der Lehre Gottes zu forschen und in Israel Satzung und Recht zu lehren[23]). Und dann erzählt es in lebensvoller Schilderung von dem ersten öffentlichen Lehrkurse, den Esra selbst, von kundigen Gehilfen unterstützt, in Jerusalem abgehalten hat. Jener denkwürdige erste Tischri des Jahres 445 vor der gewöhnlichen Zeitrechnung, an dem Esra und ihm zur Seite die Leviten dem versammelten Volke die Thora vorlasen und erläuterten,[24]) kann als der Geburtstag des altjüdischen Schulwesens betrachtet werden. Denn der Gegenstand jenes von Esra abgehaltenen Lehrkurses, die Thora,

---

[22]) I. Chron. 25, 8.
[23]) Esra 7, 10.
[24]) Neh. 8, 1—8.

blieb der hauptsächliche Gegenstand der Lehrthätigkeit, die nach Esra in den Schulen Jerusalems und Judäas entfaltet wurde.

Wir wissen zwar nichts über die Errichtung dieser Schulen. Aber wir dürfen annehmen, daß Esra selbst begonnen hat, einen Hauptpunkt seiner Lebensaufgabe, die Thora in Israel zu lehren, in Wirklichkeit umzusetzen. Unter den Institutionen, welche die Tradition ihm zuschreibt,[25] ist zwar die Gründung von Schulen nicht genannt; aber an einer, freilich für apokryph geltenden Stelle des babylonischen Talmuds[26]) findet sich die Angabe, Esra habe verordnet, daß man Schullehrer neben Schullehrer anstellen solle, damit durch den Wetteifer der Berufsgenossen das Wissen sich mehre. Diese Angabe entbehrt nicht der innern Wahrheit. Denn das Schulwesen Palästinas durfte Esra als Begründer ansehen; und auch der Sprachgebrauch hat dies sein Verdienst verewigt. Das Wort Sôfer, mit welchem Esras Beruf, als der des Schriftgelehrten, des mit dem Sefer, dem Buche κατ᾽ ἐξοχήν sich Beschäftigenden bezeichnet wird, dasselbe Wort war noch in späten Jahrhunderten Bezeichnung des Schullehrers, während es gleichzeitig zur Bezeichnung der alten Schriftgelehrten, der Nachfolger Esras und frühesten Fortsetzer seines Werkes, diente.

Diese alten Schriftgelehrten heißen in der Tradition auch die Männer der großen Versammlung,[27] zur Erinnerung an jene entscheidungsvolle Versammlung, die einige Wochen nach Esras öffentlichem Lehrkurse in Jerusalem stattfand und in der sich die Vertreter des ganzen Volkes feierlich zur Beobachtung der Lehre Moses verpflichteten[28]). Die Männer der großen Versammlung nun haben einen Grundsatz ausgesprochen,[29] den man als Grundgedanken des altjüdischen Schulwesens ansehen darf: Bildet viele Schüler aus! Die Möglichkeit des Lernens Vielen zu bieten, den Kreis der Schule zu erweitern, das ist die Auf-

---

25) Baba Kamma 82a.
26) Baba Bathra 21b ut.
27) Ansche Keneseth Haggedola
28) Nehemia 9, 1.
29) Mischna Aboth 1, 2.

gabe, die in jenem Grundsatze den führenden Männern gestellt wurde.

Denselben Grundgedanken dürfen wir auch in einer Erzählung der Chronik erkennen. Wir lesen da,[30]) daß König Josaphat ein zumeist aus Leviten bestehendes Kollegium, eine Art von Lehrkommission aussandte, um das Volk in allen Städten des Landes aus dem Buche der Thora zu belehren. Der Verfasser der Chronik läßt in dieser Erzählung gleichsam die Aufgabe, die sich Esra und seine Nachfolger vorgesteckt haben, bereits durch den König Josaphat ausführen, und er schreibt, wie das oft geschieht, die Verwirklichung des ihm selbst, dem eifrigen Leviten, vorschwebenden Ideals einer glorreichen Vergangenheit zu.

Daß sich dieses Ideal einer das ganze Land, alle Städte Judäas in sich begreifende Lehrinstitution nun allmählich verwirklichte, meldet eine höchst interessante Tradition, die in lapidarer Kürze eine Geschichte des öffentlichen Jugendunterrichtes in Palästina darbietet. Diese Tradition hat zum Gewährsmanne Rab, die größte Autorität Babyloniens im dritten Jahrhundert, einen großen Freund und Förderer des Schulwesens; aber sie geht jedenfalls auf alte palästinensische Ueberlieferung zurück. Die Tradition lautet:[31]) Im Anfange unterrichtete jeder Vater selbst seinen Sohn; dem Vaterlosen wurde kein Unterricht zu Teil. Später verordnete man, daß in Jerusalem Schulen eingerichtet werden, in welche auch die Kinder aus der Provinz hinaufgebracht werden mußten. Nachher erhielt jeder Bezirk seine Schule; aber die Schüler kamen schon im reiferen Alter von sechszehn bis siebzehn Jahren zur Schule, sie wurden, wenn der Lehrer seine Strenge zeigte, widerspenstig und blieben weg. Endlich verordnete Josua ben Gamala, daß in allen Ortschaften des Landes[32]) Kinderlehrer angestellt und die Kinder im Alter von sechs bis sieben Jahren zur Schule gebracht werden.

So künstlich konstruirt die Geschichte des Schulwesens

---

[30]) II. Chron. 17, 7.

[31]) Baba Bathra 21 a.

[32]) Die Worte „in jeder Provinz" fehlen in einigen Handschriften und alten Citaten und sind durch die Analogie von Esther 8, 17 (vgl. 9, 28) in die Talmudstelle gerathen.

in Palästina auch erscheinen mag, unbedingt liegt ihr ein Kern historischer Thatsächlichkeit zu Grunde. Es ist die allmählich fortschreitende Einführung des öffentlichen Schulunterrichtes, dessen Erinnerung hier festgehalten ist: zuerst in der Hauptstadt, dann in den Vororten der Bezirke, endlich in allen Städten des Landes. Die Angabe über die Bezirksschulen benennt den Bezirk mit einem seltenen Worte,[33] das, wie wir aus den Aufzeichnungen Nehemia's wissen,[34] zur Zeit der Perserherrschaft die Bezirke Judaea's bezeichnete. Dasselbe Wort findet sich auch in einer andern Tradition, von der Einsetzung von Gerichtshöfen für die einzelnen Bezirke und Städte.[35] Dieses Wort weist sehr deutlich auf die persische Zeit hin. Die Einsetzung von Gerichtshöfen und die Errichtung von Schulen in den einzelnen Bezirken gehört also wohl der persischen Zeit, dem nach Esra folgenden Jahrhunderte an.

Die letzte Verordnung über das Schulwesen Palästinas soll aber nach der Schlußangabe unserer Tradition erst ein halbes Jahrtausend nach Esra gegeben worden sein; und ihr Urheber war einer jener in rascher Folge einander ablösenden letzten Hohenpriester des zweiten Tempels, von denen die Geschichte fast nur Unrühmliches zu melden weiß. Aber ist eine so tief eingreifende Maßregel, wie es die Einführung des allgemeinen Jugendunterrichts war, in solcher Zeit und von solchem Urheber ausgehend denkbar? Die Zeit, in der Josua ben Gamala — oder ben Gamliel — kaum zwei Jahre lang als Hohepriester fungirte,[36] war eine Zeit verhängnisvoller Gährung. Das Joch der tyrannischen Prokuratoren lastete schwer auf dem Lande, und das Volk befand sich unmittelbar vor dem Ausbruche des großen Verzweiflungskampfes gegen Rom. War eine solche Zeit geeignet, eine das ganze Land betreffende Maßregel friedlicher Kulturarbeit durchzuführen, und hätte die Verordnung, wenn

---

33) Pelech.

34) Nehemia 3, 9, 12, 14—18.

35) Makkoth, 7a; Tos. Sanhedrin c 3 Ende. — S. auch Tos. Bikkurim 3, 8, von den sich bezirksweise versammelnden Darbringern des Erstlingsopfers.

36) In den Jahren 63—65.

sie wirklich von Josua ben Gamala ausging, in den bald darauf folgenden Kriegsjahren verwirklicht werden und Früchte zeitigen können, so daß ihr, wie der Gewährsmann jener Tradition sagt, zu danken ist, daß die Thora in Israel nicht in Vergeßlichkeit gerieth? Und dann, sollte es ein Träger des Hohepriesteramtes, das längst seines Ansehens verlustig und außer Zusammenhange mit den treibenden Kräften der Nation war, sollte es ein Hoherpriester gewesen sein, der den Grundgedanken der von den Pharisäern, den Erben der alten Schriftgelehrten, vertretenen Richtung mit der Verallgemeinerung des Jugendunterrichtes zum Siege führte?

Einer solchen geschichtlichen Unwahrscheinlichkeit gegenüber ist es gestattet, an dem Wortlaute der Tradition eine Berichtigung vorzunehmen, durch welche die so wichtige Aufgabe in ihren wahren historischen Zusammenhang gerückt wird. Es hat hier, so erlaube ich mir anzunehmen, eine Namensverwechselung stattgefunden. Die Ueberlieferung sprach ursprünglich nicht von Josua ben Gamala, sondern von einem älteren Träger des Namens, von Josua ben Perachja.

Josua ben Perachja wirkte zur Zeit des hohepriesterlichen Herrschers Johannes Hyrkan als Haupt der Schriftgelehrten, als Leiter der damals zum erste Male unter dem Namen Pharisäer an das Licht der Geschichte hervortretenden großen Partei, die erst gegen Ende der Regierungszeit Hyrkans ihren Einfluß und ihre Macht an die Partei der Sadducäer abtreten mußte. Zu jener Zeit hat der durch die Erhebung der Makkabäer und ihre Siege hervorgerufene religiöse und nationale Aufschwung Judaea's seinen Höhepunkt erreicht. Eine solche Zeit war, wie keine, für eine so sehr im Geiste des Pharisäerthums liegende Maßregel geeignet, wie es die Verbreitung des Schulunterrichtes über das ganze Land war. Aber auch die einzige Aeußerung Josua ben Perachjas, die auf die Nachwelt gekommen ist, läßt ihn als ganz besonders geeigneten Urheber einer Maßregel über das Schulwesen erscheinen. Sein Wahlspruch, wie er in den Sprüchen der Väter[37]) zu lesen ist, bezieht sich nämlich auf

---

[37]) Mischna Aboth 3, 11.

das Studium und lautet: Verschaffe dir einen Meister und erwirb dir einen Studiengefährten! Dieser Spruch ist auch sonst für die Geschichte des altjüdischen Schulwesens nicht gleichgiltig. Denn in ihm begegnen wir zum ersten Male den beiden, zu stehenden Bezeichnungen des Lehrers und des Kollegen gewordenen Ausdrücken. Das eine Wort, Rab, der Meister, Lehrer, wurde in der Form Rabbi auch zum Ehrentitel der Gelehrten, und das andere Wort, Chaber, welches den Gefährten, Genossen im Allgemeinen, in Josua ben Perachjas Spruche aber den Studiengefährten bezeichnet, gelangte später ebenfalls zu selbständiger Bedeutung, als man nach ihm die Mitglieder der gelehrten Kollegien oder die Gelehrten überhaupt bezeichnete.

War nach dieser — wie ich selbst gestehe — etwas verwegenen, aber durch die Erwägung der in Frage kommenden Zeiten und Männer berechtigten Annahme nicht Josua ben Gamala der Hohepriester, sondern der zweihundert Jahre ältere Josua ben Perachja der Schriftgelehrte Begründer des allgemeinen Jugendunterrichtes in Palästina, dann wird auch eine andere Tradition verständlich, die sich bisher garnicht der eben besprochenen und berichtigten Tradition über die successiven Fortschritte des Schulwesens einfügen lassen konnte. Nach dieser andern Tradition[38]) war es nämlich Simon ben Schetach, der verordnete, daß die Kinder in die Schule zu gehen haben, das heißt mit andern Worten, der den allgemeinen und obligatorischen Jugendunterricht einführte. Simon ben Schetach aber war der Schüler Josua ben Perachjas und sein Nachfolger als Haupt der Schriftgelehrten. Simon ben Schetach war es, der, als die blutigen Verfolgungen der Pharisäer durch Alexander Jannai ein Ende genommen hatten, den Einfluß seiner Partei wiederherstellte und, wie die Worte eines alten Berichtes lauten,[39]) der Thora ihr altes Ansehen wiedergab. Unter der friedlichen Regierung der Königin Salome Alexandra und unter der kräftigen Leitung Simon ben Schetachs brach

---

[38]) Jer. Kidduschin c 8 Ende (32 c, d).
[39]) Kidduschin 66a.

die Blüthezeit der Schriftgelehrsamkeit an. Die Pharisäer gewannen an Macht, und ihrem Einfluße beugte sich die große Mehrheit der Nation. Das war wiederum eine geeignete Zeit für die Festigung des Schulwesens. Was Josua ben Perachja begonnen hatte und die traurigen Verfolgungsjahre unter Alexander Jannai nicht zur vollständigen Durchführung gedeihen ließen, das wurde von Simon ben Schetach auf's neue angebahnt. Seine Verordnung darf als die Erneuerung und Ergänzung der seines Lehrers und Vorgängers gelten.

Jetzt dürfen wir uns der Vorstellung hingeben, daß der allgemeine Jugendunterricht in Palästina nicht erst, wie man bisher glauben mußte, gewissermaßen vor Thorschluß, in den letzten Tagen Jerusalems, eingeführt wurde, sondern daß diese Institution damals bereits seit zwei Jahrhunderten wirksam war, als Ergebnis des mächtigen Einflusses, den die Pharisäer in den Tagen des hasmonäischen Königthums über die Geister gewonnen hatten, aber zugleich als nie versiegende Quelle ihres stetig zunehmenden moralischen Einflusses. Mit dieser Vorstellung allein läßt sich auch in Uebereinstimmung bringen, was wir von zwei Zeugen der letzten Jahrhunderte des zweiten Tempels über das Erziehungswesen des jüdischen Volkes vernehmen. Der Alexandriner Philo sagt von der Anhänglichkeit seiner Stammesgenossen an ihre Religion:[40]) „Da sie ihre Gesetze für göttliche Offenbarungen halten und von frühester Jugend an in deren Kenntnis unterwiesen werden, tragen sie die Bilder der Gesetzesvorschriften in ihrer Seele." Und Josephus, der Geschichtsschreiber jener Tage, sagt:[41]) „Mehr als um alles bemühen wir uns um die Kindererziehung." Und ferner derselbe:[42]) „Bei uns mag man den ersten Besten über die Gesetze befragen, und er wird sämtliche Bestimmungen derselben leichter hersagen, als seinen eigenen Namen. Weil wir nämlich gleich vom Erwachen des Bewußtseins an die Gesetze erlernen, sind sie unsern Seelen sozusagen eingegraben."

---

[40]) Leg. ad. Cajum 31.
[41]) Contra Apionem I, 12.
[42]) Ib. II, 18.

II.

Wenn man während der Jahrhunderte, die der Zerstörung Jerusalems folgten, in den jüdischen Kreisen Palästinas der ehemaligen Hauptstadt und ihrer Herrlichkeit gedachte, war auch ihr Schulwesen Gegenstand wehmütiger Erinnerung. Man erzählte,[43]) daß unmittelbar vor der Katastrophe in Jerusalem 480, nach einer genauern Angabe 394, Synagogen bestanden und daß zu jeder Synagoge zwei Schulen gehörten, eine Schule erster Stufe für den Unterricht in der Bibel und eine zweite Stufe für den Unterricht in der überlieferten Lehre. Ferner gedachte man des „großen Hauses", wie man mit Anspielung auf einen biblischen Ausdruck[44]) das Lehrhaus Jochanan ben Zakkai's nannte, des letzten großen Schriftgelehrten, um den sich in Jerusalem Jünger schaarten.

In dieser Erinnerung aus den letzten Tagen Jerusalems besitzen wir die wichtigste Angabe über die Organisation des altjüdischen Schulwesens vor der Zerstörung. Das Lehrhaus Jochanan ben Zakkai's war die hohe Schule, an der Jünglinge und Männer den Worten des Meisters lauschten, seine Belehrung erbaten, seine Fragen beantworteten oder sich gegenseitig durch gemeinschaftliche Darlegung und Erörterung des Gegenstandes, durch Mitteilung des von Jedem Gewußten und Ergründeten, durch Fragen und Einwände, debattierend und disputierend im Studium förderten. Dieses Lehrhaus, das die Thätigkeit der Lehrhäuser Hillels und Schammais, Schemajas und Abtalions und der früheren Häupter der Schriftgelehrten fortsetzte, war dazu bestimmt, das rettende Asyl des Judenthums in Palästina und der Ausgangspunkt eines neuen Aufschwunges zu werden.

Noch während der Schreckenszeit, als das römische Heer die dem Untergange verfallene Hauptstadt belagerte, verlegte Jochanan ben Zakkai sein Lehrhaus nach Jabne, und dort begann es, seine geschichtliche Mission auszuüben. Die Geschichte dieses Lehrhauses, das nach Jahrzehnten

---

[43]) Hoschaja j. Megilla 73d, j. Kethub 35c; Echa r. Provem. No. 12; ib. zu 2, 2; Schir r. zu 5, 12; b. Kethuboth 105a.

[44]) II. Kön. 25, 9.

fruchtreicher Thätigkeit während der Unruhen und Stürme der hadrianischen Zeiten nach anderen Orten verlegt wurde und endlich am Ufer des Tiberiassees eine bleibende Stätte fand, verbunden mit der Geschichte der anderen Lehrhäuser Palästinas, sowie der Babyloniens bildete für einen langen Zeitraum den hauptsächlichsten Inhalt der jüdischen Geschichte. Wird doch der ganze Zeitraum von der Geschichtsschreibung nach den Mitgliedern jener Lehrhäuser als die Zeit der Tannaiten und Amoräer bezeichnet.

Während in dem großen Lehrhause das geschichtliche Dasein des jüdischen Volkes pulsierte, setzte die dem Jugendunterrichte dienende Schule ihre stille Thätigkeit fort, die ihnen zugefallene Kulturarbeit ohne Unterbrechung vollbringend. Die beiden Stufen dieser Schule ergaben sich aus dem Lehrziele derselben. Die Jugend sollte zuerst in die heilige Litteratur eingeführt werden, die Bibel lesen und verstehen lernen; dann aber auch den in mündlicher Ueberlieferung erhaltenen und stetig wachsenden Schatz der traditionellen Erläuterungen, Satzungen und Lehren sich aneignen. Die Zweiteilung der Lehre in schriftliche und mündliche Lehre,[44a)] brachte auch die Zweiteilung der Schule mit sich. In der erwähnten Angabe über die Schulen Jerusalems heißt die erste Stufe Beth-Hassefer, das Haus des Buches, die obere Stufe Beth-Talmud, Haus des Studiums. Die erstere Benennung bezeichnete auch sonst die Schule, die andere ist sonst nicht gebräuchlich und wird von der gewöhnlichen Benennung des Lehrhauses, Beth-Hammidrasch, verdrängt. Den zwei Stufen der Schule entsprechend gab es auch zwei Kategorien von Schullehrern: Bibellehrer, die mit dem alten Namen Soferim bezeichnet wurden, und Lehrer der Traditionskunde oder Mischna, die Maschnim genannt wurden. Jede Gemeinde hatte die Pflicht, beide Kategorien von Lehrern anzustellen. Im zweiten Jahrhundert sagte Simon ben Jochai[45)] mit Hinblick auf den verwüsteten Zustand Palästinas und zur

---

44a) S. Sabbath 31a. Sifre zu Deut. 33, 10; Sifra zu Lev. 26, 43.

45) J. Chagiga 76c. Pesikta, Echa rabb. Prooem. Nr. 2.

Ermahnung der Zeitgenossen: Wenn du im Lande Israels Städte siehst, die von Grund aus zerstört sind, so wisse, das ist die Strafe dafür, daß sie keine Lehrer besoldeten, die die Jugend in Bibel und Tradition unterrichtet hätten. Im dritten Jahrhundert betraute der Patriarch drei hervorragende Mitglieder des Lehrhauses von Tiberias mit der Inspektion des Jugendunterrichtes in den palästinensischen Städten und ließ sie überall, wo es nötig war, Lehrer für Bibel und Tradition einsetzen.[46] Auf dieser Inspektionsreise kamen die drei Gelehrten in eine Ortschaft, die wohl Feldhüter, aber keine Lehrer angestellt hatte; sie machten die Bürger darauf aufmerksam, daß die wahren Hüter der Stadt die Jugendlehrer seien.[47] — Das Psalmwort von den Wegekundigen, die Gott sein Heil wird sehen lassen,[48] wird in einer alten Deutung auf die Bibellehrer und die Traditionslehrer bezogen, welche die Jugend mit treuer Hingebung unterweisen.[49]

Daß manche Gemeinde des Jugendlehrers entbehren mußte, ist auch jenem interessanten Berichte des Talmuds über die Verdienste Rabbi Chijas, eines Zeitgenossen Jehudas I zu entnehmen.[50] Aus den Häuten selbsterjagter Hirsche verfertigte er Rollen, auf die er die fünf Bücher des Pentateuchs schrieb; dann lehrte er je ein Buch je einen von fünf Knaben, mit der Verpflichtung, daß Jeder das Gelernte die übrigen vier Knaben lehre, ebenso unterrichtete er mit gleicher Verpflichtung sechs Knaben in den sechs Ordnungen der Mischna. Mit diesem, an die gegenseitige, sogenannte Bell-Lancastersche Unterrichtsmethode erinnernden Verfahren, welches der eifrige Gelehrte auch an verschiedenen Orten anwendete, erwarb er sich das begeisterte Lob des Patriarchen.

Den Unterricht in der Bibel soll das Kind nach einem bekannten Ausspruche über die Altersstufen des menschlichen

---

[46] Jb.
[47] Jb.
[48] Ps. 50, 23.
[49] Lev. r. c 9. g. Anf.
[50] Kethub. 103 b; Baba Mezia 85 b.

Lebens[51]) mit dem vollendeten fünften, den in der Traditionskunde mit dem zehnten Jahre zugeführt werden. Jedoch beginnt nach jener alten Verordnung, die man bisher Josua ben Gamala zuschrieb, die Schulpflicht mit dem sechsten oder siebenten Jahre. Unter den Regeln, die Rab, die große Autorität Babyloniens, einem Schulmeister gab, befindet sich auch das Verbot,[52]) Kinder unter sechs Jahren aufzunehmen. Auch eine volksthümliche Regel, die ein anderer babylonischer Gelehrter, Abaji, mitteilt,[53]) nennt das sechste Jahr als die Zeit, in der der erste Unterricht zu beginnen hat.

Eine obere Grenze für die Schulpflichtigkeit gab es nicht. Doch scheint das dreizehnte Jahr, als der Beginn der religionsgesetzlichen Mündigkeit[54]), eine solche Grenze gebildet zu haben. In einer Dichtung des im dritten Jahrhundert blühenden Agadisten Rabbi Levi[55]) über die gemeinsame Erziehung Jakobs und Esaus heißt es, daß beide zusammen in die Schule und aus der Schule gingen, bis zu ihrem dreizehnten Jahre. Dann trennten sich ihre Wege: Jakob suchte die Lehrhäuser, Esau die Götzentempel auf. In dem Ausspruche über die Altersstufen des menschlichen Lebens wird das fünfzehnte Lebenjahr als der Beginn des höheren, mit dem Namen Talmud bezeichneten Studiums genannt. — Josephus nennt sein vierzehntes Jahr, als den Abschluß seiner ersten Studien. Er war, wie er in seiner Autobiographie berichtet,[56]) als Knabe von etwa vierzehn Jahren im Wissen so vorgeschritten, daß die Hohepriester und die Vornehmen der Stadt ihn besuchten, um besonders gründliche Auslegungen des Gesetzes von ihm zu hören. Josephus hat allerdings keine öffentliche Schule besucht; als Sohn einer vornehmen hauptstädtischen Familie wurde er, zugleich mit seinem Bruder, von Hauslehrern unterrichtet, wie denn auch sonst in unsern Quellen häufig genug Haus-

---

51) Mischna Aboth c. 5 Ende.
52) Baba Bathra 21 a.
53) Kethub. 50 a.
54) Mischna Aboth c. 5 Ende; Gen. r. c. 63 (Eleasar b. Simon).
55) Gen. r. c. 63, Tanchuma B. Toledoth 2.
56) Vita c. 2.

lehrer erwähnt werden. Aber auch von dem Sohne des Zimmermanns Joseph in Nazareth, der der Stifter des Christenthums werden sollte, erzählt ein Bericht über seine Kindheit,[57]) er sei im Alter von zwölf Jahren mit seinen Eltern zum Wallfahrtsfeste nach Jerusalem gekommen und habe im Tempelgebäude mitten unter den Gelehrten sitzend ihnen zugehört und sie befragt und Alle, die ihm zuhörten, durch seinen Verstand und seine Antworten in Erstaunen gesetzt.

Ein ergreifendes Beispiel dafür, wie Jemand, dem in der Jugend die Wohlthat des Schulunterrichtes versagt blieb, im reifen Alter das Versäumte nachholt, bietet der große Akiba dar, dessen Jugendzeit in die Mitte des ersten Jahrhunderts fällt. Die wenn auch aus später Zeit stammende Erzählung hierüber[58]) gewährt einen Einblick in die Art des Lernens und Lehrens und ergänzt unsere Vorstellungen vom altjüdischen Schulwesen. Akiba war vierzig Jahre alt geworden und hatte noch nichts gelernt. Eines Tages saß er am Brunnen von Lydda und sah einen ausgehöhlten Stein am Rande des Brunnens. Wer hat, fragte er, diesen Stein ausgehöhlt? Man antwortete ihm: Das Wasser, das Tag für Tag auf den Stein fällt. Da durchzuckte ihn der Gedanke: Wenn das Wasser den harten Stein auszuhöhlen vermochte, sollten die an Festigkeit dem Eisen zu vergleichenden Worte der Lehre auf mein Herz keine Wirkung auszuüben vermögen? Sofort beschloß er zu lernen. Mit seinem Sohne begab er sich in die Schule und bat den Lehrer, sie beide zu unterrichten. Und Vater und Sohn saßen zusammen, je ein Ende der Tafel erfassend, auf welche die Buchstaben des Alphabets in gewöhnlicher Reihenfolge und auch in verschiedenen Gruppierungen geschrieben waren, und sie wurden in die Anfangsgründe des Lesens eingeweiht. Dann begann der Bibelunterricht mit dem dritten Buche der Thora. Als nun Akiba die heilige Schrift erlernt hatte, begab er sich zu Eliezer und Josua, den berühmten Schülern Jochanan ben Zakkais und bat sie, ihn in die

---

57) Ev. Luc. 2, 41 ff.
58) Aboth di R. Nathan c. 6 (p. 29 ed. Schechter).

Kenntnis der Traditionen einzuführen. Wenn Akiba einen Satz in der Bibel erlernt hatte, zog er sich in die Einsamkeit zurück und grübelte über die Bedeutung jedes Buchstaben; ebenso dachte er später über die gelernten Traditionssätze nach. Dann stellte er an seine Lehrer Fragen und machte ihnen Einwände. So bemächtigte sich Akiba allmählich des ganzen Wissensstoffes und wurde zum größten Meister der Lehre in Israel.

Zwei Einzelheiten dieser Erzählung verdienen besondere Aufmerksamkeit: der Gebrauch von Tafeln als erstes Lehrmittel und der Beginn des Bibelunterrichts mit dem dritten Buche Moses. Die Tafeln, auf die das Alphabet in allerlei Buchstabengruppen geschrieben war, werden auch sonst in den Quellen erwähnt.[59]) Die Einführung in die Geheimnisse des Alphabets war naturgemäß der Anfang des Leseunterrichtes, mit welchem ohne Zweifel auch der Schreibunterricht verbunden war. Gelegentlich findet sich einmal eine Anspielung darauf, daß der Lehrer beim Schreibunterricht dem Schüler die Hand führte.[60]) In der bekannten Anekdote beginnt auch Hillel die Unterweisung des Proselyten mit dem Alphabete und lehrt den zweifelnden Schüler die Thatsächlichkeit einer überlieferten Lehre dadurch erkennen, daß er die Notwendigkeit der Ueberlieferung über die Bedeutung der Buchstaben und ihrer Reihenfolge anerkennen muß. Außer den Lesetafeln dienten als Lehrmittel auch kleine, mit einzelnen Abschnitten des Pentateuchs beschriebenen Rollen.[61]) Von einem Schullehrer wird berichtet, er habe mißbräuchlicherweise zum Zwecke des Unterrichtes Stücke aus der Thorarolle herausgeschnitten.[62])

Was die Verwendung des Leviticus im Elementarunterricht betrifft, so war es ein sehr alter Brauch, das Lesen der Bibel in der Schule mit diesem Buche zu beginnen; denn schon im dritten Jahrhundert kann ein bedeutender Ge-

---

59) S. Tanchuma, angeführt vom Dr. Zarna, citirt von Friedmann in der Einleitung zur Mechiltha p. XXXIV.

60) Schir rabba zu 1, 2.

61) S. die in Anm. 59 citirte Stelle.

62) J. Megilla 75b.

lehrter den Brauch nur auf homiletische Weise begründen:[63] „Die Opfer, deren Vorschriften den hauptsächlichen Inhalt jenes Buches bilden, sind rein, und die Kinder sind rein; mögen die Reinen sich mit dem, was rein ist, beschäftigen.“ Wahrscheinlich stammte der Brauch aus den jerusalemischen Schulen, in denen die Kinder der priesterlichen Familien unterrichtet und zuerst in die Kenntnis der für sie besonders wichtigen Satzungen von den Opfern und vom Heiligthume eingeführt werden.

III.

Aus einzelnen gelegentlichen Angaben, wie die eben besprochenen, stellt sich das ganze Material zusammen, das uns die Quellen für die nähere Kenntnis des altjüdischen Schulwesens darbieten. Einige besonders charakteristische dieser Angaben will ich mir gestatten noch vorzuführen.

Als Stätte des Jugendunterrichtes diente in der Regel die Synagoge, während sich die Erwachsenen im Lehrhause zum Studium versammelten. Die Klagworte des Propheten[64] über die von der Gasse und den Plätzen hinweggerafften Kinder und Jünglinge glossiert ein Prediger des dritten Jahrhunderts mit den Worten: aber nicht aus den Synagogen und aus den Lehrhäusern.[65] Denn das Kind gehört in die Synagoge, der Jüngling in das Lehrhaus. In der hyperbolischen Schilderung der Hauptstadt Bar-Kochba's, wo auch während der Belagerung die Thätigkeit der Schulen nicht feierte, findet sich folgende Angabe:[66] In Bethar gab es vierhundert Synagogen; in jeder Synagoge wirkten vierhundert Lehrer und jeder Lehrer unterrichtete vierhundert Schulkinder. (Nebenbei bemerkt, wird in einer der Schulregeln Raba's, des babylonischen Gelehrten die Zahl von fünfundzwanzig Schülern als das Maximum der von einem Lehrer zu übernehmenden Unterrichtsleistung an-

---

63) Assi, Pesikta 60b Lev. r. c. 7, Pes. r. c. 16.
64) Jerem. 9, 20.
65) Echa r. zu 1,9 (Abba b. Kahana).
66) Gittin 58a.

gegeben.[67]) Von einem berühmten Gelehrten, Josua ben Levi, wird berichtet, er habe seinen kleinen Enkel selbst in die Synagoge, das heißt zur Schule geführt.[68]) Aber in der Regel waren es die Mütter, die ihre Kinder in die Synagoge brachten, und das wird den Frauen als eines ihrer großen Verdienste angerechnet.[69]) Ein Prediger des dritten Jahrhunderts mahnt die Mütter, sich dieser ihrer Pflicht nicht unter dem Vorwande zu entziehen, daß dem Kinde die Befähigung zum Studium abgehe.[70]) — Manche Anekdote berichtet, wie an den Synagogen von Sepphoris oder Tiberias vorübergehende Gelehrte irgend einen Bibelvers aus dem Munde der Schuljugend rezitieren hörten und denselben bei diesem Anlasse sinnreich deuteten.[71])

Es gab aber außer den in den Synagogen ihren Beruf ausübenden öffentlichen Schullehrern auch solche, die in der eigenen Wohnung Schule hielten, weshalb man die Schulkinder auch Kinder des Lehrerhauses nannte.[72]) Das Kommen und Gehen der Kinder und das mit dem Geschäfte des Unterrichtens verbundene Geräusch mochte den Nachbarn lästig erscheinen; darum wurde es schon früher zum Rechtssatze, daß die Bewohner des Hofes, in dem sich die zur Schule umzuwandelnde Wohnung befand, dagegen so, wie gegen andere störende Nachbarschaft protestieren durften und ihrem Proteste Folge geleistet wurde.[73])

Als Gehilfe des Schulmeisters fungierte in alter Zeit der Chazzân,[74]) das ist der mit der Obhut über die Synagoge und ihre Utensilien betraute Beamte, dessen Titel erst später, in nachtalmudischer Zeit zur Bezeichnung des Gemeindevorbeters wurde.[75]) Aus der merkwürdigen Klage

---

67) Baba Bathra 21a.

68) Kidduschin 30a.

69) Berachoth 17a (Rab).

70) J. Challa 57b (Simon).

71) S. Gen. r. 52 (Chija b. Abba); Schocher tob. zu Ps. 93 Ende (Chaggai).

72) Tinôkôth schel bet-rabbân.

73) Mischna Baba Bathra II, 3; b. Baba Bathra 21a, 21b; Tos. B. B. c. 1.

74) Mischna Sabbath 1, 3.

75) S. Midrasch Koheleth rabba zu 7,5 und 9, 15; Mas. Soferim c. 10 Ende, c. 11 Anf.; Pirke R. Elieser c. 13 Ende.

eines Schülers Jochanan ben Zakkais, Eliezer ben Hyrkanos, über den geistigen Niedergang seiner Zeit, den er mit der Zerstörung des Heiligthums in kausalen Zusammenhang bringt, finden wir den Rang des Schulmeisters in der Gelehrtenhierarchie mit folgenden Worten gekennzeichnet: „Seitdem das Heiligthum zerstört ist, sind die Gelehrten auf die Stufe der Schulmeister, diese auf die Stufe der Chazzânim gesunken.[76]) — Oft waren es anerkannte Gelehrte, die sei es als Privatlehrer, sei es als öffentliche Schullehrer fungierten. An den Patriarchen Jehuda I wandten sich die Bewohner einer kleinen Stadt mit der Bitte, ihnen einen seiner Jünger zu empfehlen, damit er bei ihnen die Funktionen des Richters, Predigers Schulmeisters und Chazzâns ausübe.[77]) Er empfahl ihnen Levi bar Sisi, dessen Namen unter den Besten der aus der Schule des Patriarchen hervorgegangenen Gelehrten genannt wird. Es scheint nicht selten vorgekommen zu sein, daß kleine Gemeinden die genannten Funktionen einem einzigen Beamten übertrugen. Auch die Gemeinde von Bostra ließ sich von Simon ben Lakisch im dritten Jahrhundert einen Gelehrten empfehlen, der nebst den anderen Aemtern auch das des Schulmeisters versehe.[78]) — Aus dem vierten Jahrhundert erzählt uns der Talmud eine interessante Meinungsverschiedenheit zwischen zwei angesehenen Gelehrten über die Qualifikation des Jugendlehrers. Der eine hält dafür, daß der bedeutende Umfang des Wissens einen größeren Vorzug des Lehrers bildet, als die mit geringerem Wissen verbundene Gründlichkeit; der Andere vertritt die entgegengesetzte Ansicht.[79])

Es darf nicht verschwiegen werden, daß in der sozialen Wertschätzung der Durchschnitts-Schulmeister keinen hohen Rang einnahm, wenigstens soweit eine aus tannaitischer Zeit stammende Heiratsregel eine thatsächlich in den palästinensischen maßgebenden Kreisen herrschende Auffassung wiederspiegelt. Die Regel lautete:[80]) Wer heiratet, der verkaufe

---

[76]) Sota 49 a, b.
[77]) J. Jebam, 13 a, Gen. r. c. 81.
[78]) J. Schebiith 36 d oben.
[79]) Baba Bathra 216 (Raba und Dimi).
[80]) Pesachim 296.

Alles, was er besitzt, um die Tochter eines Weisenjüngers, d. i. eines Gelehrten heiraten zu können. Findet er keine, so heirate er die Tochter eines Großen der Zeit, das heißt eines durch Frömmigkeit und Wohlthun besonders ausgezeichneten Mannes; findet er auch eine solche nicht, so wähle er die Tochter eines Synagogenvorstehers; ist ihm auch das nicht möglich, heirate er die Tochter eines Almosenverwalters; wenn er auch eine solche nicht findet, die Tochter eines Kinderlehrers.

Mit dieser, wenigstens für einen wichtigen Fall deutlich gekennzeichneten, untergeordneten Stellung des Schullehrers auf der gesellschaftlichen Stufenleiter war sehr gut vereinbar die hohe Meinung von der Wichtigkeit und der Würde seines Berufes. Dieser Beruf galt für so erhaben über sonstige, zum Zwecke des Lebensunterhaltes ausgeübte Berufe, daß von einer materiellen Entlohnung seines Ausübers eigentlich nicht die Rede sein konnte. Da aber aus sehr naheliegenden Gründen der Schullehrer für seine Leistungen eine Bezahlung annehmen mußte, gab man verschiedene Gründe an, wegen welcher er für seine Thätigkeit einen Entgelt zu beanspruchen das Recht hatte. Man zahlte ihm, so sagten die Einen, nicht für den Unterricht selbst, sondern dafür, daß er während der Unterrichtszeit zugleich die Obhut über die Kinder hatte;[81] nach Anderen wurde ihm die auch mit körperlicher Anstrengung verbundene Mühewaltung vergütet, die beim Bibelunterrichte das Bezeichnen und Einüben der sinngemäßen Absätze innerhalb der Bibelverse verursachte.[82] Wieder Andere rechtfertigten die Bezahlung des Lehrers damit, daß dieselbe ihn für die versäumte Zeit, die er sonst in anderer lohnender Beschäftigung verbracht hätte entschädigte.[83]

Zur Besoldung der Schulmeister beizutragen, galt als hohes Verdienst. Rühmend wies die Nachwelt auf das Beispiel Rabbi Akibas hin, dem einmal sein Freund Rabbi Tarphon eine große Summe Geldes gab, damit er dafür ein Grundstück kaufe, dessen Ertrag sie während ihrer ge-

---

81) Nedarim 37 a (Rab).
82) Ib. (Jochanan).
83) J. Nedarim 38 c unt. (Judan b Ismael).

meinschaftlichen Studien zu ihrem Lebensunterhalte benützen würden. Akiba aber verteilte das Geld an dürftige Bibel- und Mischnalehrer; und als ihn Tarphon nach dem Grundstücke fragte, zeigte er ihm die Beschenkten, die Urkunde über das so verwendete Geld aber sei bei David zu finden, in den Psalmworten:[84] „seine Wohlthat bleibt für die Ewigkeit."[85]) — In einer Predigt aus dem vierten Jahrhundert heißt es:[86] Ein Junggeselle, der in einer Stadt wohnt und einen Beitrag zur Bezahlung der Bibel- und Mischnalehrer leistet, erfüllt damit eine Pflicht, die ihm eigentlich erst später obläge, wenn er selbst eine Familie gründen und Kinder zur Schule schicken würde. Auf ihn läßt sich das Wort Gottes aus dem Buche Hiob anwenden:[87] „Wer mir in dieser Weise zuvorkommt, dem will ich es vergelten." Er soll zum Lohne Söhne bekommen, die des Unterrichtes teilhaftig werden.

Als Muster edlen und selbstlosen Pflichteifers rühmte man in den babylonischen Lehrhäusern[88] einen Schullehrer, dessen Gebet sich einmal wirksamer erwies, als ein von dem gefeiertesten Gelehrten seiner Zeit angeordnetes Fasten. Einmal kam nämlich Rab in eine Ortschaft, die unter anhaltender Dürre litt. Er veranstaltete einen Fastengottesdienst, jedoch der ersehnte Regen kam nicht. Als aber der Vorbeter hintrat und im Gebete die Worte sprach: „Der du wehen lassest den Wind," da begann der Wind zu wehen; und als er fortsetzte und die Worte sprach: „und herabkommen lässest den Regen", da kam der Regen herab. Rab fragte den erfolgreichen Beter nach seiner Beschäftigung. Er antwortete: Ich bin Kinderlehrer und unterrichte die Kinder der Armen ebenso wie der Reichen; wer das Schulgeld nicht zu zahlen vermag, von dem nehme ich keine Bezahlung an; Kinder aber, die sich mutwillig dem Schulbesuche entziehen, locke ich durch Geschenke an mich und rede ihnen so lange zu, bis sie bereit sind, zu lernen.

---

[84]) Ps. 112, 9.
[85]) Lev. r. c. 34 Ende; Pesikta r. c. 25 (126 b). Mass. Kalla.
[86]) Tanchuma, Lev. r. c. 27, Pesikta 256.
[87]) Hiob 41, 3.
[88]) Taanith 24 b.

Ebenso bezeichnend ist folgende palästinensische Anekdote.[89]) Der große Meister von Tiberias, Rabbi Jochanan, traf einmal in einem Orte den Schullehrer schlafend an. Dieser, zur Rede gestellt, entschuldigte sich damit, daß er faste. Da sagte Jochanan: Wenn es bei einer Arbeit, die man für Menschen leistet, verboten ist zu fasten, weil damit die Leistung geschädigt wird, um wievieles eher ist es unstatthaft zu fasten, wenn man dadurch die für Gott zu leistende Arbeit beeinträchtigt. — In demselben Sinne wurde der im Buche Jeremias[90]) zu lesende Ausruf: Verflucht sei, wer Gottes Arbeit lässig vollbringt! auf den seiner Pflicht nicht strenge nachkommenden Jugendlehrer angewendet.[91])

Im Geiste der biblischen Paedagogik[92]) konnte die altjüdische Schule die körperlichen Strafen als Zuchtmittel nicht entbehren. Aber das Uebermaß in der Anwendung solcher Strafen war verpönt. Der ebengenannte Jochanan verbot den Bibel- und Mischnalehrern für die heißen Sommertage die körperliche Züchtigung der Schüler gänzlich.[93]) Aus dem vierten Jahrhundert wird folgende Anekdote erzählt.[94]) Die Magd eines vornehmen Hauses in Tiberias ging an einer Synagoge vorüber und bemerkte, wie ein Bibellehrer ein Kind mehr, als nötig war, schlug. Da rief sie in ihrer Entrüstung aus: Möge jener Mann mit dem Banne belegt sein! Der auf so unerwartete Weise mit dem Banne Behaftete kam zum Rabbi Acha und fragte ihn um Bescheid hinsichtlich der Giltigkeit eines solchen Bannspruches. Er erhielt die Antwort, daß er sich als im Bann befindlich betrachten müsse, weil er durch sein unerlaubtes Vorgehen denselben verdient habe. — Der schon öfters genannte Rab bezog das Psalmwort:[95]) „Vergreifet euch nicht an meinen Gesalbten" auf die Schulkinder[96]) und zielte damit höchst-

[89]) Jer. Demai 266.
[90]) Jerem. 48, 10.
[91]) Baba Bathra 21 b.
[92]) S. Proverbia 13, 24.
[93]) Echa r. zu 1, 7 Ende.
[94]) J. Moed Katan 81 d.
[95]) Ps. 105, 15.
[96]) Sabbath 119 b.

wahrscheinlich auf den Mißbrauch des dem Lehrer zustehenden Rechtes der Züchtigung.

Von der Unterbrechung der Schulzeit durch längere Ferien ist nichts zu lesen. Vielmehr galt es als Grundsatz, und zwar als Ueberlieferung des Patriarchenhauses,[97]) daß der Jugendunterricht nicht einmal um der Erbauung des Heiligthums willen unterbrochen werden dürfe. Jedoch erging am Ende des dritten Jahrhunderts in Palästina an die Bibel- und Mischnalehrer die Verordnung, zur heißesten Sommerszeit in den letzten Vormittags- und ersten Nachmittagsstunden die Schüler freizugeben.[98]) Andererseits wird aus derselben Zeit berichtet, wie ein angesehener Gelehrter in Tiberias es dem Lehrer seiner Kinder verübelte, daß er sich zur Zeit der Weinlese dreitägige Ferien gestattete.[99])

Der Unterricht begann, wie es auch der Kirchenvater Heronymus hervorhebenswert findet,[100]) am frühen Morgen und wurde durch die Mittagspause unterbrochen. In einer agadischen Dichtung des vierten Jahrhunderts[101]) findet sich ein offenbar aus dem Leben genommener Zug: die Mutter wäscht dem Kinde, bevor es in die Schule geht, das Gesicht und geht dem aus der Schule Kommenden mit frohem Gruße entgegen. Eine andere Dichtung[102]) läßt über den Schulkindern, die aus der Schule gehen und zur Mahlzeit dem Elternhause zueilen, als Himmelsstimme die Worte aus Koheleth[103]) ertönen: „Gehe hin und iß dein Brot in Freuden; denn Gott hat an deinem Thun Wohlgefallen!"

Ueber die eigentliche Aufgabe der Schule, das Lernen und Lehren, und über das gegenseitige Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler sowie das in dem altjüdischen Schulwesen besonders wichtige Verhältnis der Studiengenossen und Mitschüler enthalten unsere Quellen eine ungemein

---

97) Ib.

98) Echa r. z. 1,3 Ende (Samuel b. Nachman); Schocher tob. zu Ps. 91, 6 (Samuel b. Jizchak).

99) Kethuboth 111b (Simon b. Lakisch).

100) Zu Jesaja 19, 14 (angeführt bei Krauß, Nr. 75 M. Zs. Szemle VII, 339).

101) Pesikta rabb. c. Ende (Tanchuma b. Abba).

102) Koheleth rabb. z. St. (Acha).

103) Koheleth 9, 7.

reiche Fülle der schönsten Aussprüche, von denen auch nur einen Teil anzuführen ich mir leider versagen muß. Dasselbe gilt von den Regeln über die Kunst des Lehrens, die namentlich den an das Gedächtnis die höchsten Ansprüche stellenden Unterricht in der Traditionskunde zum Gegenstande habe. Nur eine feine Beobachtung, wenn man so sagen darf, didaktischer Physiognomik sei hervorgehoben,[103a)] laut welcher das Gesicht des Lehrenden für jeden der vier Lehrgegenstände, von denen sofort die Rede sein wird, einen andern Ausdruck zeigt. Ein ernstes, feierliches Gesicht gehört zum Unterricht in der heiligen Schrift, ein ruhiges Gesicht zu dem in der Mischna, ein lebhaftes bewegtes zum Talmud, ein heiter lächelndes zur Agada.

IV.

Das Buch der Psalmen enthält eine Dichtung, die man als das poetische Programm der altjüdischen Schule betrachten darf. Es ist der 119. Psalm, merkwürdig durch seine Form — er bietet nämlich akrostichisch in achtmal zweiundzwanzig Versen achtmal die Buchstaben des Alphabets dar — und noch merkwürdiger durch seinen Inhalt. Denn trotz seines ungewöhnlichen Umfanges bringt dieser Psalm nur eine Empfindung zum Ausdruck: die Hingebung an Gottes Wort, die Begeisterung für Gottes Lehre und ihre Satzungen. Wer immer der Dichter dieses Psalmes war, in seinem Herzen hatte bereits die Richtung, in der sich seit Esra's Tagen das Judenthum entwickelte, der leitende Gedanke des aus ihr hervorgegangenen Schulwesens einen lebensvollen Enthusiasmus entzündet.

Die dichterische Eintönigkeit dieses längsten aller Psalmen kündigt gleichsam jene großartige Einseitigkeit an, in welcher sich das altjüdische Schulwesen entfaltete. Es hat in allen seinen Stufen nur ein Lehrziel: das Studium der Thora. Der Name Thora bezeichnet allerdings nicht nur die Lehre Moses, den Pentateuch, sondern die ganze jüdische Lehre, wie sie das Bewußtsein ihrer Anhänger als

---

[103] a) Pesikta 110a, Pesikta r. c. 20 (101b). Mass. Soferim 16, 2.

Inbegriff alles von den Vätern schriftlich und mündlich Ueberkommenen verstanden hat.) In diesem weiteren Sinne bildete die Thora, in welcher sich Bibel und Tradition zu einer organischen Einheit verbanden, den einzigen Lehrgegenstand — des Lehrhauses sowohl, als der dem Jugendunterrichte gewidmeten Schule. In dieser ist Bibelkenntnis Lehrziel der ersten, Traditionskenntnis das der zweiten Stufe. Eine tief eingreifende Verschiedenheit sonderte die beiden Stufen von einander: in der einen wurden Texte gelesen, in der andern wurde der Lehrstoff mündlich gelehrt. Darum heißt die Bibel, der Lehrgegenstand der ersten Stufe Mikra, das Gelesene; die Tradition, der Lehrgegenstand der zweiten Stufe Mischna, das mündlich Vorgetragene, das ohne Hilfe geschriebener Texte lehrend oder lernend Wiederholte. Diese Unterscheidung war eine so wesentliche und so streng eingehaltene, daß sich die Vorstellung eines Verbotes bildete, wonach man die schriftliche Lehre nicht auswendig vortragen, die mündliche Lehre nicht aus einer Niederschrift lehren, ja, sie garnicht niederschreiben dürfe. Allerdings standen der vollen Beobachtung dieses Verbotes ihre natürlichen Hindernisse entgegen; schließlich mußte das Verbot der Notwendigkeit weichen, die sich gewissermaßen aus dem Selbsterhaltungstriebe der Tradition ergab, und die mündliche Lehre wurde zu einem ausgebreiteten Schriftthume.

Dem Bibellehrer war die Benutzung eines möglichst korrekten Exemplares und die größte Sorgfalt und Genauigkeit im Lesen, Betonen und sinngemäßen Zergliedern der heiligen Texte zur Pflicht gemacht. Mit dieser Sorgfalt und Genauigkeit haben die Bibellehrer der altjüdischen Schule, die in der Regel auch die Verfertiger der Bibelabschriften waren, eine wahrhaft geschichtliche Mission ausgeübt. Wenn der Urtext unserer hebräischen Bibel in der einmal festgestellten Form seine Integrität bewahrt hat, wenn wir diesen Text nach einer in letzter Reihe auf das lebendige Sprachbewußtsein zurückgehenden Ueberlieferung lesen können, wenn auf Grund dieser Ueberlieferung die Sprachformen des Althebräischen bis in die feinsten Nuancen erkannt und die Gesetze der Sprache ergründet werden konnten,

wenn durch solche Erforschung der Sprache auch das Verständnis der heiligen Schrift in das richtige Geleise gebracht wurde: so gebührt der Dank für diese in der Geschichte der Wissenschaften und in der Geschichte des religiösen Fortschrittes so bedeutsamen Thatsachen jenen anspruchlosen und treuen Bewahrern der heiligen Texte, den Bibellehrern der altjüdischen Schule, die, indem sie ihres Amtes walteten, gleichzeitig den größten Schatz der menschlichen Gesittung, den lebenspendenden Quell der Religion und Sittlichkeit in seiner Reinheit hüteten.

Von dem Maaße der im Bibelunterrichte erlangten Kenntnisse zeugt die gesetzliche Bestimmung, daß auch Minderjährige, Knaben, die das dreizehnte Lebensjahr noch nicht erreicht haben, in der Synagoge zum Vorlesen der pentateuchischen und prophetischen Abschnitte und zum Vortragen des Targums, der Uebersetzung in die aramäische Volkssprache zugelassen werden.[104]) Der Kirchenvater Hieronymus spricht im vierten Jahrhundert mit großem Erstaunen von der Bibelfestigkeit der palästinensischen Juden und hebt besonders hervor,[105]) daß sie schon vom frühen Kindesalter an mit dem Inhalte der heiligen Schrift vertraut werden und zum Beispiel die Personen der biblischen Geschichte von Adam bis Zerubabel so pünktlich zu nennen wissen, als würden sie nach dem eigenen Namen gefragt. — Die gottesdienstlichen Vorträge, die in jenen Zeiten der Gemeinde geboten wurden und von denen eine reiche Auswahl auf uns gekommen ist, bezeugen es ebenfalls, welche Vertrautheit mit den biblischen Texten die Prediger bei ihren Zuhörern voraussetzen durften.

Die Traditionskunde, der Lehrgegenstand der zweiten Stufe im Jugendunterrichte hatte sich schon früher in drei Disziplinen oder Fächer geteilt, die zusammen die Mischna im weiteren, älteren Sinne dieses Wortes bilden. Die Namen dieser drei Fächer, deren Festsetzung in einer vereinzelten Angabe auf die Männer der großen Versammlung zurückgeführt wird,[106]) haben einen vertrauten Klang für

---

104) Mischna Megilla 4, 5 f.
105) Zur Epistel an Titus 3, 9 (bei Krauß ib.).
106) Jer. Schekalim c. 5 Anf.

Jeden, der die litterarischen Denkmäler des hier in Betracht kommenden Zeitraums kennt; sie heißen Midrasch, Halacha und Haggada. Jedermann weiß, wenn auch nur aus Heinrich Heines reizvollem Gedichte über Jehuda Hallevi, daß Halacha und Haggada — oder, wie man das Wort gewöhnlich ausspricht, Agada — zusammengenommen den Inhalt des Talmuds ausmachen; und Midrasch bezeichnet in seiner gewöhnlichen Bedeutung eine ganze Reihe von exegetisch-homiletischen Schriftwerken, die sich ihrem Ursprunge und ihrer innern Beschaffenheit nach dem Talmud anfügen.

Aber in den Jahrhunderten, in denen die eben genannte Litteratur, Talmud und Midrasch, als Litteratur noch gar nicht vorhanden war, sondern als sich stetig entwickelnde und vermehrende Ueberlieferung in den Lehrhäusern und im Verkehre der Gelehrten und ihrer Jünger ein lebensvolles Dasein führte, wurden mit jenen drei Ausdrücken die drei Fächer benannt, in welche die Traditionskunde zerfiel. Midrasch hieß die Auslegung und Ausdeutung der heiligen Texte, insofern damit die Herleitung und Begründung der einzelnen Vorschriften und Bestimmungen des Religionsgesetzes bewerkstelligt wurde. Halacha — oder genauer die Pluralform Halachoth — bezeichnete die religionsgesetzlichen Vorschriften und Bestimmungen selbst in ihrer von der bibelexegetischen Grundlage losgelösten, zu selbständiger Tradition verdichteten Form. Haggada endlich — oder genauer die Pluralform Haggadoth — bezeichnete die Auslegung der nicht das Religionsgesetz betreffenden biblischen Texte. Der Haggada lagen also außer großen, namentlich den erzählenden Partieen des Pentateuchs, alle übrigen biblischen Bücher zu Grunde und ihre Tendenz kennzeichnet am besten ein sehr alter Spruch, welcher lautet:[108] Wenn du den Schöpfer der Welt erkennen willst, so lerne Agada; denn aus diesem Studium lernst du Gott erkennen und dich den Wegen Gottes anschließen.[109]

---

[107]) Im Romanzero.
[108]) Sifrê zu Deut. 11, 22. (§ 49).
[109]) Über die drei Zweige der Traditionskunde s. Näheres Revue des Études juives. XXXVIII, 211 ff.

Die drei Zweige der Traditionskunde stellte man gerne den drei Abteilungen der Bibel gegenüber und freute sich dieser Symmetrie in der Einteilung des gesamten Wissensstoffes der nationalen Gelehrsamkeit. Man sagte, daß Mikra, die Schrift, aus Pentateuch, Propheten und Hegiographen, und Mischna, die Tradition, aus Midrasch, Halacha und Agada bestehe.[110] Aber im Laufe der Zeit änderte sich der Sprachgebrauch, und Mischna, ursprünglich die ganze Traditionslehre bezeichnend, wurde zur Benennung des mittleren Zweiges derselben, der Halachoth. Als maßgebende, systematische Darstellung dieses Zweiges, gewissermaßen als das kodifizierte Religionsgesetz wurde mit dem Anfange des dritten Jahrhunderts die Mischna des Patriarchen Jehuda I anerkannt, und sie wurde zum Textbuche des Unterrichtes, sowie der Vorträge und Verhandlungen des Lehrhauses erhoben. Jetzt tritt der Talmud, die Erläuterung und Erörterung der Mischnasätze in den Vordergrund. Die Schriftgelehrsamkeit und somit der in Schule und Lehrhaus gepflegte Wissensstoff gliederte sich nun, vermöge der von der Mischna im engeren Sinne eingenommenen Stellung, in die Fächer: Mikra, Mischna, Talmud, Agada.[111] Der Talmud aber wird, wie der bekannte biblische Ausdruck lautet, zum Ozeane, in den die verschiedenen Ströme des Wissens und Forschens einmünden.

In ihrer Einseitigkeit und Einheitlichkeit war die altjüdische Schule das adaequate Erzeugnis der eigenartigen geistigen Kultur, die das Judenthum zur Zeit des zweiten Tempels aus sich selbst hervorgerufen und in den dessen Zerstörung folgenden vier Jahrhunderten weiter entwickelt hat. In diese Kultur sind zwar vielfach auch fremde Wissenselemente eingedrungen, aber zu selbständiger Bedeutung gelangten sie nicht und sie haben keine umgestaltende Wirkung auf das nationale Schulwesen ausgeübt. Wenn ein ob seiner mathematischen Kenntnisse gerühmter Zeitgenosse Rabbi Akiba's die Meinung äußerte,[112] daß

---

110) S. Pesikta 105a, b; Tanchuma zu Exod. 19, 1.

111) S. j. Pea 17a unt. und Parall. Lev. r. c. 22 Anf. (Josua b. Levi); Mas. Sofrim 16,3.

112) Mischna Aboth c. 3 Ende.

astronomisches und mathematisches Wissen nur nebensächliche Zugabe zur Weisheit, d. h. zur Gesetzeskunde sind, so gilt das für alle Elemente sonstigen Wissens in ihrem Verhältnisse zu der in der altjüdischen Schule gelehrten, so zu sagen, autochthonen Wissenschaft. Denn solcher Elemente konnte die jüdische Schriftgelehrsamkeit keineswegs entbehren; ja sie übte geradezu eine stetige Anziehungskraft auf Wissenselemente der mannigfachsten Art aus. Die bis in's Einzelnste gehende Ausgestaltung des alle Verhältnisse des individuellen und sozialen Lebens, die Landwirtschaft ebenso, wie das gesamte Recht, umfassenden Religionsgesetzes, brachte es mit sich, daß kein Gebiet menschlichen Wissens der Halacha fremd bleiben konnte und daß in ihr eine vertiefte Kenntnis vom Baue des thierischen Körpers ebenso zur Geltung gelangte, wie die Beobachtung der Himmelskörper und die Berechnung ihrer Umlaufszeiten. Und dem endlos weiten Gedankenkreise, den die Agada dem Lernenden eröffnete, blieb nichts entzogen, was je das Forschen und Grübeln des Menschengeistes beschäftigt hatte oder von menschlicher Phantasie ersonnen wurde. Die Auslegung zweier Kapitel der Bibel, des ersten Kapitels der Genesis und des ersten Kapitels des Propheten Ezechiel bildete sogar den Rahmen zu naturphilosophischen und metaphysischen Spekulationen, die als Geheimlehre von den bedeutendsten Gesetzlehrern gepflegt wurden. Aber diese vielfachen Wissenselemente, die der jüdischen Schriftgelehrsamkeit sich einfügten und deren Fülle das große litterarische Denkmal derselben, den Talmud zu einer unerschöpflichen Fundgrube der mannigfachsten Kenntnisse macht, sie änderte nichts an der eigenartigen Natur dieser Gelehrsamkeit, noch am Charakter des Schulwesens, in dem sie gepflegt wurde.

Die Einseitigkeit der altjüdischen Schule sicherte ihr eine der Hauptbedingungen ihres Erfolges, die Konzentration der Lehrthätigkeit um einen Hauptgegenstand; und der Beschaffenheit dessen, was sie lehrte, verdankte sie einen Vorzug, der jeder Bildungsanstalt als Ideal vorschweben muß: sie übte ihren Einfluß auf die Gesinnung aus und erzog für das Leben. Denn das Wissen, dessen Aneignung und Pflege sie vermittelte, hatte seiner ursprünglichen Bestimmung

nach religiöse Erleuchtung und sittliche Vervollkommnung zum Zwecke; es sollte den Lernenden mit dem Gedanken der Gotteserkenntnis, mit den Lehren der Gerechtigkeit und Menschenliebe erfüllen und die Tugenden der Pflichttreue, der Entsagung, der Demut in ihm zur Reife bringen. Das Studium der Thora, so sprachen einmal auf feierliche Weise seine Meister aus,[113]) erhält erst dadurch, daß es zum richtigen Thun, zum Ueben guter Handlungen anleitet und anregt, seine wahre Bedeutung.

* *
*

Das altjüdische Schulwesen hat während seiner nahezu ein Jahrtausend — von Esra bis zum Abschlusse des Talmuds — umfassenden Wirksamkeit das jüdische Volk umgestaltet und auf die weitere Entwickelung des Judenthums und seiner Bekenner entscheidend eingewirkt. In der Einseitigkeit dieses um die Pflege der religiösen Urkunden und der religiösen Ueberlieferungen gewidmeten Schulwesens prägte sich immer deutlicher die geschichtliche Thatsache aus, daß es Israels Bestimmung sei, als Volk der Religion, als zur Pflege der angestammten religiösen Wahrheiten berufene Gesamtheit weiterzuleben. Und während sich in jenem Jahrtausende seine Loslösung von den äußeren Bedingungen des nationalen Daseins mit providentieller Folgerichtigkeit vollzog, gewann Israel in dem Studium der Lehre eine geistige Heimat, an der die führenden Männer und die ihnen willig Folge leistende Gemeinschaft mit einem Enthusiasmus, einer Aufopferung hingen, wie sie sonst nur die begeisterte Liebe zum Vaterlande hervorzurufen vermag. In der jüdischen Volksseele aber weckte und stärkte jenes Jahrtausend als unverlierbare Eigenschaft für alle Zeit einen Trieb, der die kostbarste Frucht des altjüdischen Schulwesens war: den Trieb zu lernen. Dieser Trieb kam in der Entwickelung des jüdischen Geisteslebens nach zwei Richtungen zur Geltung. Er versenkte sich, nach innen gewandt, in die Erbschaft der Vergangenheit, er versenkte sich in die

---

[113]) Kiddushin 40b; Schir r. zu 2, 14; j. Pesach. 30b; Sifrê zu Deut. 11, 13.

Traditionslitteratur, deren Erforschung ihrem Ursprunge entsprechend, zum Festhalten an der alten Einseitigkeit und Ausschließlichkeit hinführte. Nach außen hin aber kam der Trieb zu lernen, der Wissensdrang den fremden Kultureinflüssen entgegen und drängte zur innigen Berührung und Verschmelzung mit den geistigen Bestrebungen der nichtjüdischen Kulturwelt. Auf den durch beide Richtungen erzeugten Strömungen, auf den Kämpfen, die durch ihren Zusammenstoß entstanden, auf den Bemühungen, einen friedlichen Ausgleich zwischen ihnen herbeizuführen, beruht zum guten Teile die innere Geschichte des Judenthums bis auf den heutigen Tag.

Das altjüdische Schulwesen in seiner Einheitlichkeit und Ausschließlichkeit gehört für immer der Vergangenheit an. Aber auch unter veränderten Kulturverhältnissen müssen wir an dem großen Ziele, das es für seine Zeit auf unvergleichliche Weise angestrebt und erreicht hat, festhalten. Welche Insttiutionen immer innerhalb der jüdischen Gesamtheit an die Stelle der altjüdischen Schule getreten sind, sie müssen die Kenntnis unseres heiligen Schriftthums und unserer Ueberlieferungen befestigen und Vielen zugänglich machen, damit der Geist, der jene erschuf und durch Jahrtausende bewahrte, auch in unserer Mitte lebendig bleibe und das Gefühl des Zusammenhanges mit den Bethätigungen dieses Geistes in unserer Geschichte nicht schwinde. Auch die Gesellschaft, die als eine ihrer Aufgaben Sammlung und Erhaltung der geschichtlichen Denkmäler des Judenthums nennt, dient demselben Ziele; auch sie darf den Ruhm in Anspruch nehmen, als eine Institution betrachtet zu werden, die auf ihre Weise und in ihrem engern Wirkungsgebiete den Geist des Judenthums lebendig zu erhalten und das Gefühl des Zusammenhanges mit seiner Jahrtausende alten Geschichte zu nähren bestrebt ist. Wenn ich daher heute, in dieser verehrten Versammlung, die einstmalige, in ihrer Art vollkommene Institution zur Erreichung dieses Zieles, wenn ich die altjüdische Schule zum Gegenstande historischer Erinnerung wählte, glaube ich auch meinerseits zur Erfüllung der Aufgaben der verdienstvollen Gesellschaft beigetragen zu haben.

„Sein Blut komme über uns."

Eine historische Untersuchung.

Die Tübinger theologische Schule hat mit Recht darauf hingewiesen, daß in den Evangelien zwei Tendenzen deutlich hervortreten; die Darstellungen der Judenchristen suchen Christus und die christliche Religion mit der jüdischen Tradition und der zeitgenössischen jüdischen Bevölkerung möglichst in Einklang zu bringen, die Darstellungen der Heidenchristen suchen zwischen Christus und seiner Umgebung einen möglichst schroffen Gegensatz zu erweisen.

Auf die Dauer hatten die Römer, die Heidenchristen, das Heft in die Hände bekommen, daher den Stempel ihrer Darstellung den Evangelien aufgedrückt. Sie sind hierbei aber nicht litterarisch-kritisch vorgegangen, so daß von der ursprünglich judenfreundlichen Darstellung noch mancher Rest sich erhalten hat, genug, um sich hier und da mit einiger Sicherheit feststellen zu können.

Der Gegensatz von heidenchristlicher und judenchristlicher Darstellung muß mit besonderer Deutlichkeit in der Erzählung der Verurteilung und des Todes Christi hervortreten. Seine Lehrthätigkeit, seine Ansprachen an das Volk oder seine Jünger konnten beide Teile gelten lassen, sie waren der gemeinsame Boden, auf dem sich beide Teile fanden. Dagegen suchten die Judenchristen für die Verurteilung Christi den Römern die Schuld aufzubürden, während die Römer die Juden hierfür verantwortlich zu machen strebten.

Es handelt sich hier nicht um eine bloße Doktorfrage. Noch jetzt ist es ein beliebtes Agitationsmittel, darauf hinzuweisen, daß die „Juden Christus gekreuzigt" oder noch besser, daß die Juden ja selbst von Christus gesagt: „Sein Blut komme über uns". Daß ihnen sonach nicht anders geschehe, als was sie selbst in ihrem Übermut gewollt, falls sie Verfolgungen ausgesetzt seien. — So ungefähr hat es 1899 der Bischof Brynych von Königgrätz gesagt*) und Benedictus Levita deckt seine Blöße mit der Phrase:

„Furchtbar erfüllt sich an uns der frevelhafte Ruf unserer Vorfahren: Sein Blut komme über uns und unsere Kinder."

An sich ist dieser Gedankengang ja kindisch; er ist hübsch in dem anmutigen Gedicht von Victor Blüthgen damit lächerlich gemacht, daß Silbersteins nicht dabei waren. Der Gedankengang ist auch in hohem Maße unreligiös. Aber da diese alte Phrase dank der scholastischen, fast nur sprachlichen Ausbildung, die wir genießen, augenscheinlich auch in gebildeteren Kreisen wenigstens soviel Wert hat, daß man sich nicht schämt, sie zu gebrauchen, lohnt es der Mühe, sie etwas eingehender zu prüfen.

Die Stelle in den Evangelien, um die es sich handelt, befindet sich Evang. Matth. 27, 24, 25 und lautet:

24. „Da aber Pilatus sah, daß er nichts schaffte, sondern daß ein viel größer Getümmel war, nahm er Wasser und wusch die Hände vor dem Volk und sprach: Ich bin unschuldig an dem Blut dieses Gerechten; sehet Ihr zu!"

25. „Da antwortete das ganze Volk und sprach: Sein Blut komme über uns und unsere Kinder."

Zu der Stelle ist Folgendes zu bemerken:

Sie kommt nur im Matthäus-Evangelium vor, sonst in keinem der anderen Evangelien. Dies ist um so bedeutungsvoller, als gerade im Matthäus-Evangelium deutlich zu sehen ist, wie eine ursprünglich judenfreundliche Redaktion eine antijüdische Überarbeitung gefunden hat. Das Matthäus-Evangelium sucht die Abstammung Jesu Christi von David zu erweisen, es beginnt mit dem Stammbaum Christi. Es steht

---

*) Vergleiche Obnova Nr. 21 vom 2. Nov. 1899.

daher zunächst völlig auf dem Boden der jüdischen Auffassung; was darin gegen die Juden gehässig ist, dürfte als spätere Überarbeitung oder Interpolation anzusehen sein. Dies gilt insbesondere von der hier in Frage stehenden Stelle. Wie wäre es sonst möglich, daß diejenige Stelle der Evangelien, welche mehr als alle anderen geeignet wäre, Haß gegen die Juden zu erregen, sich gerade nur in demjenigen Evangelium findet, das ursprünglich besonders den Zusammenhang mit der jüdischen Tradition, die Abstammung Christi vom davidischen Stamm betont? — In der That scheint die Stelle ursprünglich genau den entgegengesetzten Sinn zu haben.

„Sein Blut komme über uns" soll heißen: „Sein Blut komme über uns, wenn wir am Tode dieses Mannes schuldig sind." Die Stelle war ursprünglich ein Protest. Es ergiebt sich dies aus folgenden Thatsachen.

In der Bibel (dem alten Testament) findet sich der Satz: „Sein Blut komme über uns" nur an einer Stelle, wie aus der Concordanz leicht festzustellen ist. Es handelt sich um die Stelle Josua II, 19—20. Die jüdischen Späher sind von der Buhlerin Rachab vor den Soldaten des Königs von Jericho verborgen worden. Zum Dank soll sie und ihr Haus bei der Eroberung der Stadt verschont werden. Die Späher sagen ihr (Josuah II, 19)

„und jeder, der bei dir im Hause sein wird, deß Blut ist auf unserem Haupte, wenn eine Hand an ihn gelegt wird."

Sein Blut ist auf unserem Haupte bedeutet also hier nicht, daß der Tod gewünscht wird, sondern daß er verhindert werden soll; der Satz ist kein Ausdruck der Feindschaft sondern im Gegenteil die Erklärung einer gewissen Blutsbrüderschaft. — Da dies, wie bemerkt, die einzige Stelle der Bibel ist, an der dieser Satz vorkommt, ist er für die Auslegung der Matthäusstelle von entscheidender Wichtigkeit. Wenn es sich nicht um eine religiöse Frage handeln würde, bei welcher das wissenschaftliche Verständnis durch das Gefühl gestört wird, wäre dieser Beweis schon als entscheidend angesehen worden. Es kommt aber hinzu, daß gerade im Matthäus-Evangelium in demselben Kap. 27, in welchem sich Vers 25 die Stelle findet: Sein Blut komme über uns und unsere

Kinder, Vers 5 Die Hohenpriester und Ältesten der Juden dagegen protestieren, etwas mit dem Verfahren gegen Jesus Christus zu thun zu haben. Als nämlich, von Gewissensbissen geplagt, Judas zu den Hohenpriestern und Ältesten spricht: 4) „Ich habe übel gethan, daß ich unschuldig Blut verraten habe", antworteten diese: „Was gehet uns das an? da siehe du zu." Hierbei sei besonders darauf hingewiesen, daß die Ältesten und Hohenpriester Judas wörtlich ebenso zurufen: „Da sehe Du zu" wie Pilatus dem jüdischen Volk.

Über den Anteil der Juden an der Kreuzigung Christi*) sind die Evangelien durchaus nicht klar.

Schon dem Verfasser des Johannes-Evangeliums sind Bedenken gekommen, weil Christus nach der Verkündigung am Kreuz sterben sollte, andrerseits die Kreuzigung keine jüdische Hinrichtungsart ist. Es heißt nämlich Joh. 18, 31, 32:

31. „Da sprach Pilatus zu ihnen: „So nehmet ihr ihn hin und richtet ihn nach eurem Gesetz." Da sprachen die Juden zu ihm: „Wir dürfen niemand töten."

32. „Auf daß erfüllet würde das Wort Jesu, welches er sagte, da er deutete, welches Todes er sterben würde."

Auch aus Joh. 19. 10 geht deutlich hervor, daß die Römer die eigentlichen Gerichtsherrn waren. Als Christus beim Verhör keine Antwort giebt, „da sprach Pilatus zu „ihm: Redest du nicht mit mir? Weißt du nicht, daß ich „Macht habe, dich zu kreuzigen und Macht habe, dich los-„zugeben?"

Zu demselben Ergebnis führt die Episode von der Begnadigung des Barrabas. In allen vier Evangelien wird erzählt, daß Pilatus die Gewohnheit hat, den Juden zum Festtag (Ostern) einen Gefangenen freizugeben, daß er ihnen

*) Es sei bei dieser Gelegenheit auf folgende Schriften aufmerksam gemacht:

a) Haben wirklich die Juden Jesum gekreuzigt? Von Dr. Ludwig Philippson, Leipzig. M. W. Kaufmann.

b) Den Artikel Jesus Christus in Hamburgers Realencyclopädie (Strelitz, im Selbstverlag des Verfassers).

c) Chisuk Emunah des karäischen Rabbiners Rabbi Jizchak Troki, übersetzt von David Deutsch, Sohrau 1873. — Eine Übersetzung befindet sich auch in Wagenseil's: Tela ignea Satanae.

nahe legt, die Freigabe Jesu Christi zu verlangen, daß diese aber die Freilassung des Barrabas*) fordern. Von diesem Barabas heißt es

Matthäus 27. 16. . . . „einen sonderlich vor anderen, der hieß Barabas."

Markus 15. 7. . . „Barrabas, gefangen mit den Aufrührerischen, die einen Mord begangen hatten."

Lukas 23. 19. „Welcher war um eines Aufruhrs, so in der Stadt geschehen war, und um eines Mords willen ins Gefängnis geworfen."

Johannes 18. 40. „Barrabas aber war ein Mörder."

Deutlich ist die Steigerung in dem Bestreben, Barrabas unsympathisch gewissermaßen als Folie gegen Christus erscheinen zu lassen; es scheint sich jedenfalls um eine Persönlichkeit zu handeln, welche bei einem Aufruhr gegen die Römer gefangen ist. Psychologisch ist es durchaus natürlich, daß Pilatus lieber die Begnadigung Christi wünscht, welcher eventuell nur mit Worten sich gegen das imperium Romanum gewendet hat, als die des Barrabas, der im Kampfe gegen die Römer gefangen ist. Wie umgekehrt das Volk gerade deshalb für Barrabas Sympathie haben mußte. — Aus dem einmaligen Begnadigungsrecht der Juden geht aber hervor, daß sie mit der Verurteilung Christi nichts zu thun hatten. Das Begnadigungsrecht ruht mit begrifflicher Notwendigkeit in anderer Hand als die Gerichtsherrschaft. Die Episode von Barrabas ist durchaus logisch, wenn Pilatus, wie er Joh. 19. 10 bemerkt, Macht hat, zu kreuzigen und freizugeben. Sie ist unverständlich, wenn diese Macht bei den Juden liegt. Anderenfalls hätten diese nicht zu wählen nötig, sondern es läge in

---

*) In „Hermes, Zeitschrift für klassische Philologie" Bd. 33, 1898, S. 175 hat Professor Wendland einen Artikel: „Jesus als Saturnalienkönig" veröffentlicht. Er weist daraufhin, daß während einer Judenverfolgung in Alexandria 38 n. Chr. ein gewisser Kárabas als König der Juden verspottet wurde. Der betreffende Bericht Philos von Alexandrien enthalte viele der Einzelheiten, welche die Evangelien über die Verspottung Christi als König der Juden mitteilen. Soweit Wendland. Da zudem Bárabbas „Sohn des Vaters" heißt, liegt die Vermutung nahe, daß Christus und Bárabbas ursprünglich identisch waren.

ihrer Hand, sowohl Barrabas wie Christus frei zu lassen, beziehentlich frei zu sprechen.

Andererseits lag es in der Hand des Pilatus außer Barrabas auch Christus frei zu lassen; daß er dies nicht gethan, sucht die romanisierende Überarbeitung der Evangelien durch Pilatus vermeintliche Furcht vor den Juden zu entschuldigen.

Wie in der citierten Schrift Philippson's nachgewiesen, widerspricht diese Darstellung dem energischen Charakter des historischen Pilatus. Aber nehmen wir selbst an, Pilatus habe aus Furcht so gehandelt, so läßt sich damit die Notiz über Pilatus an der hier in Frage stehenden Stelle nicht in Einklang bringen.

Wie oben angegeben, giebt das Volk die Antwort „Sein Blut komme über uns" nach folgender Handlung des Pilatus

„. . . nahm er Wasser, und wusch die Hände vor „dem Volk und sprach: Ich bin unschuldig an dem Blut „dieses Gerechten; sehet Ihr zu."

Die Händewaschung findet ihre Erklärung durch V. Moses 21. 6. Wird ein Ermordeter gefunden, so sollen die Ältesten des nächstgelegenen Orts die Hände in dem Blut einer Ziege waschen und erklären, wir sind unschuldig an dem Tode dieses Mannes. Die Bedeutung dieses Aktes ist klar, es soll verhindert werden, daß durch den zufälligen Fund einer Leiche die Blutrache gegen die Bewohner der betreffenden Ortschaft entfesselt wird. — Abgesehen davon, daß man von Pilatus doch nicht die Vollziehung eines hebräischen Ritualakts erwarten dürfte, ist in seiner Person der Akt auch widersinnig. Wer ein Urteil fällt oder bestätigt, kann nicht sagen, daß ihn die Sache nichts angeht. Wer aus Furcht ein Urteil gegen Jemand bestätigt, von dessen Unschuld er überzeugt ist, der kann nicht sagen, daß er an dem Tode dieses Gerechten unschuldig ist. Dagegen wäre der Akt ganz sachgemäß von Seiten der jüdischen Ältesten, im Sinne einer Darstellung, welche betonen will, daß die Juden mit der Sache nichts zu thun hatten. Der Gedankengang, daß Jesus Christus zwar im Gebiet von Palästina hingerichtet, dies aber lediglich Sache der Römer sei, aus-

gedrückt in der symbolischen Ceremonie von V. Moses 21. 6 wäre logisch und von einer gewissen dichterischen Kraft. Die Ceremonie wäre dagegen, wie bemerkt, sinnlos und unwahr von Seiten des Pilatus. Was mir nun an der Stelle geändert erscheint, ist Folgendes:

Ursprünglich waren Matth. 27. 24 und 25 zusammenhängend. Es war darin etwa zu lesen: „Die Aeltesten „wuschen die Hände vor dem Volk und sagten: Wir sind „unschuldig an dem Tod dieses Gerechten. Sein Blut komme „über uns und unsere Kinder.“

Der spätere Bearbeiter, welcher die Schuld auf die Juden wälzen wollte, oder vielleicht ein Bearbeiter, der einen Irrtum im Text annahm, trennte den Text, ließ die Händewaschung von Pilatus vornehmen und dann die Juden erklären: „Sein Blut komme über uns und unsere Kinder.“ Dadurch haben, wie bemerkt, diese Worte einen entgegengesetzten Sinn erhalten, den sie nicht haben können.

Es wird andererseits von Pilatus die Vornahme einer jüdischen Ceremonie erzählt, die er als Römer, als Gerichtsherr schlechterdings nicht vorgenommen haben kann, während sie als von den Juden erzählt natürlich wäre.

Zum Schluß sei bemerkt, daß die Stelle Matth. 27. 25 in der üblichen Auffassung psychologisch nicht denkbar ist. Hierauf hat schon David Friedrich Strauß in seinem „Leben Jesu“ hingewiesen, wie von Philippson (S. 28/29) hervorgehoben ist. Er sagt:

„Es ist nach ihm (Strauß) undenkbar, daß Pilatus immer wieder Versuche, Jesum zu retten, macht und dann mittelst der improvisierten Scene der Händewaschung die Unschuld Jesu feierlich bezeugt, und noch undenkbarer, daß das versammelte Volk die Schuld sich und seinen Kindern aufladet. Das Letztere sei offenbar erfunden, um den furchtbaren Ausgang des jüdischen Staates als die an den Kindern vollzogene Strafe für das von den Vätern vergossene Blut Jesu hinzustellen.“

Ob nun die Auffassung richtig ist, daß dieser Satz später erfunden ist, oder die hier dargelegte, daß er aus einem Ausspruch entstellt ist, der ursprünglich das Gegenteil bedeutete, psychologisch enthält die Stelle in ihrer jetzigen Fassung eine

Unmöglichkeit. Der von Strauß geführte psychologische Beweis erhält durch die obenstehenden Ausführungen eine Ergänzung in Bezug auf die Kritik des Textes. Würde es sich nicht, wie hier, um ein Gebiet handeln, bei welchem Vorurteile in so hohem Maße mitsprechen, so würde es so ausführlicher Erörterung kaum bedurft haben.

Schon die erwähnte, Ende des 16. Jahrhunderts erschienene Schrift Chisuk Emunah zeigt in Capitel 47. die logisch ungünstige Lage der Christen, die aus dem Opfertod Christi den Juden einen Vorwurf machen wollen. Hierzu bemerkt die Schrift:

„Einwurf gegen die Christen. Es läßt sich an sie „die Frage stellen: Ihr behauptet, die Juden haben an „Jesum, dem Nazaräer, Strafgerichte geübt, nämlich „allerlei Martern und Kreuzigung; wie? Haben sie „Alles, was sie an ihm verübt haben, mit seinem Willen „gethan oder wider seinen Willen? Wird nun der „Christ antworten: sie haben ihm dies mit seinem Willen „gethan; so erwidern wir: wer nach dem Willen Gottes „thut, gewiß der findet Gunst in dessen Augen . . .

„Wird aber der Christ antworten: sie haben, was „sie an ihm verübt, ihm wider seinen Willen mit Gewalt „gethan; dann erwidern wir: ist dies der Fall, wie „kannst du ihn Gott nennen, da er Qualen wider „seinen Willen erdulden muß ꝛc.“

Ist der Opfertod Christi von Gott gewollt, so ist es gewiß nicht billig, daß die Juden, welche als blinde Werkzeuge der Vorsehung den Tod herbeiführen, dafür von Gott bestraft werden sollen. Und nicht blos sie, sondern ihre Nachkommen nach 2000 Jahren! Und das soll gewissermaßen ein Kennzeichen dafür sein, daß nach diesem Opfertod der „Gott der Rache“ sich in einen „Gott der Liebe“ verwandelt habe.

Überhaupt ist es schon blasphemisch, eine solche Gegenüberstellung vorzunehmen, sich einen Gott vorzustellen, der im Laufe einiger Jahrhunderte zwei diametral entgegengesetzte Sittenlehren gegeben hätte. Und die Sache läßt sich nicht dadurch einleuchtender machen, daß man an-

nimmt, auch der Gott des alten Testamentes sei ein Gott der Liebe, die Juden hätten ihn nur falsch verstanden. Denn wir befänden uns dem Phänomen eines allmächtigen Gottes gegenüber, der nicht einmal von denen verstanden worden wäre, an die er sich mit seiner Offenbarung in erster Linie bewußt gewendet hatte. Unsere einzige Quelle ist das alte Testament. Ist der Gott des alten Testaments ein Gott der Liebe, so können ihn die Juden nicht falsch verstanden haben; im „Buch der Bücher" zeigt sich ja ihre Auffassung von der Gottheit. Ist der Gott des alten Testaments ein Gott der Rache, der des neuen ein Gott der Liebe, so ist dann thatsächlich nicht darum herumzukommen, daß der liebe Gott nach dieser in christlichen Kraisen leider noch immer verbreiteten, aber, wie man sieht, unhaltbaren Auffassung seine Dispositionen geändert und zwei verschiedene Sittenlehren geoffenbart haben soll.

Dr. H. M. C.

Über die Bedeutung des Judentums in der Gegenwart.*)

Von

J. Guttmann.

Meine hochverehrten Amtsbrüder! Es könnte als ein sonderbares Unternehmen erscheinen, daß ich vor Ihnen, einer Versammlung jüdischer Theologen, über die Bedeutung oder die Daseinsberechtigung des Judentums im Leben der Gegenwart reden will. Sie, meine hochwürdigen Kollegen, die Sie zum Führeramt im Judentum der Gegenwart berufen sind, bedürfen ja meiner Belehrung überhaupt nicht, und am allerwenigsten über einen Gegenstand, der die Voraussetzung und die Vorbedingung Ihrer ganzen Wirksamkeit bildet. Wir mögen in einzelnen Fragen, die aber nach den Satzungen unseres Verbandes aus dem Bereiche unserer gemeinsamen Verhandlungen ausgeschieden sind, noch soweit auseinandergehen, in dem Glauben an die fortdauernde Mission des Judentums, an seine unwandelbare Bedeutung für die geistige und sittliche Entwicklung der Menschheit finden wir uns alle einmütig zusammen. Wir würden hier nicht mit einander tagen und darüber beraten, was zur innerlichen Kräftigung und Stärkung des Judentums erforderlich sei, wenn wir

---

*) Der obige Vortrag wurde auf der Generalversammlung des Deutschen Rabbinerverbandes in Frankfurt a. M. am 7. Juli d. J. gehalten.

nicht alle, ohne Rücksicht auf die Parteiunterschiede, von der gleichen Liebe zum Judentume, von derselben Begeisterung für seine Ideale und von demselben Glauben an seine Zukunft erfüllt und durchdrungen wären. Aber gerade deshalb, weil wir hier auf einem Boden stehen, der uns allen gleich heilig und unantastbar ist, halte ich es für unsere Pflicht, daß wir als die geistigen Vertreter des Judentums gegen gewisse Erscheinungen, die in neuester Zeit hervorgetreten sind und die darauf ausgehen, die Daseinsberechtigung des Judentums im Leben der Gegenwart in Frage zu stellen, Einspruch erheben und daß wir ihnen gegenüber den uns allen gemeinsamen Standpunkt mit aller Entschiedenheit zum Ausdruck bringen. Ich halte diese Pflicht für umso unabweisbarer, als die Vorurteile, die ich hier im Auge habe und die Ihnen ja allen bekannt sind, als Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung ausgegeben werden nnd zum Teil wenigstens von Männern ausgehen, die durch das Gewicht ihres Namens geeignet sind, auch auf die Unkundigen innerhalb unserer eigenen Gemeinschaft Eindruck zu machen und eine gewisse Beunruhigung in den Gemütern hervorzurufen. Wir wären nicht die treuen Hirten unserer Gemeinden, die wir sein sollen, wenn wir dieser Gefahr vorzubeugen uns nicht bemühen würden.

M. H.! Von einer Seite freilich wird in unseren Tagen die Daseinsberechtigung nicht nur des Judentums allein, sondern der positiven Religionen überhaupt in Zweifel gezogen. Ich meine die Bewegung, die auf eine Trennung der Moral von der Religion ausgeht, die sich aber nicht darauf beschränkt, die Unabhängigkeit der Moral von der Religion als ein zukünftig zu erstrebendes Ziel hinzustellen, sondern noch viel weiter geht, indem sie behauptet, daß die Religion auf die fortschreitende Entwicklung des Menschengeschlechts in sittlicher Beziehung einen maßgebenden Einfluß überhaupt nicht ausgeübt habe. Ich brauche Ihnen nicht erst zu beweisen, in welchem Widerspruch diese Anschauung mit den offenbarsten Thatsachen der Geschichte steht. Wird von jener Seite aber behauptet, daß die sittlichen Anschauungen, die heut zur allgemeinen Anerkennung gelangt sind, sich auch unabhängig von der Religion aus dem ethischen

Bewußtsein des Menschen hätten herausbilden können, so möchte ich das als ein bloßes Problema bezeichnen, als eine Behauptung, für die es einen wissenschaftlichen Nachweis überhaupt nicht geben kann. Denn thatsächlich hat die Moral sich überall und zu jeder Zeit unter dem Einfluß der herrschenden religiösen Anschauungen entwickelt, und es fehlt uns jede Vorstellung davon, wie das sittliche Leben sich gestaltet hätte, wenn es von jedem Einfluß der Religion unberührt geblieben wäre. Man redet von dem ethischen Bewußtsein, von dem sittlichen Gefühl des Menschen, als ob dasselbe keinen Schwankungen unterläge und sich zu allen Zeiten gleich geblieben wäre. Wird dieses durch die Geschichte bestätigt? War das ethische Bewußtsein nicht vielmehr stets von den religiösen Anschauungen bedingt, denen der Mensch gehuldigt hat? Hat die Welt des Heidentums in sittlicher Beziehung denselben Standpunkt eingenommen wie die modernen Kulturvölker, die sich mehr oder minder der monotheistischen Gottesidee des Judentums angeschlossen haben? Das Gewissen ist gleichsam der göttliche Funke, den der Glaube in der Brust des Menschen entzündet; es ist der Mond, der die Nacht unseres Seelenlebens erhellt. Der Glaube aber ist die Sonne, von der der Mond erst sein Licht empfängt. Das Prinzip der Humanität wurzelt in dem Boden der Religion; es empfängt seine Weihe durch den Glauben an einen Gott, der unsrer Aller Herr und Meister ist, der den Menschen in seinem Ebenbild geschaffen hat und ihm gebietet: Heilig sollt Ihr sein, wie ich der Ewige, Euer Gott, heilig bin. Das Gewissen ohne Religion ist wie die Natur ohne Gott, ein bloßes Wort, bei dem wir uns nichts Rechtes denken können.

Ich möchte nicht mißverstanden sein. Es liegt mir fern, bestreiten zu wollen, daß man in unseren Tagen auch ohne sich zu einer bestimmten religiösen Weltanschauung zu bekennen, ein sittlich reiner und unantastbarer Mensch sein kann. Aber dann zehren wir in dieser Beziehung gewissermaßen von dem Kapital, das die Vergangenheit für uns aufgespeichert hat. Wenn auch für die außerhalb jedes religiösen Bekenntnisses Stehenden die religiösen Motive nicht mehr wirksam sind, so stehen sie doch unter

dem Einfluß der durch die Religion erzeugten sittlichen Gesamtanschauung der Menschheit. Das Moralische versteht sich für edlere Naturen von selbst, weil es seit Jahrtausenden durch die Religion geheiligt ist, weil die Religion die Moral mit einer Weihe und einer ehrfurchtsvollen Scheu umgeben hat, die heute noch fortbesteht, auch bei denen, die sich von der Religion abgewendet haben. Wer aber möchte eine Bürgschaft dafür übernehmen, daß mit dem Glauben an ein religiöses Ideal nicht auch diese Scheu und Ehrfurcht schwinden und die unbedingte Verbindlichkeit des Sittengesetzes eine tiefe Erschütterung erfahren könnte?

Ich halte es umsomehr für unsere Pflicht, und wir sind umsomehr dazu berufen, gegen diese Bestrebungen, die Religion aus dem Kulturleben der Zeit auszuschalten, unsern Widerspruch zu erheben, als wir, die geistigen Vertreter des Judentums, von der unerschütterlichen Ueberzeugung durchdrungen sind, daß die sittlichen Lebensideale, welche im Entwicklungsgang der Menschheit mehr und mehr zum Durchbruch gelangt sind, wie sie im Gottesglauben des Judentums ihre Wurzeln haben, auch mit diesem Glauben stehen und fallen. Das Judentum ist der Träger der monotheistischen Gottesidee und der sittlichen Ideale, die aus dieser Gottesidee entsprungen sind und nur aus ihr entspringen konnten. Darauf beruht die weltgeschichtliche Mission des Judentums, die ihm auch heute noch und für alle Zeit seine Daseinsberechtigung verleiht.

Die Fortdauer dieser Mission ist aber neuerdings wieder, und zwar von hervorragenden christlichen Theologen bestritten worden. Das Judentum, so hat man von jeher behauptet und so wird neuerdings wieder behauptet, habe seine Mission längst erfüllt; es sollte eben nur eine Vorstufe sein für eine höhere Entwicklung der religiösen Idee, mit deren Eintritt in das Völkerleben es selber als überwunden gelten dürfe. Eine merkwürdige Behauptung, die allen geschichtlichen Erfahrungen widerspricht. Wenn das Judentum seit 1900 Jahren seine Mission beendet und für die fortschreitende Entwicklung der Menschheit jede Bedeutung verloren hätte, wie kommt es, daß es sich trotzdem bis auf den heutigen Tag behauptet hat und nicht demselben Schick-

sal erlegen ist, wie zahllose andere Völker, die, nachdem sie ihre Bestimmung erfüllt, wieder vom Schauplatz der Geschichte verschwunden sind? So wenig wie das Naturleben duldet das Geschichtsleben den Fortbestand innerlich erstarrter und erstorbener Gebilde, die keiner Befruchtung und Fortentwicklung mehr fähig sind. Was sich innerlich ausgelebt und seinen Wahrheitsgehalt bereits erschöpft hat, darüber geht die geschichtliche Entwicklung, der nimmer rastende Strom des Lebens erbarmungslos hinweg, um neuen lebenskräftigeren Gebilden Platz zu machen. Und das Judentum allein sollte eine Ausnahme von diesem Gesetze machen? Nein, an solche Wunder, die der Weisheit der göttlichen Vorsehung widersprechen, glauben wir nicht. Uns gilt der Fortbestand des Judentums vielmehr als ein Zeugnis seiner noch immer ungebrochenen Lebenskraft, der unverminderten Bedeutung, die es sich für das Kulturleben der Menschheit bewahrt hat.

Von Seiten der Kirche hat man freilich versucht, dem Fortbestand des Judentums eine andere Deutung zu geben. Er sollte nicht ein Zeugnis sein für die Fortdauer der weltgeschichtlichen Mission des Judentums, sondern vielmehr ein Zeugnis des göttlichen Zornes, der wie ein Fluch auf dem Judentum laste. Weil Israel mit unbeugsamer Halsstarrigkeit, wie sie es nannten, an seinen Glauben festhielt und sich durch keine Macht der Erde dazu bewegen ließ, sich zu einem anderen Erlöser als zu dem Gotte seiner Väter zu bekennen, darum soll es, mit dem Kainszeichen ewiger Verworfenheit gebrandmarkt, dazu verurteilt sein, als ein warnendes Beispiel göttlicher Strafgerechtigkeit und daneben auch als ein Zeugnis für die Wahrheit der Tochterreligion unstät und ruhelos unter den Völkern einherzuwandeln und nicht einmal die Erlösung durch den Tod finden zu können. Ich brauche Ihnen nicht zu erzählen, zu welch traurigen Verirrungen diese Anschauung geführt hat, in der wir vom Standpunkt des Judentums aus nur einen Ueberrest heidnischer Religionsanschauung erblicken können. Ist doch ein hervorragender Theologe des Mittelalters, Johannes Duns Scotus, im Uebrigen ein Anhänger der Philosophie Gabirols und nicht unbeeinflußt durch Maimonides, auf den Gedanken gekommen, man brauche, um sich dies Zeugnis für die Wahrheit der

eigenen Religion zu erhalten, vor einer Ausrottung des Judentums durch die Anwendung der Zwangstaufe nicht zurückzuschrecken. Es genüge zu diesem Zwecke, einige Juden auf eine einsame Insel zu verbannen und ihnen dort die Ausübung ihrer Religion zu gestatten. Wie aber hat man sich mit den Aussagen der Schrift zurechtgefunden, die Israel als das Volk der Erlösung, als den Bund der Völker, als die Leuchte der Nationen bezeichnen? An die Stelle des alten, von Gott verworfenen Israel, so sagte man, sei ein neues Israel getreten, das jenes in seiner weltgeschichtlichen Mission abgelöst habe. Freilich hat man, wie schon Isaak Abravanel bemerkt, sich dieses qui pro quo nur da bedient, wo es sich um die Heilsverkündigungen handelt, die an Israel ergehen; die Strafandrohungen der Schrift aber hat man dem alten Israel überlassen. Isaak Abravanel wendet darauf in geistreicher Weise das Wort Hiobs an: גם את הטוב נקבל מאת האלהים ואת הרע לא נקבל „das Gute nehmen sie für sich in Anspruch, das Böse lehnen sie ab.“

Wie sich die moderne christliche Theologie mit diesem Problem, den Fortbestand des Judentums betreffend, auseinandergesetzt hat, ist mir nicht recht klar geworden. Aber so wenig wir den Fortschritt verkennen, den sie von ihrem geschichtlichen Standpunkt in der Würdigung des Judentums darstellt, den Fortbestand der Mission des Judentums glaubt auch sie bestreiten zu müssen, und sie sucht dies durch eine eigentümliche Auffassung des Judentums zu begründen. Eine Berichtigung dieser Auffassung stößt auf umso größere Schwierigkeiten, als der Irrtum mehr in einem Herzensbedürfnis als in einer falschen Erkenntnis seinen Ursprung hat. Sind es doch gerade die freisinnigsten und an Bildung hervorragendsten Männer, die, nachdem sie mit dem Dogma ihres Glaubens mehr oder minder gebrochen haben, in dem Bedürfnis, ihr durch die Geschichte überkommenes und durch Erziehung angeeignetes Bekenntnis zu rechtfertigen, das Wesen des Christentums in dessen höherer Moral erblicken und in dem Kultureinfluß, der von ihm allein ausgegangen sei. Selbstverständlich muß dann das Judentum, um dem Christentum als Folie zu dienen, desto mehr herabgesetzt werden, damit das neue, dem Christentum entstammende Kulturelement

desto leuchtender zu Tage trete. Das ist auch in neuerer und in der neuesten Zeit von einigen christlichen Theologen geschehen, deren großen Verdiensten auf anderen Gebieten auch wir unsere Bewunderung nicht versagen. Ich erinnere nur an den sonderbaren Einfall — um mich nicht des Wortes Unfug zu bedienen — der vor einigen Jahren ernstlich diskutiert wurde, daß in dem bekannten Satze Hillels: דעלך סני לחברך לא תעביד „Was du nicht willst, das man dir thue, das thue auch deinem Nächsten nicht," unter dem Worte: Chawer nicht der Nächste oder der Nebenmensch, sondern der Genosse eines bestimmten Kreises von Gelehrten zu verstehen sei. Bei dieser scheinbar philologischen Streitfrage handelt es sich um nichts Geringeres als um die Frage der Originalität der christlichen Sittenlehre oder um deren Abhängigkeit von der Sittenlehre des Judentums. Hat nämlich der Urheber des Christentums, dem bekanntlich im Neuen Testament der gleiche Ausspruch in den Mund gelegt wird, denselben unverändert dem Weisheitsschatz des jüdischen Rabbi entlehnt, so ist die Lehre von der allgemeinen Menschenliebe auf das Judentum und nicht auf das Christentum als auf ihre erste Quelle zurückzuführen. Dem sollte in ähnlicher Weise, wie man es in dem biblischen Gebote ואהבת לרעך כמוך „und du sollst lieben deinen Nächsten wie dich selbst" (III. B. M. 19, 18.) mit dem ריע als dem angeblichen Volksgenossen versucht hatte, durch jenes philologische Kunststück vorgebeugt werden, das jedoch, wie es scheint, von den jüngsten Wortführern als verfehlt aufgegeben, oder doch wenigstens nicht erneuert worden ist. Dagegen gehört zum eisernen Bestand der christlichen Polemik gegen das Judentum eine andere falsche Interpretation eines hebräischen Wortes, aus der die paulinische Auffassung des Judentums als der Religion der äußeren Gesetzlichkeit geflossen ist, der das Christentum als die Religion der Innerlichkeit, der religiösen Vertiefung gegenüber gestellt wird. Bekanntlich beruft man sich für diese Auffassung auf die im jüdischen Hellenismus übliche Wiedergabe des Wortes Thora durch νόμος oder Gesetz, als ob diese, der Etymologie des Wortes nicht entsprechende und nur mit Rücksicht auf die griechische Anschauung eingegebene Uebersetzung von der Ge-

samtheit des Judentums als verbindlich wäre angenommen worden.

Erst jüngst wieder ist von Güdemann, unserem hochverehrten und dem Rabbinerstande zur Zierde gereichenden Kollegen, nachgewiesen worden, wie wenig die Begriffe Gesetz und Thora einander decken, und zu welcher Mißdeutung der schönsten und erhabensten Aussprüche der biblischen Litteratur eine Identifizierung beider Worte führe. Allerdings enthält die Thora, da sie eine das ganze, auch das rituelle und bürgerliche Leben umfassende Norm sein will, auch Gesetzliches, Bestimmungen, die den Bereichen des Rituals, des Zivil- und Kriminalgesetzes angehören. Aber ihr Hauptgewicht legt sie, wie schon unsere alten Religionsphilosophen bemerken, auf die Glaubens- und Sittenlehre, die sie in ihrer höchsten Idealität ausspricht und von deren Geiste auch das Gesetzliche in ihr erfüllt und durchdrungen ist. Und wie der gesetzliche Teil der Thora seine Fortbildung und Ausgestaltung in der talmudischen Halacha, so hat der dogmatische und ethische Lehrinhalt der Thora seine Fortbildung und Ausgestaltung in der talmudischen Agada gefunden.

Hat nun das Christentum nach dieser Richtung hin etwas wesentlich Neues geschaffen und sich besonders zu einem die Ethik des Judentums überwindenden höheren Standpunkt aufgeschwungen? Das wagen die neuesten Beurteiler des Judentums selbst nicht mehr zu behaupten, und darin erblicken wir einen Fortschritt, den wir dankbar anerkennen, und der uns zu ermutigen geeignet ist. Dagegen, so sagen sie, sei das Christentum dem Judentum in einem anderen Punkte unendlich überlegen. Was das Evangelium verkündet, sei allerdings nichts Neues, sondern auch in der Thora und in den Propheten, ja sogar in der jüdischen Ueberlieferung jener Zeit zu finden. Aber daneben sei in der jüdischen Ueberlieferung noch manches Andere zu finden, wodurch jenes ideale Moment wohl getrübt und verdunkelt worden sei.

Die Originalität des Stifters der neuen Lehre habe nun darin bestanden, daß er aus diesem Chaos das Bleibende und Ewige herausempfunden und mit größtem Nachdruck

hervorgehoben habe. Um das zu beweisen, werden dem Evangelium die Ritualgesetze, das Zivil- und Kriminalrecht des Talmuds gegenübergestellt. Darin aber liegt eine so willkürliche Verschiebung des Standpunkts der Beurteilung, wie wir sie bei Männern der Wissenschaft nicht für möglich gehalten hätten. Der Heils- und Sittenlehre des Evangeliums darf man nicht, wenn man schon von der Bibel absieht, als ob diese für die Juden jener Zeit nicht vorhanden gewesen wäre, den Talmud in seiner Gesamtheit, sondern man muß ihr die Heils- und Sittenlehre des damaligen Judentums gegenüberstellen, die, wenn sie auch im Talmud mit enthalten ist, doch in ihm ein eigenes und für sich gesondertes Element bildet. Wie der Talmud beide Elemente, Gesetzliches und Ethisches, mit einander vereinigt hat, das liegt an der viele Jahrhunderte später erfolgten Redaktion des Talmuds und hat mit dem Lehrinhalt selber nichts zu schaffen.

Spricht man aber vom Talmud im Ganzen, so stehen ihm nicht die Gesetze der Bergpredigt, sondern das kanonische Recht und die Werke der Kirchenväter gegenüber, die auch noch Einiges mehr als das Evangelium enthalten. Und wenn sich in der jüdischen Ueberlieferung auch Vieles findet, was nicht der Glaubens- und Sittenlehre angehört, so findet sich in ihr auch manches Andere nicht, was dafür anderwärts zu finden ist. Das Plus der jüdischen Ueberlieferung ist jedenfalls kein Plus, durch welches die religiösen und sittlichen Ideale des Prophetismus getrübt oder verdunkelt würden. Sehr fraglich aber dürfte es erscheinen, ob es christlichen Theologen, die das Wesen des Christentums darstellen und sich für berechtigt halten, dabei von gewissen dogmatischen Elementen abzusehen, die von autoritativer Seite als wesentliche Grundlehren des Christentums betrachtet werden, ob es, sage ich, diesen christlichen Theologen ansteht, uns, den jüdischen Theologen und Rabbinern, nachzusagen, daß sie den Lehrinhalt der jüdischen Ueberlieferung destillierten, um die Existenzberechtigung des Judentums nachzuweisen.

M. H.! Es ist vielfach von der höheren Idealität der christlichen Moral die Rede, durch die sie dem Judentum überlegen sei. Allerdings hat das Judentum darauf verzichtet,

hochfliegende Ideale zu ersinnen, an denen vielleicht in besonders gehobenen Stunden das Gemüt der Gläubigen sich berauschen mag, die aber, weil sie über die thatsächlichen Bedingungen des Lebens sich hinwegsetzen, auch ohne Einwirkung auf das Leben bleiben, die, weil sie Unmögliches fordern, auf die Ausbildung des moralischen Charakters keinen Einfluß gewinnen. Auch die religiösen und sittlichen Ideale des Judentums sind nicht immer zur vollen Verwirklichung gelangt. Aber niemals hat innerhalb des Judentums zwischen Ideal und Wirklichkeit, zwischen den Forderungen der Religion und deren Bethätigung im Leben eine so tiefe und unüberbrückbare Kluft bestanden, wie wir sie, nicht zur Ehre der Religion, in anderen religiösen Gemeinschaften wahrnehmen können. Die Ethik des Judentums ist immer auf reale und erreichbare Ziele gerichtet gewesen; und darum ist sie auch so tief in das Volk eingedrungen. Sie hat sich nicht mit der Aufstellung bloßer Ideale begnügt, sondern sie wußte dieselben auch den wirklichen Verhältnissen anzupassen. Und gerade das soviel geschmähte Ceremonialgesetz hat dazu beigetragen, die Ideale des Judentums in das Leben seiner Bekenner einzuführen. Das Judentum mit seiner tiefen Erkenntnis der menschlichen Natur war sich der Notwendigkeit bewußt, auch den Anforderungen unserer Sinnlichkeit, der irdischen Seite des Menschen, Rechnung zu tragen und gewissermaßen eine Vermittlung zwischen dem sensuellen und spirituellen Wesen des Menschen anzustreben. Himmelnde Andächtelei ist dem Geiste des Judentums fremd geblieben, weil es den Schwerpunkt der religiösen Uebung niemals ausschließlich in das Gotteshaus verlegt hat. Den Tempel in der Familie aufzubauen, das war das Prinzip des Judentums; deshalb hat sich die Lehre des Judentums in reale Formen gekleidet, um sich nicht zu ungreifbaren Luftgebilden zu verflüchtigen. Das ist die Tendenz des jüdischen Ceremonialgesetzes, das die religiösen und sittlichen Ideale unserer Lehre nicht verdrängen, sondern vielmehr umgekehrt zu lebendiger Ausprägung bringen will. Weil das Judentum sich nicht gescheut hat, eine Gesetzesreligion zu sein, darum hat es auf seine Bekenner eine so mächtige, durch ein beispielloses Martyrium bezeugte Wirkung ausgeübt.

Aber nicht nur innerhalb seiner eigenen Grenzen hat das Judentum seine Wirkungsfähigkeit nicht eingebüßt, sondern auch nach außen hin hat diese als innerlich erstarrt und erstorben hingestellte Gemeinschaft eine mächtige Wirkung ausgeübt, und ist bis auf den heutigen Tag ein Kulturfaktor geblieben, dessen die Menschheit zu ihrer fortschreitenden Entwicklung nicht entraten kann. Aus der Vereinigung des Judentums mit dem Hellenismus ist die jüdisch-alexandrinische Philosophie hervorgegangen, die als ein Kind der Fremde aus dem Geistesleben des Judentums allerdings bald zurückgedrängt wurde und für dessen spätere Entwicklung keine maßgebende Bedeutung gewonnen hat, aber durch den Einfluß, den sie auf die Litteratur des Urchristentums und auf die Kirchenväter ausübte, zu einem bedeutsamen Faktor in der Entwicklung der christlichen Kirchenlehre geworden ist. Und ähnlich verhält es sich mit der zweiten großen Weltreligion, dem Islam, der bekanntlich nicht nur aus der Bibel, sondern auch aus der späteren Litteratur des Judentums wesentliche Momente in sich aufgenommen hat. Die großen Theologen des 13. Jahrhunderts, in denen die christliche Scholastik des Mittelalters den Höhepunkt ihrer Entwicklung erreicht, stehen unter dem Einfluß jüdischer Denker, denen sie zum Teil ihr Bestes verdanken. Von den beiden Orden, in denen sich das wissenschaftliche Leben jener Zeit konzentrierte, wandeln die Theologen des Franziskanerordens in den Spuren des Avicebron, d. i. des Salomon ibn Gabirol, und die des Dominikanerordens in den Spuren des Rabbi Moyses Aegyptius, das ist des Moses Maimonides. Als in den ersten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts von seiten der Kirche gegen die Verbreitung der Lehre des Aristoteles Widerspruch erhoben wurde, zeigte Maimonides, wie man bis zu einer gewissen Grenze dem Aristoteles folgen könne, ohne doch mit den Glaubenslehren der Bibel in Widerstreit zu geraten. Männer wie Alexander von Hales, Albertus Magnus und Thomas von Aquino sind in der spekulativen Auffassung der biblischen Glaubenslehre die gelehrigen Schüler unseres Maimonides geworden, ohne ihn jedoch an geistiger Unabhängigkeit und Weite des Blickes zu erreichen. Als aber im Ausgang des Mittelalters, in der Periode der

Renaissance, mit der Entthronung des Aristoteles auch der Führer des Maimonides mehr in den Hintergrund trat, beginnt die Kabbala auch auf nichtjüdische Kreise eine mächtige Anziehungskraft auszuüben, und hat für das Geistesleben jener Zeit eine noch immer nicht hinreichend gewürdigte Bedeutung gewonnen. Jüdische Gelehrte waren es, die dem christlichen Abendland die Kenntnis der Litteratur der Griechen und Araber vermittelten. Ihnen verdanken die Theologen der europäischen Christenheit zum großen Teil ihre Kenntnisse auf den Gebieten der Philosophie, Medizin, Mathematik, der Astronomie, der Geschichte und Sprachwissenschaft. Durch die Bekanntschaft mit den Werken der jüdischen Exegeten des Mittelalters ist den christlichen Theologen erst das richtige Verständnis der Bibel wieder erschlossen worden. Man braucht nur die beharrlich an dem Wortsinne vorbeigehende typische und allegorische Schriftauslegung eines Albertus Magnus, Bonaventura und Anderer mit den Bibelkommentaren eines Raschi und Ibn Esra zu vergleichen, um zu ermessen, was es für die Christenheit bedeutete, als sie durch Nikolaus von Lyra und Andere mit der Art der jüdischen Schriftauslegung bekannt wurde. Ohne diese, einer Wiederentdeckung der Bibel gleichkommende Bekanntschaft mit den Meisterwerken der jüdischen Exegese hätte es vielleicht keinen Luther und keinen Melanchthon gegeben.

Es würde mich zu weit führen, Ihnen den Einfluß des Judentums auf andern Kulturgebieten in gleicher Weise vor Augen zu führen. Das Judentum, so wiederhole ich, dauert fort, weil es seine Weltmission noch nicht beendet hat, weil es für die fortschreitende Entwicklung des Menschengeschlechts noch immer nicht entbehrlich geworden ist. Und wohin zielen die kühnsten Aufklärungsversuche, die in der religiösen Bewegung unserer Zeit innerhalb der andern Gemeinschaften hervortreten, als auf die Loslösung des Gottesglaubens von den ihn trübenden späteren Zuthaten, auf die Wiederherstellung des reinen Gottesglaubens, wie ihn das Judentum der Welt gekündet hat? Das Judentum erhebt trotzdem nicht den Anspruch, die alleinseligmachende Religion zu sein. Die Frommen aller Völker haben nach der Lehre des Juden-

tums Anteil am ewigen Leben. Wir Juden machen keine Propaganda, weil wir auf die unüberwindliche Macht der Wahrheit und auf ihren Sieg vertrauen; wir haben keinen anderen Wunsch, als daß man uns ruhig und unangefochten unsern Weg gehen lasse. Wir stimmen aus vollem Herzen dem Worte Moses Mendelssohns zu: „In welcher glücklichen Welt würden wir leben, wenn alle Menschen diejenigen Wahrheiten annähmen und ausübten, die die besten Christen und die besten Juden gemeinsam haben!“ Aber das Recht unserer Fortexistenz können wir uns nicht bestreiten lassen. Israel ist das auserwählte Volk, wie jedes Volk auserwählt ist, das von der göttlichen Vorsehung zur Erfüllung einer großen und erhabenen Sendung berufen ist. Den Fanatikern des Nationalitätsgedankens aber steht es wahrlich am wenigsten zu, uns aus dem Glauben an unsere Auserwähltheit einen Vorwurf zu machen. Wir sind das auserwählte Volk, weil wir die Träger der Gottesidee, des Einheitsgedankens sind, durch den dereinst alle nationalen Schranken überwunden werden sollen, und in welchem die ganze Menschheit sich zusammenfinden und zu einem Bruderbunde vereinigen soll.

In diesem Glauben lassen wir uns durch keine Anfechtungen, durch keine Ungunst der Zeit beirren. Der Fortschritt der Menschheit läßt sich nicht aufhalten. Auf wunderbaren und geheimnisvollen Wegen führt sie die göttliche Vorsehung ihrem Ziele entgegen.

Kanzel und Katheder im Lichte des Judentums.

Von

M. Levin.

Wenn wir Kanzel und Katheder im Lichte des Judentums betrachten, so ist es ausschließlich der Inhalt der Rede, der uns ihre Eigentümlichkeit erkennen läßt; dagegen treten uns in Bezug auf Wesen und Zweck der Rede wenige Merkmale entgegen, durch die sie sich von außerjüdischen Redestätten unterscheiden könnten.

Gelegentlich haben wohl einzelne unserer namhaften Prediger Abhandlungen über die Rede veröffentlicht, doch erst vor einem Jahrzehnt erschien von Maybaum die erste systematische Homiletik. Die Beschäftigung mit der Theorie der Rede war eben nicht unsere Sache, und so wurde der Kampf, den sie zu bestehen hatte, nicht in unserer Mitte geführt.

Die Rhetorik ist eine Schöpfung der Griechen, die dann von den Römern, wie Cicero, Quintilian ausgebildet wurde. Sie ergab sich ihnen aus der Praxis, aus der Beobachtung der Gerichtsrede, der Staatsrede, der Gelegenheitsrede, deren Stätte die Tribüne war.

Sehen wir aber von der Rhetorik ab, und achten wir auf die Beredsamkeit überhaupt, so tritt sogleich das alte Israel in den Vordergrund. Ohne eine Rhetorik zu besitzen, wenden die Propheten alle Redefiguren an.

Daß ein Volk, dessen Lebenselement das Gotteswort ist, gerade auf dem Gebiete der Rede Großes leisten mußte, ja noch mehr, daß es hier selbst das klassische Volk der Kunst überflügeln mußte, dafür haben wir nur die eine Erklärung: ein Gottesmann spricht ganz anders als ein Volksmann. Es ist wahr, „nur das Herz und die Kraft des Geistes macht beredt", allein „große Beredsamkeit wird, wie die Flamme, durch den Stoff genährt, durch Aufregung belebt und leuchtet auf im verzehrenden Brennen." Etwas anderes als der ἐνθουσιασμός der Griechen, als das numine afflatur der Römer, ist der israelitische Prophetendrang. „In meinem Herzen wars", sagt Jeremia, „wie ein lodernd Feuer, eingeschlossen in meinen Gebeinen. Ich habe mich abgemüht, es zu ertragen, ich habs nicht gekonnt." Oder wie Habakuk sagt: „Auf meine Warte will ich treten, mich auf den Turm stellen, ich will ausschauen, was mir der Herr sagen wird und was ich zu verkünden habe." „Eine Gabe Gottes," sagt Jesaia, „ist jene Redegewalt, die durch das Wort die Müden zu stärken vermag. Der Herr weckt mich jeden Morgen, er weckt mein Ohr, daß ich auf ihn höre, und ich bin nicht taub gewesen, ich wich nicht zurück."

Die religiöse Beredsamkeit steht am höchsten, weil sie den erhabensten Inhalt hat; ihre Sprache erlangt darum die höchste Ausdrucksfähigkeit. Den Himmel und die Erde ruft Mose an, daß sie aufhorchten, wenn er den Namen Gottes verkündet. Und da rieselt die Belehrung dem Regen gleich, die Worte träufeln wie Tau, wie Gewitterschauer aufs Grüne, wie Tropfen auf die Flur. „Ja, wie Regen und Schnee, die vom Himmel fallen, dahin nicht zurückkehren, sie hätten denn die Erde getränkt und befruchtet und sprossen lassen, und dem Sämann Samen gebracht und Brot, so ists auch mit dem Gottesworte: es bleibt nicht ohne Wirkung, es verhallt nicht, ohne den Willen Gottes vollbracht zu haben."

Immerhin können wir bei den Propheten noch nicht an eine bestimmte Redestätte denken. Sie waren nicht an einen Ort gebunden, sie redeten vor Fürsten und Volk, wie es gerade der Augenblick erforderte. Ihre Reden waren noch nicht Predigten im landläufigen Sinne, es waren zumeist

Straf- und Mahnreden, zu denen die Zustände während des ganzen ersten Staatslebens die Veranlassung gegeben hatten.

Da kamen die Tage des babylonischen Exils, die im Volke eine Sinnesänderung bewirkten. Die Propheten der exilischen Zeit stimmen bereits den Ton der Predigt an; doch erst mit der Rückkehr aus dem babylonischen Exil beginnt die eigentliche Geschichte der Predigt, wie uns Zunz die gottesdienstlichen Vorträge der Juden historisch entwickelt.

In der Synagoge, die sich neben dem zweiten Tempel erhob, wurden innerhalb des Gebetkultus Vorlesungen aus der Lehre und den Propheten abgehalten, an die sich eine Übersetzung in der dem Volke geläufigen Verkehrssprache und eine erläuternde Anrede anschloß. Hier hätten wir also die erste Kanzel, hier erlangt zum ersten Mal jenes Gebot, das die Predigt zu einer mosaischen Institution stempelt, eine praktische Erfüllung, das Gebot nämlich, regelmäßig zu gewissen Zeiten das Volk zu versammeln, um es zu belehren und zur Vollziehung des göttlichen Willens anzuleiten.

Der Ausbau des Religionsgesetzes, den wir unter dem Namen „mündliche Tradition“ oder „Talmud“ begreifen, erforderte aber bald eine eigene Stätte, und so entstand wiederum neben der Synagoge das Lehrhaus, mit dem das Katheder gegeben war. Ihm gehörte die Halacha, die alles Religionsgesetzliche umfaßte, der Kanzel diente vornehmlich die Agada, die dem Verlangen des Volksgemütes nach dem Gottesworte entgegenkam. Daß dem Katheder schließlich nur die Lehrjünger, der Kanzel aber das Volk zuströmte, lag in der Natur der Sache. Als der Agadist R. Abbahu und der Halachist R. Chija zu gleicher Zeit an einem Orte Vorträge hielten, da drängte sich das Volk nur zu dem Agadisten. So war es in Palästina. Der große Gesetzeslehrer Rab, der dem Volke Rechnung tragen wollte, eröffnete zweimal im Jahre einen populären Vortragscyklus, zu dem sich oft mehr als 2000 Zuhörer einfanden. Auch seine öffentlichen Vorträge vor jedem Feste zogen das ganze Volk heran. So war es in Babylon.

Bei den Agadisten finden wir bereits treffliche Bemerkungen hinsichts der Theorie der Rede, ja selbst eine gewisse Architektonik. Doch davon abgesehen, so sind schon die

Fabeln, Parabeln, Erzählungen, die sie bei ihren Ausführungen einstreuen, von solch geschlossener Einheit und sagen wir auch Schönheit, daß sie für sich allein betrachtet, als Kunstwerke erscheinen, die uns jene Predigt, die nach griechischem Muster gehalten wurde, reichlich aufwiegen. Wir meinen die philosophierende Predigt der alexandrinischen Juden, die in Philo gipfelte. Von ihr, aber auch von den Agadisten, lernten die ersten christlichen Prediger, was wir aus dem Grunde hervorheben wollen, um nochmals die Predigt als eine jüdische Schöpfung festzustellen.

Zum Glücke hielten sich die meisten Agadisten von den Alexandrinern fern, und so entwickelte sich ihr Vortrag zwar nur als Schrifterklärung, dafür aber ganz eigenartig, ganz aus dem jüdischen Volksgeiste heraus. Die Sammlung der Agada, Midrasch genannt, bildete in der Folgezeit eine Fundgrube für die Homiletiker, dem einem bald alles gebend, dem andern Stützpunkte bietend, bis endlich auf dem dritten klassischen Boden jüdischen Geisteslebens die Predigt in unserem Sinne hervortrat. In Iberien, wo allgemeine Bildung, zu der Reinheit der Sprache gehörte, als Voraussetzung galt, gewann die Predigt jene Gestalt, daß sie vorbildlich wirken konnte. Sie fand denn auch eine Pflegestätte in Italien und in allen den Ländern, wohin die Spanier gekommen waren.

Ein trauriges Bild bieten uns die Juden in Deutschland und Polen. Die Leidenszeit während des Mittelalters ließ bei ihnen einen künstlerischen Sinn nicht aufkommen; ihre Sprache mußte entarten, da ihnen das Kulturleben verschlossen war. Trotzdem war die Anregung, die von spanischen Predigern des Orients nach Deutschland und Polen gedrungen war, keine vergebliche; im 17. und 18. Jahrhundert begegnen wir beachtenswerten Leistungen.

Zu einer vollen künstlerischen Abrundung war aber auch nicht die spanische Predigt und noch weniger ihre Nachbildung gelangt — erst nach einem mehr als 2000jährigen Ringen erblühte die Predigt als Kunstwerk auf dem vierten klassischen Boden des Judentums, in dem Vaterlande von Moses Mendelssohn.

Freilich erschien zuerst die Predigt wie eine fremde

Pflanzung, da die neuen Prediger sich an christlichen Meistern gebildet und auch das Aeußerliche ihnen abgelauscht hatten, bis auf den Augenaufschlag und den salbungsvollen Ton. Selbst die christlichen Standesbezeichnungen wandten sie gern an.

Der Name Prediger ist zwar eine echt jüdische Bezeichnung, wir erwähnen nur Koheleth, Darschan und Maggid. Doch drängt sich uns gleich die Frage auf, ob die Gemeinde ihrem religiösen Führer nur nach der einen Seite seines Berufes den Namen geben möchte, selbst wenn sie in der Predigt seine Hauptwirksamkeit sehen sollte. Der Name Geistlicher führt uns zu dem Gegensatz von Priester und Volk. Da geschieht es denn, wie Goethe bemerkt, daß die Menschen alles Gute und Sittliche wie eine Arznei ansehen, die man mit Widerwillen zu sich nimmt, wenn man sich schlecht befindet; sie sehen in einem Geistlichen nur einen Arzt, den man nicht geschwind genug aus dem Hause los werden kann. Auch der Name Seelsorger scheint uns nicht erschöpfend, da es sich ja nicht blos um das Seelenheil handelt, sondern auch um die geistige und körperliche Gesundheit, die ein harmonisches Dasein verbürgt. Der Theologe erinnert uns gar zu sehr an das Katheder der Fakultät; es bleibt uns also nur noch der alte Titel Rabbi. Und diese Bezeichnung halten wir für die zutreffendste, weil umfassendste. Es berührt uns seltsam, wenn wir an einem Schilde „Rabbiner und Prediger“ lesen. Die Gemeinde sieht doch, wenigstens bei uns, in ihrem Rabbiner auch den Prediger und Lehrmeister, den Hirten und Wächter, aber auch den Freund und Genossen. Im Allgemeinen will die Gemeinde in ihm ein persönliches Vorbild sehen, wie im besonderen den Herold der Religion.

Doch kehren wir zu den Anfängen der jüdischen Predigt auf deutschem Boden zurück. Wäre es nur die Form gewesen, die fremdartig anblickte, das Widerstreben wäre schneller überwunden worden. Man hätte sich schließlich gesagt, die christlichen Prediger gaben uns nur das zurück, was ihre ersten von uns empfangen hatten; man hätte darauf hingewiesen, daß wir doch auch unsere Synagogen im gothischen, romanischen, maurischen Stil erbauten. Was bei der neuen Predigt befremdete, das

war der Inhalt. Leidiges Moralisieren, breite sentimentale Ergüsse, das Einherfluten auf den Strömen weltlicher Dichter, all das mußte befremden. Das Gotteswort kam nicht urwüchsig heraus, es fehlte das jüdische Kolorit, wie es namentlich durch das nachbiblische Schrifttum gewonnen wird. So bedurfte es einer längeren Entwickelung, bis endlich das Kunstwerk, auch wenn es „Zeitfragen“ zum Gegenstande hatte, als eine jüdische Predigt angesehen werden konnte.

Hier aber vernehmen wir den Einwurf: entspricht es denn überhaupt dem Geiste des Judentums, wenn wir dem Gottesworte gegenüber eine künstlerische Behandlung fordern? Die Antwort wird sich uns von selbst ergeben, wenn wir uns über Wesen und Zweck der Rede werden verständigt haben.

Aristoteles bezeichnet die Redekunst als das Vermögen, für jeden einzelnen Gegenstand und Fall das in ihm liegende Glaubenerweckende zu erkennen. Danach wäre ihr Wesen Kunst, da sie das Vermögen, die Anlage erfordert; ihr Zweck wäre die Feststellung der Wahrheit. Ein Naturredner mag wohl die Herzen erobern durch die Gewalt seiner Mittel und auch über den Willen gebieten durch die Macht der Thatsachen, aber ohne Rhetorik ist er doch kein Künstler, es sei denn, daß er ein Genie ist und unbewußt die Gesetze handhabt. Der Naturrede fehlt eben, ungeachtet ihres Namens, das holde Ebenmaß und die Bescheidenheit der Natur.

Wenn Plato auf den großen Schaden hinwies, den einer durch seine Redegewalt anrichten kann, so lieferten ihm die Sophisten und Rhetoren täglich die Beweise, wie durch das Pathos das Ethos verdrängt wurde, wie man mehr zu überreden als zu überzeugen trachtete, mehr schön zu reden als gut zu reden. Ihm erwiderte Aristoteles: Wo gäbe es ein Gut, das nicht mißbraucht werden könnte! Für die höchste überzeugende Kraft leistet ihm Bürgschaft der sittliche Charakter, wie ja auch nach einem Solonischen Gesetz ein den Eltern Ungehorsamer, ein Feiger, ein Wollüstling, ein Verschwender keinen Vortrag an das Volk halten durfte. Und der größte Redekünstler des Altertums, der übrigens ein Zuhörer Platos war, sagt: „Nicht das Wort, nicht der Klang der Stimme erwirbt dem Redner Achtung, sondern daß seine

Bestrebungen, daß seine Sympathieen und Antipathieen Hand in Hand mit denen seines Volkes gehen.“ Äschines ist ein beweiskräftiger Zeuge dafür, daß der unrechte Gebrauch der Redekunst sich auf die Dauer nicht behaupten kann. Er war genötigt auszuwandern, als seine glänzende Rede gegen Demosthenes nichts gefruchtet hatte, während man dem Angeklagten, dem wiederholt ein goldener Ehrenkranz aufs Haupt gesetzt worden war, ein ehernes Standbild auf dem Marktplatz errichtete.

Was Plato als Befürchtung aussprach, das steigert Kant zu einem allgemeinen Urteil. Nachdem im Zeitalter Ludwig XIV. die Rhetorik eine Neubegründung durch Fénelon erfahren hatte, erhebt Kant gegen sie eine scharfe Kritik. Er nennt die Redekunst „eine hinterlistige Kunst, welche unter dem Schein, den Verstand zweckmäßig zu beschäftigen, den Menschen zu einem Urteil zu bewegen, beziehungsweise ihn zn einem Entschluß zu bestimmen, doch in Wahrheit nur mit der Einbildungskraft operiert, so den Zuhörer vor der eigentlichen Beurteilung zu Gunsten des Redners gefangen nimmt, also in Wahrheit eine Kunst, sich der Schwäche der Menschen zu seinen (des Redners) Absichten zu bedienen.“ Darauf entgegnet Schott: Sind die Mittel der Rede nicht Kunstgriffe, sondern die gleichen Mittel, die die Kunst überhaupt anwendet, dann ist der Redner eine moralische Persönlichkeit, und die Zuhörer sind nicht bestochen worden, sondern bezeigen freiwillig ihre Zustimmung. Noch weiter rückt Theremin gegen Kant vor. Ihm ist die Beredsamkeit eine Tugend, und so leitet er ihre Gesetze geradezu aus der Ethik ab; seine Gewährsmänner sind Demosthenes und Massillon. Der Redner sei von denselben Ideen durchdrungen, die seine Zuhörer bewegen, als da sind Pflicht, Tugend, Glück. Aber die Erkenntnis allein reicht noch nicht aus, um zum Handeln zu bestimmen, darum muß der Redner für die Idee begeistern können, und dazu verhilft ihm die Kunst.

Inzwischen hatte ein philosophierender Theologe auch für eine ästhetische Begründung der Rede den Boden gewonnen. Schleiermacher hat das Wort Darstellung gefunden oder richtiger wieder entdeckt und fruchtbar gemacht. Denn reine Darstellung finden wir schon bei dem griechischen Redner

Lysias; in seiner bloßen Darstellung liegen schon die Beweise, Widerlegungen, Anregungen und Willensbestimmungen. So sind wir zu dem Ausgangspunkt zurückgelangt und können nun den Unterschied feststellen: Die Alten fanden die Rhetorik aus der Erfahrung und Praxis, die Neuen fanden für sie ein ästhetisches Prinzip. Die Kunst ist Darstellung. Ist die Beredsamkeit Darstellung, dann ist ihr Wesen auch Kunst.

Die Kanzel ist neben der weltlichen Rednerbühne, auf der eine Festrede oder Gedenkrede gehalten wird, die hauptsächlichste Kunststätte der zusammenhängenden Rede geworden, da die Tribüne in unserer Zeit nicht mehr die künstlerische Bedeutung hat, die sie bei den Alten hatte. Wenn sie bei den Romanen und in England auch nach dieser Richtung noch einen gewissen Anspruch erhebt, wenn Blair die forensische Beredsamkeit als die männliche und einzig echte bezeichnet, so meint doch Bismarck: „Für die Angehörigen eines Staates ist es nützlicher, wenn sie von Schweigern wie Moltke, als von „Rednern" regiert werden. Die Beredsamkeit ist nicht das Maßgebende bei der Sache, und es kommt bei dem Regieren nicht darauf an, ob der Kutscher des Staatswagens elegant fährt, sondern vor allen Dingen darauf, daß er genau die Wege kennt, die zu dem Ziel führen, das erreicht werden soll."

Die Rede bedingt eine künstlerische Behandlung nach ästhetischen Gesetzen, gleichviel ob sie in Begriffen spricht oder in gegenständlichen Bildern und plastischen Gestalten; im ersten Falle ist sie eine „Rede zu Fuß", wie die Griechen die Prosa nannten, im letzteren Falle zeigt sie den hohen Stil, der ihnen die poetische Sprache war. Die Idee bildet den Kernpunkt, aus dem die Rede nach allen Seiten hinausstrebt. Die Teile setzen sich nicht von außen an, sie entwickeln sich von innen heraus. Die so durch einen Mittelpunkt festgehaltene Rede gleicht einem einheitlichen Organismus oder, um mit Tacitus zu reden: „Wie der menschliche Körper, so ist die Rede nur schön, in welcher nicht die Adern hervortreten, nicht die Knochen sich zählen lassen, sondern ein ruhiges und gesundes Blut die Glieder füllt, emporschwillt in den Muskeln und die Nerven selbst mit Röte bedeckt und durch Anmut empfiehlt."

Danach ist die Abhandlung noch keine Rede, sie eignet sich mehr zur Lektüre, allenfalls zur Vorlesung; auch ein Kathedervortrag ist noch keine Rede, wenngleich er rhetorische Momente enthält; auch die Homilie ist noch keine Rede, da sie Schrifterklärung ist. Erst die Predigt ist eine Rede, die auf eine schöne und überzeugende, dem Ort und der Zeit angemessene Weise die Zuhörer zu fesseln vermag, und die vor allem nicht erdacht oder erdichtet, sondern erlebt sein muß.

Wir gehen nicht so weit wie Riehl, der der thematischen Predigt, selbst wenn sie sich auf einem Text aufbaut, die Homilie vorzieht. Er meint: „Wer das Bibelwort in seinem Zusammenhange mit dem betreffenden ganzen Abschnitt der Schrift nachweist, nach seinem Wortlaut und nach allen Geheimnissen seines inneren Sinnes erläutert, wohl auch die verschiedenen Auffassungen berührt . . . und dabei nicht unterläßt, auch den praktischen Wert des Wortes für unsern Wandel und Glauben scharf und klar, doch kurz andeutend zu berühren, der wird am leichtesten eine aufmerksame Gemeinde finden. Er giebt dann eben eine Homilie.“ Von dieser Begrenzung der Kanzelrede müssen wir abweichen, wenn es sich um einen festlichen Redeakt handelt. Für den Sabbath mag eine Homilie ausreichen, der Festtag jedoch verlangt eine Rede, und dem feierlichen Inhalt gemäß eine Rede im hohen Stil, vorausgesetzt, daß er die Einfachheit wahrt, das Kennzeichen aller Kunst.

Die Kanzel, die wir nun auch der Kunst gewonnen haben, dient religiös-ethischen Forderungen. Der Streit, der insbesondere über den Zweck der Predigt geführt wurde, betraf drei Punkte: ist ihr Zweck Belehrung oder Erbauung oder Willensbestimmung? Wir meinen: wie die Seelenkräfte in Wechselbeziehung stehen, so wird auch die Predigt nicht einseitig belehren oder erbauen oder den Willen bestimmen dürfen; sie nimmt alle Kräfte in Anspruch, den Geist, das Gemüt, den Willen, und wie sie selbst des Lebens voll ist, ergreift sie auch den ganzen Menschen.

Wollten wir nur belehren, so wandeln wir die Kanzel in ein Katheder. Davor sollte schon die Scheidung von Synagoge und Lehrhaus warnen. Wohl ist die Belehrung

das erste Erfordernis. Wenn Rabs Lehrhaus so hoch gelegen war, daß es die ganze Stadt überragte; wenn man, wo es die Not gebietet, eine Synagoge in ein Lehrhaus wandeln darf, aber nicht umgekehrt: so werden wir daraus nur die Folgerung ziehen, daß das Lernen eine Vorbedingung ist, da der Unwissende nicht die rechte Gottesfurcht hegen kann. Hier geht uns die volle Bedeutung des Schulkatheders auf. Aber dem Wissen vor der Frömmigkeit den Vorzug geben, das ist eine ungebührliche Höherbewertung. Wenn jener Weise seinen Sohn zurechtwies, weil er nach Tiberias ging, um Tote zu begraben, statt sich dem Studium zu widmen, so stimmt das allerdings zu dem Satze: das Studium hält allen religiösen und sittlichen Pflichten das Gleichgewicht. Geben uns aber andere Aussprüche des Talmuds nicht die einzig ersprießliche Direktive: „Nicht das Forschen ist der Endzweck, sondern das Wirken." „Gedeihlich ist die Thora mit der Erfüllung der Tagesforderung."

Stubengelehrte denken einseitig nur an das Wissen, das Volk aber hat noch andere Bedürfnisse; es hat Seelenkämpfe und Lebenskämpfe zu bestehen, es kommt mit seinen Erfahrungen und Erlebnissen und verlangt nach einer Weltansicht, nach einem Lebensideal. Das Volk strömt nur dorthin, wo es nicht blos für den Geist, sondern auch für das Gemüt etwas zu finden hofft. Wird jedoch die Kanzel zu einer Fortbildungsstätte gemacht, so können wieder Zeiten eintreten, daß man vor der sogenannten Predigt die Flucht ergreift oder daß man sich dem Schlafe des Gerechten überläßt. Die Erfahrungen R. Abbahus und R. Chijas sollten nie vergessen werden.

Anstatt nun, daß wir die Kanzel zum Katheder machten, fordern wir: die Predigt soll nicht lehrhaft sein, sie soll betrachtend darstellen, wobei sie noch immer bestimmte Leitsätze wird prägen können, damit das Volk etwas Greifbares mit nach Hause nehme. Indem die Predigt den Geist bereichert oder zum mindesten orientiert und zugleich das Gemüt erhebt, wirkt sie erbauend im edelsten Sinne. Die Erbauung ist kein fremdes Element. Wie es vom Manna heißt, es sei der Jugend Brot, den Alten Honig, den Kindern Öl gewesen — dasselbe muß auch das Gotteswort bewirken.

Erbauen heißt: eine schöne Welt im Herzen aufbauen, insofern man aus dem Menschen das herausfördert, was in ihm Göttliches lebt, so daß er sagen muß, man habe ihm aus der Seele gesprochen. Erbauen heißt: religiöse Gefühle derart zum Bewußtsein bringen, daß aus ihnen die Gesinnung und die Thatkraft folgt, das Leben und das Handeln. Erbauen heißt: für den Lebenskampf ausrüsten und die Müden durch das Wort stärken.

Nach dieser Auffassung muß uns auch jede Polemik auf der Kanzel widerstreben. Während die sittliche Entrüstung zu pathetischer Rhetorik verleitet, drängt das natürliche Empfinden zu poetischer Darstellung. Wir erreichen durch die Schilderung des Gerechten und seines Seelenglückes mehr, als wenn wir über den Frevler bitter werden; auch wo wir die Zeichnung des Ungebührlichen unternehmen, sollte sie nur Mitleid mit dem Verirrten erwecken. Selbst da, wo wir zur Polemik herausgefordert werden, hätten wir uns auf die Apologetik zu beschränken, ohne weiter zu einem Angriff überzugehen. Das Volk treibt der Hunger und Durst nach dem Gotteswort; die Predigt darf deswegen „keine Vereinsrede, keine Volksrede, keine Landtagsrede sein". Die Frucht der Lippen sei der Friede, alle Wege der Lehre sind anmutiger Art, alle ihre Pfade führen zum Frieden. Beschweren wir den Quell lebendigen Wassers mit Steinen, so könnte es leicht kommen, daß das Volk sich zu anderen Brunnen begibt, von denen es Lebenswasser erwartet. Die geistige und sittliche Erbauung, das ist der Zweck der Predigt.

Die Thora, die, wie ihr Name besagt, Lehre ist, hat Reden erbauenden Inhalts. „Erkenne und nimm dir das Erkannte zu Herzen!", was ist das anderes als sich erbauen? Sind nicht die Reden einzelner Propheten, sind nicht die talmudischen Sentenzen und Parabeln zumeist erbauend? Haben wir nicht eine ganze Litteratur von Erbauungsbüchern und Sittenpredigten? Und nun vollends die Kasualpredigt, von der schon die Alten sagten, ihr Ziel sei die Erbauung: die Trauerrede soll Beruhigung und Aufrichtung, die Trauungsrede Freude und Zuversicht gewähren. Selbst die Jugendpredigt hat das Lehrhafte zu vermeiden; anregend betrachten und bei dem Aufbau mitbeteiligen, das ist die rechte Art.

Langweilige Belehrung ist eine Versündigung an dem heiligen Geist der Jugend.

Alles, was nicht auf die Kanzel gehört, sei dem Katheder vorbehalten. Und auch hier werden wir noch abzugrenzen haben. Den Jüngern der Wissenschaft gehört das Katheder der Forschung. Ihm kommt auch alles Polemische zu. Unsere Kämpfe kann nur die Wissenschaft führen, wie in Schriften, so auf dem Katheder der Wissenschaft. Dagegen gehört das Vortragskatheder gleich der Kanzel dem Volke. Es ergänzt die Kanzel, da sein einziger Zweck ist: Belehrung und Mitteilung der Ergebnisse der Forschung auf dem gesamten Gebiet der jüdischen Geschichte und Litteratur, wie auch des Volkslebens. Der Kanzel verbleibe neben der Homilie die textlich-thematische Predigt, die den Glaubensgenossen wie den Menschen in Anspruch nimmt.

Und nun wenden wir uns zu dem Inhalt der jüdischen Predigt.

Unsere Religion stellt sich dar als ein Bundesverhältnis zwischen Gott und Israel. Wie Juda Halevi erschöpfend ausführt, ist Gott nicht blos aus der Natur erkennbar, sondern namentlich aus der Geschichte. Keine begrifflichen Beweise für das Dasein Gottes auf der Kanzel! das überlassen wir den Philosophen. Das Walten Gottes tritt uns in unserm eigenen Leben wie in der Geschichte so lebendig vor Augen, daß wir ihn förmlich menschlich anreden, aber diese Redeweise beweist nur, wie nahe uns Gott ist. Wir sagen nicht: in Gott leben und weben, denn alles Mystische, alles Pantheistische ist uns fern; wir wahren die Persönlichkeit Gottes, wie wir die Individualität des Menschen wahren; wir sagen: mit Gott wandeln, vor Gott wandeln, Gott nachwandeln. Nur zu einer Persönlichkeit können wir ein persönliches Verhältnis herstellen. Und die zuerst ein solches Verhältnis hergestellt haben, war Israel; darum ist es der „erstgeborene Sohn Gottes“.

Ob Babel vor der Bibel Gott als Jhwh benannte, ob es einzelne Sittengesetze aufstellte — was will das bedeuten? Nennt doch die Bibel aus der vormosaischen Zeit Malkizedek als Priester des höchsten Gottes! Bemerken doch die Talmudisten: schon aus der Natur hätte man Sittengesetze finden

können! Im übrigen mußte auch gegen Babel das gelten, was über Ägypten und Kanaan gesagt ist: ihr Thun sollt ihr nicht nachahmen, ihre Sitten nicht befolgen; auch Babel hatte nur einen höchsten Gott unter andern Göttern. Die Bibel unterscheidet sich auch von Babel dadurch, daß sie überhaupt erst ein Bundesverhältnis zwischen Gott und den Menschen aufstellte; da wird der Sabbath ein Bundeszeichen, da werden die Gebote Bundespflichten. Dadurch wird dem Menschen einerseits die Freiheit zugestanden, er wird nicht zum Sklaven des Gesetzes gemacht, was ja bei einem Bunde undenkbar wäre. Der Knecht wird frei, wenn der Herr mit ihm einen Bund schließt; das Gesetz ist Israel vorgelegt worden, und freiwillig nahm es dasselbe auf sich. Andererseits wird von ihm die Liebe gefordert, wodurch der Bund sich zugleich zu einem kindlichen Verhältnis verinnerlicht. Gott als Vater ist zuerst in Israel erkannt und angerufen worden, eine Thatsache, die nicht stark genug betont werden kann. Nehmen wir Religion im Sinne eines Bundes, dann ist das Israelitentum nicht eine Religion, sondern die Religion.

Babel ist mit seinem Staate untergegangen, Israel aber ist erst gerade nach dem Verluste seines Staates zu einem Bindeglied für die Völker geworden. Sein Staat war ein Gottesstaat, und als es diesen verlassen, sollte sich ihm die ganze Welt zu einem Gottesreich gestalten. Zwar blickte es stets mit kindlicher Pietät und Sehnsucht zurück auf das Land der Väter, aber der Prophet tröstet es mit der hohen Bestimmung, die ihm zugefallen: „Nicht genug, daß du mein Knecht bist, die Stämme Jakobs aufzurichten und die Geretteten Israels zurückzuführen: ich mache dich zum Licht der Völker, daß mein Heil bis ans Ende der Erde komme. Du bist mein Knecht, den ich stütze, mein Erkorener, an dem ich Gefallen habe, auf dich legt' ich meinen Geist, den Völkern Recht zu bringen. Zum Heile hab' ich dich berufen, ich mache dich zum Bund der Völker, zum Lichte der Nationen."

Wie die Griechen die Auserwählten waren für die Wissenschaft und Kunst, so sind wir die Auserwählten für die Religion. Und unsre Erwählung hat eine umfassendere Bedeutung als die Erwählung der Griechen, denn Wissenschaft und Kunst verbindet nur die Gebildeten, die Religion

aber verbindet alle Menschen. Die Erwählung drückt unsere Bestimmung aus, wir haben sie gerechtfertigt durch ein blutiges Martyrium, und wir müssen sie durch schwere Opfer täglich neu verdienen. Sie aus dem Gebetbuche streichen in der Befürchtung, daß sie als eine Überhebung angesehen werden könnte, das ist eine falsche Rücksicht; sie verschämt auf der Kanzel umschreiben, das kommt einer Selbstvernichtung gleich. Wir haben den religiösen Berufsgedanken vor der ganzen Welt zu vertreten, nur dann gewinnen wir eine religiöse Heimat; überall, wo wir unsere Kanzel und unser Katheder aufrichten, ist dann der heilige Boden des Gottesreiches.

Gewiß hoffen auch wir: „Für Zion wird der Erlöser kommen“, aber die Erlösung Zions ist abhängig von der Erlösung der ganzen Welt. Mit der Erlösung der Welt aus Wahn, Unrecht und Gewalt ist Zion das Wahrzeichen geworden für die Erfüllung der prophetischen Verheißungen.

Israel ein Bindeglied zwischen den Völkern! Für diese hohe Aufgabe verleiht uns die Thora immer von neuem Triebkraft und Ansporn.

Wir pflegen unter Thora nur die Lehre Moses zu verstehen, aber alles, was aus dem jüdischen Geiste herausgewachsen ist, bis auf die Gegenwart, ist uns Thora. Um den Inhalt der gesamten Thora nach seinen verschiedenen Arten zu gruppieren, genügt es jedoch, wenn wir die Dreiteilung der h. Schrift ins Auge fassen.

Die Lehre Moses hat den Volksgedanken zum Inhalt. Mose hatte sich nur mit einem Volk zu beschäftigen. War es erst ein Gottesvolk geworden, dann konnte es auch auf die Menschheit wirken, dann mußte es durch seine Gesetze den Nationen als ein weises und einsichtiges Volk erscheinen.

Aber von diesen Gesetzen ist es nur das Moralgesetz, das neben den Religionslehren für die Völker verbindlich wäre. Diesen Gedanken sprachen die Propheten aus, es ist der Völkergedanke. Damit vollzog sich jedoch nicht eine Fortbildung des Mosaismus im Sinne einer aufsteigenden Entwickelung, denn im Mosaismus lagen bereits die Gedanken des Universalismus: Gott, Schöpfer und Herr der Welt; Gott der Einzig-Ewige; der Mensch ein Ebenbild Gottes; die Abstammung

des Menschengeschlechts von einem Elternpaare; die Abstammung der neuen Menschheit von Noah; die aus dem Herzen hergeleitete Moral als eine Gesetzgebung Gottes; ein Gesetz, ein Recht für alle; die Befreiung des Arbeiters durch die Sabbathfeier; die auch auf die Fremden sich erstreckende Nächstenliebe. In den Gottesbund sollen alle eintreten, die Bedingung für den Eintritt ist das Bekenntnis des Einzig-Ewigen und die Annahme seines Sittengesetzes, das da umfaßt: Gottesliebe und Menschenliebe oder Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit oder Wahrheit, Recht und Frieden, wie die Ideale lauten.

Haben wir in der Lehre Moses den Volksgedanken, haben wir bei den Propheten neben diesem auch den Völkergedanken, so haben wir im dritten Teile der h. Schrift den Ichgedanken. Er umspannt das Leben des Einzelmenschen, sein Seelenleben, wie sein Verkehrsleben. Der Trübsinn wird überwunden durch eine befriedigende Lebenspflicht, der Pessimismus durch eine heroische Lebensansicht, die wir Optimismus nennen, die Weltflucht durch ein wohlwollendes Zusammengehen in Freundschaft und Geselligkeit. Die Gemeinschaftsreligion Moses' und der Propheten wird hier zu einer persönlichen Religion in engeren Kreisen. Das ist wohl auch der Grund, warum das ganze Volk sich nur zu den beiden hohen Festtagen sammelt, an den Tagen, die vorzugsweise das menschliche Leben in Betracht ziehen. Das wäre aber zu gleicher Zeit ein Beweis dafür, wie das jüdische Bewußtsein zurückgetreten ist gegen das rein menschliche Bewußtsein. Wir müssen auch mit dieser Thatsache rechnen, und es bleibt uns nur das eine übrig, alle Lebensfragen im Lichte des Judentums zu behandeln, wobei uns die beiden ureigenen Ideen des Judentums, die Erlösung und die Versöhnung als Leitsterne werden zu dienen haben. Die Erlösung geht auf die Beseitigung aller staatlichen und socialen Übel, die Versöhnung auf die geistig-sittliche Reinigung und Wiederherstellung des Einzelnen, wie auf den friedlichen Ausgleich zwischen Mensch und Mensch im Hinblick auf den Allvater, den Gott der Liebe und Treue. Die Erlösung findet im Gottesreich, die Versöhnung am Versöhnungstag ihre Erfüllung.

Fassen wir nun unsere Darlegungen in wenigen Sätzen zusammen:

Die Beredsamkeit ist ihrem Wesen nach Kunst, ihr unerreichtes Vorbild ist die heilige Schrift; die Rhetorik, d. i. die Wissenschaft von ihren Gesetzen und Regeln haben wir erst im letzten Jahrhundert uns angeeignet; vorher, im Altertum und Mittelalter vollzieht sich bei uns die Geschichte der Kanzel und des Katheders ohne diese wissenschaftliche Rhetorik, lediglich von einzelnen Grundregeln geleitet.

Der Zweck der Kanzel ist die geistige und sittliche Erbauung, der Zweck des Katheders ist je nach dem Orte Forschung oder Belehrung. Durch den Inhalt aber erlangt unsere Kanzel und unser Katheder das eigentümliche Gepräge. Adonaj, Israel, Thora! ist unserer Rede Inhalt, der durch den Volksgedanken, den Völkergedanken und den Ichgedanken lebendige Gestaltung empfängt; die Wirksamkeit bestimmt die Idee der Erlösung und der Versöhnung.

Leuchtet durch diese Gedanken und Ideen unsere Kanzel und unser Katheder im Lichte des Judentums, dann wird sich auch durch sie das Wort bewahrheiten: Eure Weisheit und Einsicht wird man preisend anerkennen und man wird euch ein großes Volk nennen, berufen zum Heile und zum Segen für alle Völkerfamilien der Erde.

Mittheilungen aus dem Briefwechsel zwischen Zunz und Kaufmann.

Von

M. Brann.

II.

55*). Kaufmann an Zunz.

Am Rande notirt Zunz: erh. 19. Sept., beantw. 30 ejusd.

Ihr Brief, den ich bereits ungeduldig erwartet, ist mir hierher nachgeschickt worden; ich komme darum erst heute dazu, Ihnen zu schreiben. Trotz der Unsicherheit unserer militairischen Lage —

*) Die ersten 54 Briefe sind im vorigen Jahrgang S. 159—209 abgedruckt. Zur Berichtigung und Ergänzung habe ich noch folgendes hinzuzufügen. S. **161**, Anm. 3 die Zunz'sche Briefsammlung gehört der Zunzstiftung. — S. **169** im 11. Briefe, Zeile 10 f. muß es heißen: „Die Lüge wird ausgebaut und bewacht, die Wahrheit ꝛc." — S. **209**, im 54. Briefe, Z. 6 v. u. schlägt Herr Hofrat Prof. Müller in Wien vor, „Schauspiele" statt „Schauspiel" zu lesen. Damit wäre alles erledigt. — Während ich die Correctur lese, erhalte ich von meiner sehr verehrten Freundin, Frau Prof. Kaufmann, noch einundsechzig soeben von ihr aufgefundene Briefe Kaufmanns an Zunz aus den Jahren 1874—1881 (vom 9. VIII, 23. X, 8. XI u. 24. XII **1874**; 24. II, 9. u. 12. IV, 8. u. 28. V, 16. u. 18. VI, 7. u. 24. VII, 9., 19. u. 22. VIII, 3. u. 29. IX, 9. X u. 19. XI **1875**; vom 14. I, 17. III, 14. u. 26. IV, 10. u. 24. V, 21. VII, 8. u. 25. VIII, 18. IX, 5. X u. 5. XI **1876**; vom 17. u. 29. I, 20. III, 1. u. 27. IV, 21. V, 5. VII, 9. VIII, 7. IX, 14. u. 19. X **1877**; 6. u. 13. I u. 20. III **1878**; 16. u. 27. VII, 8. u. 15. VIII, 7. u. 17. IX, 15. X und 23. XII **1879**; 7. I, 12. V, 10. VI, 9. VIII, 5. u. 30. IX **1880** und Januar **1881**). Sie vervollständigen den Briefwechsel aus diesen Jahren und zeigen deutlich, wie es kam, daß der einsilbige und verbitterte Alte allmählich dem stürmischen Liebeswerben des Jünglings sein Herz öffnete. Ihre Veröffentlichung muß einer anderen Gelegenheit vorbehalten bleiben. Hier stelle ich nur in Kürze zusammen, was zur Erläuterung der bereits mitgetheilten Briefe unentbehrlich ist: Zu S. **169**, Anm. 1. Im Briefe Kaufmanns vom 8. Mai 1875 findet sich in der That eine Aeußerung über Zunzens Bibelkritik. Sie lautet wie folgt: „Ich bin ein jüdischer

ich bin Nachmann in der Ersatzreserve — habe ich mich entschlossen nach Paris zu gehen, um die Bibliothek und die Ausstellung, daneben wohl auch die Stadt kennen zu lernen. So bin ich nach

---

Theologe, aber niemals werde ich in die Niedrigkeit einstimmen, die zu Steinen statt zu Gründen greift, wenn man ihr mannhaft Unangenehmes ins Gesicht sagt. Ich habe Sie bereits inständigst um Ihre Ansicht über das Verhältniß von Judenthum und Bibelkritik gebeten. Meiner unmaßgeblichen Meinung nach, die mir freilich immer bestritten wurde, ist Wehe uns, wenn wir auf den Buchstaben bauen und den Wert unserer Lehre in das Alter ihrer Urkunden und Einrichtungen setzen. Vielleicht widert Sie dieses Gerede an. Was geht die Wissenschaft das Leben an? Aber —. Nun, von der Classicität der Darstellung abgesehen, hat Vieles mich überrascht, Manches aber mich irregemacht . . . . . Das Wägen und Zählen gewisser Ausdrücke, ich möchte das Ihre statistische Methode nennen, scheint mir für die Kritik keine genügende Wahrscheinlichkeit zu geben. Bei der Armut des überkommenen Sprachgutes, bei der Willkühr des Stiles, wie soll da ein vorkommender oder fehlender Ausdruck etwas beweisen? . . . . ." — S. **170.** Der erste Satz des 12. Briefes ist eine Antwort auf eine längere Bemerkung Kaufmanns (vom 18. Juni 1875), die mit den Worten beginnt: „Es ist unglaublich, von wie verschiedenen Seiten die Aufnahme von „Bibelkritisches" bedauert wird." — S. **172**, Anm. 2. Es ist von Dukes, Schire Schlomoh I (Hannover 1858) S. IV, Z. 1 die Rede. Den ganzen Commentar von Abu Sahal Ibn Tamim zum S. Jezirah hat jetzt eben M. Großberg (London 1901) herausgegeben. — S. **175**, Anm. 1 erklärt sich aus Kaufmanns Aeußerungen in dem Briefe vom 9. Oktober 1875: „Ich kenne einen deutschen Dichter, den Verfasser des Ahasverus, früher Redakteur der Deutschen Zeitung, der für Sie und Ihre Werke, wiewohl er dem Judenthum nicht sehr hold geblieben ist, die innigste Verehrung empfindet &c." und vom 19. November 1875: „Der Verfasser des Ahasverus heißt S. Heller und lebt in Wien . . . . Der sonst vortreffliche Mann verfolgt die sonderbare Schwärmerei, die Juden für das Verständniß des Christenthums zu gewinnen . . ." Vgl. noch S. 175, Anm. 5. — Aus dem letzteren Brief geht auch hervor, daß Direktor Lazarus derjenige war, der in einer Vorlesung gelegentlich die dem R. Ascher zugeschriebene oder untergeschobene Responsensammlung citierte. — S. **177**, Anm. 1 ist „vermuthlich" nach dem Briefe vom 14. Januar 1876 zu streichen. — S. **182**. Die Andeutung über die „preußischen Excellenzen" im 27. Briefe, Zeile 2, erklärt sich aus Kaufmanns Bemerkung in seinem Briefe vom 20. März 1877: „Als ich jüngst Stephans [des Generalpostmeisters] Vortrag las, der die Fremdwörter behandelt, merkte ich keine Bekanntschaft mit Ihren Deutschen Briefen und verfehlte darum nicht, ergebenst denselben darauf hinzuweisen. Ich erhielt die Antwort, daß er Auftrag gegeben habe, sie für die Bibliothek der Reichspost anzukaufen." — S. **183**, Anm. 5 ist „wohl" auf Grund des Kaufmann'schen Briefes vom 1. April 1877 zu streichen.

langer, unerquicklicher Fahrt Dienstag am 10. d. M. hier angekommen. Ich erkaufe hier meine Genüsse trotz alles Fahrens nur um den Preis großer Anstrengung und Ermüdung, so daß ich mich schon lebhaft nach Hause sehne und auch vor den Festen daselbst einzutreffen gedenke. Natürlich habe ich auch die Vertreter unserer Wissenschaft aufgesucht. Außer Derenburg, der auch in seiner Behausung den Akademiker verräth, scheint hier unter den Veteranen der jüdischen Litteratur, besser unter den Invaliden, große Noth zu herrschen. Wenn man bei Goldberg[1]) Luft schöpfen will, dann muß er seinen Empfangssalon auf einem anstoßenden Bleidach aufschlagen, wo ein Wald von Schornsteinen die Aussicht, ja den ganzen Horizont umschließt. Jetzt will die Allianz sich auch unseres Aschenbrödels annehmen und einen besonderen Fond für Ausgaben und litterarische Unternehmungen gründen. Joseph Halevi, der Reisende und Sprachforscher, ist die interessanteste Bekanntschaft, die ich gemacht habe. Er scheint mir zur rechten Zeit für die Assyriologie gekommen zu sein, aus der er eine semitische Domäne zu machen gedenkt. Alle Hirngespinnste Renan's über die „Inferiorität" der Semiten werden von ihm zerfasert werden. Er hat 1500 Fr. als Preis für die vergleichende Grammatik erhalten und dürfte früher oder später ins Institut gewählt werden. S. Sachs ist noch bei seiner Tochter in Gent. Ich kann Ihnen darum die Bogen seines natürlich nur angefangenen Katalogs nicht schicken. Vielleicht kommt er in diesen Tagen wieder, und ich werde mir dann die Blätter zu verschaffen suchen. Seit gestern ist Neubauer aus Oxford hier. In der Ausstellung war ich bereits zweimal. Da ich die Wiener gesehen habe, so hat die große Spielerei, mit Ausnahme des überwältigend schönen Palastes auf dem Trocadero, mich nur wenig überrascht. Es sind auch eine Reihe jüdischer Handschriften und synagogaler Kunstgegenstände ausgestellt. Von den letzteren ist sogar ein besonderer illustrirter Katalog herausgegeben worden. Sonderbar ist es, daß ein Jude den höchsten Triumph in der kirchlichen Malerei auf der Ausstellung davon getragen hat. Henri Lewi, so heißt der Maler, soll es oft gegen Albert Cohn ausgesprochen haben, wie sehr er es beklage, die Stoffe für seine Kunst nicht dem Judenthume entlehnen zu können. Auch ein Beweis, wie sehr diejenigen lügen, welche den Juden alle Begabung für die Kunst absprechen, wie Hr. Renan.

Ich hoffe also, vor ר"ה[2]) noch zu Hause zu sein. Sollte

---

[1]) Er lebte seit 1852 in Paris und starb daselbst am 3. Mai 1884.
[2]) Neujahr.

dies vorher mein letztes Schreiben sein, so wünsche ich mir, daß Sie auch im folgenden Jahre aus beruhigter Stimmung und ungeschwächter Kraft Ihr Wohlwollen bewahren und bekunden mögen Ihrem allezeit Sie innig verehrenden

Paris, Rue Mazarine 3, 17. Sept. 1878.

David Kaufmann.

56. Zunz an Kaufmann.

Da Gedalja 21 3/5 Millionen Stunden[1]) tot ist und mein Fasten ihn nicht ins Leben bringt, will ich den Tag trotz Beinschmerzen, und ungeachtet ich nichts zu erzählen habe, lieber zur Beantwortung Ihres Pariser Briefes benutzen. Ich beneide Sie nicht wegen der Strapazen einer Reise nach Frankreich, obgleich es immer besser ist, dies in der Jugend zu thun. Von Renan sprechen Sie zu viel; wäre ich ein so geschickter Windbeutel, wäre ich längst Akademiker. In Deutschland kommt nur ein reicher Jude in die Höhe; von den Gelehrten erfahren die Leser der Unterhaltungsblätter erst etwas, wenn er begraben ist. Der Maler Henry Lewi könnte in der jüdischen Leidensgeschichte Stoff genug für seine Kunst finden, freilich nicht genug christliche Käufer. S. Sachs[2]) pflegte früher mir seine Schriften zu schicken; ob es mit der neuesten der Fall sein wird, ist fraglich. Da der Stoff mir ausgeht, verabschiede ich mich mit der Bitte, Ihre Briefe nicht [nach] der Kürze der meinigen abzumessen.

Achtungsvoll und ergebenst

Berlin, 30. September 1878. Zunz.

57. Kaufmann an Zunz.

Zunz notirt am Rande: erh. 4. October; beantw. 21. ejusd.

Kojetein, 3. October 1878.

Ihr g. Schreiben ist mir nach Kojetein nachgefolgt, wo ich seit dem 27. September im Kreise meiner Lieben mich von allem Gesehenen und Erlittenen erhole. Die große Ermüdung, mit der ich Tag für Tag gestraft wurde, hat meinen rechten Fuß empfindlich angegriffen, Sie sehen, auch Jugend schützt vor schwachen Beinen nicht. Uebrigens kann ich mich meiner ganzen Knochen

---

1) 21 3/5 Millionen Stunden sind rund 2464 Jahre. Rechnet man so viel Jahre von 1878 zurück, so gelangt man in das Todesjahr Gedalja's 586 v. Chr. Vgl. die Zeittafel bei der Zunz'schen Bibel.

2) Er war Bibliothekar des Baron Günzburg in Paris und starb daselbst am 15. November 1892.

freuen, da der Zug, der eine Stunde vor dem meinen aus Paris abging, zwischen Toul und Liverdun elendiglich entgleist ist. Wir Nachfahrenden sind mit der Verspätung von vier Stunden davon gekommen. Mein vierzehntägiger Aufenthalt in Paris hat dazu hingereicht, Stadt und Menschen, Bibliothek und Ausstellung kennen zu lernen. Ich habe zwar nicht alle sog. Sehenswürdigkeiten wie eine vorgeschriebene Litanei durchgenommen, aber das Bedeutende glaube ich wohl gesehen zu haben. Uebrigens hat mich stets die stille Hoffnung geleitet, daß ich wohl noch einmal Manches werde nachholen können. Die Stunden auf der Bibliothek haben eben den besten Theil des ohnehin kurzen Tages in Anspruch genommen. S. Sachs war mehrere Monate bereits in Aachen und Gent, als ich in Paris ankam, und ist auch während meiner Anwesenheit in dieser Stadt nicht zurückgekehrt. Wie mir B. Goldberg mittheilte, ist S. unheilbar krank und leidet fürchterlich, da er am Stehen und Sitzen gehindert ist. Er schreibt liegend, wenn er überhaupt schreibt. Der Katalog[1]) ist eine Arbeit früherer Jahre und ist über die drei ersten Bogen nicht hinausgekommen. Ich habe auch die Günzburgsche Sammlung nicht sehen können, da durch die schwebenden Erbschaftsverhandlungen der Zutritt Fremden verwehrt sein soll und außerdem noch die Schlüssel nicht zu finden waren. Ich ließ durch den Sekretair der Allianz, Herrn Loeb, ein Exemplar des Katalogs von Günzburg selbst verlangen, ich habe aber die Antwort nicht mehr abwarten können. Jetzt wird sich übrigens einer der jungen Barone selbst mit der jüdischen Wissenschaft befassen und M. Ibn Esra's Tarschisch herausgeben[2]). Wie wird der schwermüthige Mann aufgeheitert werden, wenn er vernimmt, daß ein Baron sich seiner Reimspiele angenommen hat. Vivat sequens, möchte man ausrufen, aber weder die Barone noch die Freunde der jüdischen Litteratur sind unter den Juden so häufig anzutreffen. In Versailles hat mir eine mir unbekannte Arbeit von Ihnen die höchste Freude bereitet. Z. Kahn, der grand Rabbin von Paris, hat mir nämlich auf seiner Villa den Brief vorgelesen, mit dem Sie Geiger heimgeleuchtet haben, und der jetzt in seiner Biographie[3]) abgedruckt ist. Haben Sie Ihre übrigen Briefe an G. nicht aus dem Nachlaß zurückverlangt oder erhalten? Es dürfte wohl deren eine ziemliche Anzahl vorhanden sein.

---

[1]) Es handelt sich um den Katalog der hebr. Codices im Besitz des Baron Horace Günzburg.

[2]) Dies geschah in der That durch den Baron David Günzburg, aber erst im Jahre 1887.

[3]) Geiger, Gesammelte Schriften V, S. 184.

Bei meiner Heimkehr bin ich über eine Angelegenheit beruhigt worden, die mich in Paris beunruhigte. Ich fand nämlich, daß an maßgebender Stelle gegen Herzberg in Jaffa eine große Mißstimmung herrsche, die von den ernstesten Folgen für den armen Mann sein konnte. Er antworte nicht, selbst wenn man wiederholendlich bei ihm anfrage, begehe unverbesserliche Fehler, befolge nicht die Rathschläge des Central-Comité's und was ähnlicher Anlässe zu Vorwürfen und Anschuldigungen mehr ist. Herzberg schreibt mir aber, daß er jetzt die Leute aufklären werde, es habe ihm nur bisher widerstrebt, über sein Leisten Bericht zu erstatten und für sich selber ins Horn zu stoßen. H. gehört zu den Charakteren, die man heute nicht mehr versteht, und die darum schlecht in eine so abhängige Stellung passen, wie er sie leider einnimmt.

Mein Freund Bacher ist trotz aller babylonischen Agadisten als Feldrabbiner einberufen worden und fungirt seit etwa zwei Wochen in Brood. Vorstellungen beim Ministerium haben nichts geholfen. Gleichwohl hoffen wir, daß er bis zur Eröffnung unsres Semesters zurückgekehrt sein wird. Ich selber bin unter fortwährender Angst von einem ähnlichen Schicksal — aber als gemeiner Soldat — ereilt zu werden, in Paris eigentlich widerrechtlich gewesen. Der Erfolg (?) unserer Waffen hat die allgemeine Mobilisirung, G. L., zum Stauen gebracht, so daß ich — besonders als Nachmann in der Ersatzreserve — diesmal mit dem Schrecken davon gekommen sein dürfte. Ich bleibe bis zum 20. d. M. in Kojetein (Mähren) und wäre glücklich, noch hierher einen günstigen Bericht über Ihr Befinden zu erhalten. Möge Sie mit diesen Zeilen nicht allzusehr belästigt haben

Ihr Sie allezeit innig verehrender

David Kaufmann.

58. Zunz an Kaufmann.

Obgleich ich wegen Unwohlseins die letzten 24 Tage die Wohnung nicht verlassen, habe ich doch mit der Erde $\left(\frac{24}{4}\right)^4$ Millionen Ellen im Weltenraume zurückgelegt, aber nichts erfahren, was des Wiedererzählens werth wäre. Daß Schleiden in der Schilderung der Leiden der Juden von meiner vor 23 Jahren erschienenen synagogalen Poesie nichts weiß und noch aus jüngeren Autoren schöpft, ist in der Ordnung: A. 1994 bekommen die Leser der Gartenlaube meine Biographie; Juda Lewi, Raschi und noch viele andere und größere als ich קטן[1]) mußten noch länger warten. Die Be-

---

[1]) Knirps.

schreibung Ihres Pariser Aufenthaltes hat mich lebhaft interessirt, auch an meine Reisen dort erinnert: doch was mich an Früheres erinnert, thut mir weh. Ich lebe von der Litteratur so abgeschieden, daß ich nur durch Steinschneider oder Briefe etwas erfahre: erzählen Sie mir darum immer von Neuigkeiten, — versteht sich, wenn Zeit und Befreiung von der Fahne es erlauben. Meine Briefe an Geiger liegen wahrscheinlich in meinen Schränken; von S. Sachs Katalog[1]) weiß ich nichts. Mein linker Fuß konnte mehrere Wochen keinen Stiefel vertragen: auch heute, obgleich ich ausgegangen, ist die Ordnung nicht hergestellt und jener Fuß nicht social. Dies letztere Wort mahnt mich an Kammerverhandlungen, d. h. an Stillschweigen, und so schließe ich mit dem Wunsche, daß Sie gesund nach Pest zurückkehren und in nicht langer Pause mit einem Briefe bedenken den Ihnen achtungsvoll ergebenen

Berlin, 21. October 1878. Zunz.

59. Kaufmann an Zunz.

Am Rande notirt Zunz: beantw. 26. November.

Budapest (Königsgasse 46, I) 25. October 1878.

In einer Morgenstunde, bevor ich zu Amtsgeschäften und anderen Arbeiten übergehe, beginne ich diesen Brief, da ich Ihnen dafür meinen Dank schulde, daß Sie noch in der ersten Woche meines hiesigen Aufenthaltes mich erfreut haben. Seit Montag, den 21. d. M. Abends, bin ich wieder in Pest. Der Unterricht beginnt erst Sonntag, allein Aufnahmsprüfungen und Conferenzen haben meine Zeit mehr in Anspruch genommen, als dies amtlich während des Schuljahres zu geschehen pflegt. Die Gymnasialklassen haben neue Lehrer erhalten, und ich darf wohl die Hoffnung aussprechen, daß diese Vorbereitungsschule immer mehr der Höhe des deutschen Gymnasiums sich nähern und die unglaubliche Liederlichkeit hiesiger Schulen abstreifen wird. Da die Aufnahme wieder einen erklecklichen Zuwachs ergeben hat, so kann der Anstalt ein ruhiges, sicheres Wachsthum nicht abgesprochen werden. Es melden sich sogar bereits die Söhne unserer Feinde. Oesterreichs Mißgeschick betrifft auch unsere Anstalt, da die bosnischen Wirren die Einziehung Professor Bacher's zur Folge hatten, den nunmehr das Kriegsministerium trotz wiederholter Gesuche um Entlassung nicht herausgeben will. Es soll jetzt noch ein directer Schritt beim Kaiser oder eine Audienz beim Reichskriegsminister versucht werden.

Ich habe stets als ein Gleichgültiger von staatlichen Dingen gelesen; die neue Wendung in den Geschicken Oesterreichs hat je-

[1]) Vgl. oben S. 124, Anm. 1.

doch auch mich ein wenig ergriffen. Wer heute mit fühlendem Herzen den Gang der Politik betrachtet, lernt vor allem die gepriesene Civilisation unserer Tage als Lüge verachten und möchte lieber auf einer weglosen Insel als in einem modernen Staate leben. Unser Parlamentarismus ist das Spielzeug für große Kinder, die Mündigkeit der Völker gehört dem Reiche der Fabel an. Hierin liegt eine Empfehlung der Wissenschaft. Wenn auch diese vielfach nur die Geschichte alter Thorheiten zu Tage fördert, so hat sie doch vor dem Leben und der Beschäftigung mit der Gegenwart den Vorzug, daß uns die lebendige Thorheit nahegeht und die Vorgänge des Augenblicks unser Herz in Mitleidenschaft ziehen. Ich kehre wenigstens mit immer neuer Vorliebe zu meinen Büchern zurück und freue mich einer so lebensvollen Forschung wie der jüdischen meine Kräfte widmen zu dürfen. Die Auferstehung unserer Geschichte aus dem Grabe der Handschriften hat für mich einen dramatischen Reiz. Ich bin [mit] allem, was Firkowitz gesündigt, durch die Erinnerung an all das Herrliche, ausgesöhnt, was er uns geschenkt hat. Jetzt will Harkavy[1]) die Fragmente Samuel Hanagids herausgeben, der für die jüdischen Gelehrten seiner Zeit mehr Verständniß hatte als die Veziere Oppenheim und Bleichröder. Derenburg[2]) wird endlich die alte Schuld an den „geflügelten" Ibn Ganach abtragen, indem er seine grammatischen Schriften im Urtexte herausgiebt. Mit Neid blicken Gabirol, Jehuda Halevy und Mose Ibn Esra auf ihre bevorzugten Genossen im Weinberge der heiligen Sprache. Luzzatto ist vor der Zeit hingerafft worden, S. Sachs, der für Gabirol noch Großes versprochen hat, soll an einem schweren, fast hoffnungslosen Leiden kranken, und diejenigen, welche einen hebräischen Dichter mit Verständniß herauszugeben vermöchten, sind gar spärlich und dünn gesäet. In den letzten Tagen haben mich Lebrechts Worte über Mendelssohns Geburtsjahr beschäftigt. Kann der Fehler nicht auf dem Grabstein eingemeißelt sein[3])? Das scheint übrigens alte Waare zu sein, da noch darin Ihre alte Adresse angegeben ist. Matrikel und Mohelbuch ist ja kaum mehr vorhanden, um die Sache zu entscheiden. Schwerlich dürfte dieser Irrthum, wenn er besteht, so vielen Forschern, darunter Ihnen selbst, entgangen sein.

---

[1]) Im Jahre 1879 erschien das Buch als Bd. I seiner „Studien und Mittheilungen aus der Kaiserl. öffentl. Bibliothek zu St. Petersburg" in hebr. Sprache.

[2]) Es erschien 1880 unter dem Titel: „Opuscules et traités d'Aboul-Walid Mervan Ibn Djanah de Cordoue. Texte arabe avec une traduction française" in Paris.

[3]) Vgl. Allg. Zeitung des Judenthums 1878, S. 556. 566.

Ich wünsche Ihnen freie Beweglichkeit für das linke Bein, wie ich derselben für mein rechtes bedarf. Mögen Sie ungestört im Freien sich ergehen können und bald mit dieser Nachricht erfreuen Ihren, Sie allezeit verehrenden David Kaufmann.

60. Zunz an Kaufmann.

Ich habe gar nichts zu melden und dennoch schreibe ich gleich den Privilegirten, die essen, trinken, spielen, reisen und schlafen, Regieren nennen. Sie haben eine Thätigkeit und sind jung und gesund; was soll ich, dem diese drei Güter fehlen, melden? In Firkowitsch waren zwei widerstrebende Kräfte: die Liebe zur Litteratur und die Dienstbeflissenheit für Karäismus; wo letztere die Oberhand hatte, da ward F. ein Fälscher. Der Schriftsteller Eberty hat 50 Jahre seines Lebens[1]) geschildert und zu sagen vergessen, daß er ein geborener Jude, ein Nachkomme von Ephraim[2]) ist. Im Hause seiner Tante, Mad. Saisette Herz, war ich hier drittehalb Jahre Lehrer[3]). Die heutigen jüdischen Barone stehen außerhalb der Wissenschaft: Leute meines Schlages kennen sie gar nicht: sie lesen auch deren Bücher nicht. Wir Autoren werden ihnen erst ein Jahrhundert später bekannt. Moses wird heute abgebildet und verfabelt. Seine Zeitgenossen hätten ihn beinah gesteinigt. Aus diesen Nachrichten, die nichts Neues sind, mögen Sie wohl beurtheilen, wie arm und unproductiv mein jetziges Leben ist, so daß ich um Entschuldigung bitten müßte, mit so leeren Briefen zu vergelten. Um also nicht Sünde auf Sünde zu häufen, gebiete ich der Feder, sich zur Ruhe zu begeben. Auch für mich habe ich diesen Wunsch; allein ehe solcher erfüllt wird, hoffe ich noch ein Schreiben zu erhalten, das allerlei Interessantes meldet dem Ihnen mit Achtung und Theilnahme ergebenen

Berlin, 26. November 1878. Zunz.

61. Kaufmann an Zunz.

Am Rande notirt Zunz: erh. 1. Dez., beantw. 27.

Bpest, 29. Nov. 1878.

Ich war schon im Begriffe, Ihr langes Stillschweigen durch eine erneute Herausforderung zu brechen, als Ihr w. Schreiben

---

[1]) In seinen „Jugend-Erinnerungen eines alten Berliners“ (Berlin 1878).

[2]) Nämlich dem Münzjuden Veitel Ephraim.

[3]) Und zwar von Mitte November 1815 bis zum 28. März 1818, vgl. Maybaum, Aus dem Leben von Leopold Zunz, S. 3, woselbst hiernach: „wahrscheinlich“ zu streichen ist.

eintraf. Wenn ich Sie um eine Liebe bitten darf, so ist es die, die Pausen zwischen Ihren Antworten ein wenig zu verkürzen. Vor allem muß ich mit einer Frage herausrücken. Aus einer Anzeige erfuhr ich, daß in der allgemeinen deutschen Biographie einige Artikel von Ihnen herrühren. Wenn dies der Fall ist und etwas bereits gedruckt worden, so würden Sie mich erfreuen, wenn Sie die betreffenden Artikel bezeichnen wollten. Haben also die Herren doch den Weg in Ihre Einsamkeit gefunden? Ich für meinen Theil muß es übrigens bestreiten, daß Ihr Name wenig gekannt sei. Vor Allem muß man zugestehen, daß wahre, strenge Forscher auch in den übrigen Wissenschaften der Menge unbekannt bleiben. Was weiß der gebildete Pöbel von F. A. Wolf, Gauß, Weber u. A.? Wenn nicht die Lüsternheit dabei ein wenig ihre Rechnung fände, wären Darwin's und Häckel's Schriften ebenso ungelesen. Die Juden sind nicht einmal die ersten. Wer weiß unter den Gojim vom Doctor Angelicus[1]), aber wer unter uns kennt nicht den Namen des „Rambam"[2])! Daß man mit jedem Jahrhundert den Ihren mehr schätzen wird, liegt in der Natur der Sache und gehört doch nicht gerade zu den Unerträglichkeiten. Ich wage sogar die Behauptung, daß noch nie ein Jude beim Leben von seinen hartnäckigen Volksgenossen so ungetheilte Verehrung gefunden als eben Sie. Mich hat es jüngst tief gerührt, als S. Sachs etwas spät Ihres Geburtstages mit glühenden Worten im Hamagid[3]) — haben Sie die Nummer erhalten? — gedachte. Der geniale Mann läßt übrigens keine Gelegenheit vorübergehen, ohne seiner kindlichen Verehrung für Sie Ausdruck zu geben.

Weniger gefällt mir die Art in der jüngst in seiner neuesten Marktarbeit, der große, kleine Cassel[4]) sich über Sie ausgesprochen hat. Wann werden unsere Schreiber die Persönlichkeiten aus dem Spiele lassen? War es nöthig Rapoport nach dem Tode in einem Handbuch zu beschimpfen[5])? Hier hat man es übel aufgenommen, daß er unsere Anstalt, die erste jüdische Regierungsschule in Oesterreich, an der er so dienstbeflissen „fetirt" wurde, so neben hin be-

---

1) Thomas v. Aquino.

2) = Maimonides.

3) Bd. XXII, S. 321.

4) Cassel, David, Lehrb. der jüdischen Geschichte und Litteratur, S. 522 f. Ich kann übrigens daselbst in seinen Aeußerungen nichts Ungebührliches finden.

5) Gemeint ist wohl die Bemerkung S. 522 oben. Sie mag unangebracht sein. Aber als eine „Beschimpfung nach dem Tode" wird sie doch wohl kaum zu gelten haben.

handelt[1]). Diesen Vorwurf halte ich jedoch nicht für gerechtfertigt. Haben Sie Lebrecht über Mendelssohn erhalten? Ich werde in diesem Jahre kein Programm zu schreiben haben und arbeite darum ruhig an meinen Vorlesungen, in der Geschichte über den Nagid, in der Religionsphilosophie über Abraham Ibn Daud. In Berliners אוצר טוב[2]) habe ich das Trostschreiben Chananels veröffentlicht, von dem ich Ihnen bereits berichtete. Ist es nicht sonderbar, daß der Nagid nicht den Ehrgeiz gehabt haben sollte, Piutim zu dichten? Sie haben ihm in der L. G. kein Stück sicher zuerkannt[3]). Ich arbeite viel und angestrengt. Nur selten verbringe ich einen Abend außer dem Hause. Jüngst ist mir bei einer Freundin Johann Jakoby's die Frage aufgestoßen, ob Sie mit diesem Manne, der jetzt in Königsberg so arg verunehrt wurde, in Berührung gekommen sind. Ich brauche jetzt meinen Collegen Bacher nicht mehr zu vertreten, da er seit 10 Tagen wieder hier ist und der König wohl nächstens seine Entlassung anordnen wird.

Wie hat dieses unzeitige Frühlingswetter auf Ihre Gesundheit eingewirkt? Pflegen Sie noch regelmäßig den Linden treu zu sein. Wie gern wollte ich mündlich Ihre Antwort hören. Indessen erfreuen Sie jedoch wohl mit Ihren Zeilen Ihren Sie ewig verehrenden D. Kaufmann.

62. Zunz an Kaufmann.

Daß Sie auf eine Anfrage von mir eine Antwort wünschen, ist für meine magere Correspondenz ein günstiger Umstand; sonst hätte ich nichts zu melden. In der allgemeinen deutschen Biographie Buchst. F. S. 268 u. f. sind von mir mehrere jüd. Autoren namens Fränkel kurz beschrieben. Was Sie über Cassel schreiben, ist mir nicht recht klar; ich weiß nicht, welches Buch und welchen Artikel Sie meinen: ich kenne von S. Cassel[4]) nur den vor zehn Jahren erschienenen Leitfaden. Vom המגיד[5]) habe ich kein Blatt erhalten. Mit Joh. Jakoby habe ich nie in Verbindung gestanden, und ihn höchstens zwei oder dreimal gesehen. Ueber meine Gesundheit kann ich nichts berichten, da sie nicht vorhanden ist; der gebrechlich gewordene Körper und die freudenlose Seele werden schon für mein seliges Ende sorgen. Schade, daß ich die Artikel

---

[1]) A. a. O. S. 519.

[2]) Ozar tob, Hebr. Anhang zu Berliners „Magazin für die Wissenschaft des Judenthums". Vgl. Braun, a. a. O. Nr. 89.

[3]) Vgl. daselbst S. 186.

[4]) Vermuthlich nur ein Schreibfehler für D. (= David) Cassel. Der „Leitfaden" erschien in der That 1868 zum ersten Male.

[5]) „Hamagid".

nicht zu lesen bekomme, die von Zunz ז"ל[1]) reden: Hiermit schließe ich den mageren Brief, von Ihnen bald einen fetten erwartend an den Ihnen achtungsvoll ergebenen

Berlin, 27. December 1878. Zunz.

63. Kaufmann an Zunz.

Zunz notirt am Rande: beantw. am 27. Januar.

Bpest, 30. Dezember 1878.

Vor Allem will ich dem heißen Wunsch Ausdruck geben, daß es mir vergönnt sein möge, Briefe von Ihnen zu erhalten, die aus gesünderer Verfassung und froherer Stimmung heraus geschrieben würden, als es der letzte war. Ihre Trauer hat mich mit tiefem Schmerze erfüllt. Doch, da Sie mir selber den Weg weisen, Sie zu häufigeren, weniger düsteren Mittheilungen zu bewegen, so will ich weiter den Muth nicht verlieren und Sie mit Fragen behelligen. Sie sprechen an mehreren Stellen von dem Psalter M. Ch. Luzzatto's, den in Prag ein altes Weib bewahrt[2]). Der Name desselben wird von Ihnen nicht angegeben, da ich jedoch erfahren habe, daß der Drache[3]), wie Sie sagen, Frau Zappert hieß, in Prag jedoch von dieser Thatsache nichts mehr bekannt zu sein scheint, so bitte ich Sie, hochverehrter Herr Doctor, mit Ihren Erinnerungen oder Aufzeichnungen mir nachzuhelfen und über die Besitzerin der Handschrift und deren Geschichte, wenn möglich, Näheres mitzutheilen. Ich sprach in meinem letzten Brief von D. Cassel's Handbuch[4]) der jüdischen Geschichte (Brockhaus 1878), wo Ihnen und Rapoport ein Kapitel gewidmet ist. Um Ihnen einen Vorschmack der Artikel zu verschaffen, die, wie Sie sagen, einst erscheinen werden, will ich Ihnen den angekündigten Brief S. Sachsens schicken, der, wie Sie sehen werden, heute schon klar weiß, was der Name: Leopold Zunz bedeutet und mit dieser Wissenschaft nicht vereinzelt dasteht. Wenn er trotz meiner wiederholten Bemühungen das Fragment des Günzburg'schen Katalogs Ihnen noch immer nicht geschickt hat, so kann dies nur in seiner schweren Krankheit den Grund haben. Leider habe ich den Mann während meines Aufenthaltes in Paris nicht persönlich kennen gelernt; Sie würden die Bogen sonst längst erhalten haben.

Ich glaube Ihnen mitgetheilt zu haben, daß Herzbergs Stellung in Jaffa unsicher, vielleicht gar unhaltbar geworden ist. Der Mann

---

[1]) seel. Andenkens.

[2]) z. B. Monatstage, S. 26: „ein Cherub in Gestalt einer Witwe".

[3]) Den „Drachen" finde ich im Augenblick nicht.

[4]) „Lehrbuch" ist vielmehr gemeint.

ist eine zu sehr selbstständige Natur, als daß er sich in eine Lage finden könnte, in der man hauptsächlich darauf bedacht sein muß, recht ruhmredige Berichte an die Gesellschaft zu schicken, die ihn dahin gesetzt hat. Er scheint sich auch nicht an die Weisungen zu halten, die ihm von Paris aus zugehen, und handelt nach eigenem Ermessen. Trotz der großen Schätzung, die auch das Central-Comité für seine Fähigkeiten und seinen Character hegt, dürfte es kaum gelingen, ihn für diese Stelle zu erhalten. Es hat nicht geringe Opfer gekostet, ehe er zu dieser Reise und zu diesem Exil sich entschlossen hat; ein Kind ist auch ein Opfer des Klimas geworden, und nun, da sie mit harter Noth sich ein wenig eingerichtet haben, soll die Stellung wieder erschüttert sein. Hoffentlich besinnt sich der sonst unbeugsame Mann, ehe er von Neuem sich in die Verzweiflung stürzt, die ihn aus Berlin trieb.

Für mich hat seit gestern, nach achttägiger Unterbrechung, die Arbeit in der Schule wieder begonnen. Am ersten Sonnabend dieses Chanuka hielt ich in unserer Synagoge eine Predigt, da ich von Zeit zu Zeit meiner Pflicht als Lehrer der Homiletik nachzukommen trachten muß. Ich bin dadurch, daß ich mir Handschriften aus Oxford, Wien, Berlin und Petersburg in der Meinung kommen ließ, daß ich in diesem Jahre das Programm unserer Anstalt werde liefern müssen, sehr in Anspruch genommen. Aber es freut mich auch diese anstrengende Arbeit, da ich dadurch Material für lange Zeit zu sammeln in der Lage bin. Es sind meist arabische Philosophen, mit denen ich mich jetzt in Originalen und Uebersetzungen beschäftige. Erfreuen Sie bald mit freigebiger Antwort Ihren in unwandelbarer Verehrung Ihnen anhangenden David Kaufmann.

Am Ende von Zunzens Hand die Notiz: 7. Juni 1852 geb.[1]).

64. Zunz an Kaufmann.

Da ich gar nichts, was interessiren könnte, mitzutheilen habe, will ich wenigstens Ihre Frage über die Fabel von Frau Zappert dahin beantworten, daß ich davon hörte, als ich vor 43 Jahren in Prag wohnte. Wahrscheinlich ist die Frau längst tot; keiner in Prag weiß von den angeblichen Mss. Und ich halte das Ganze für eine müßige Erfindung, dergleichen in Böhmen nicht selten sind. Ich glaube nicht, daß Sie etwas Anderes erfahren werden, falls

---

[1]) Kaufmanns richtiger Geburtstag war, wie Rosenthal a. a. O. S. V, Anm. nachgewiesen hat, Sonntag, 19. Siwan 5612 = 6. Juni 1852. Allerdings hat er stets den 7. Juni als seinen Geburtstag gefeiert. So schreibt er auch selbst in dem Briefe an Zunz vom 8. XI 1874. „Ich bin am 7. Juni 1852 zu Kojetein in Mähren geboren.“

Sie etwa eine Anfrage dorthin richten. Das gedruckte Lob von S. Sachs habe ich gelesen, jedoch ist es der hiesigen Akademie wohl nicht wichtig genug, mich dieserhalb zum Mitgliede zu ernennen. Hätte ein גוי[1]) meine Bücher geschrieben, wäre er längst alles Mögliche. Daß Sie aus den Bibliotheken von Oxford u. a. m. Mss. erhalten haben, wundert mich; da es arabische Philosophen sind, mag Muhammed ihnen eine Belohnung gewähren; von jüdischen Aristokraten dürfen Sie nichts erwarten. Herzberg ist zu selbstständig; dazu gehören Millionen. Ich weiß das aus eigener Erfahrung, zumal ich denselben Fehler habe.

Da ich mehr als ich wollte, geplaudert, ohne interessant zu seyn, so bin ich so human, meinen Brief zu schließen. Bleiben Sie rüstig und wohl gestimmt und denken dann und wann an den zu nichts mehr tauglichen, Ihnen achtungsvoll ergebenen

Berlin, 27. Januar 1879. Zunz.

65. Kaufmann an Zunz.

Zunz notirt am Rande: beantw. 5. März.

Bpest 31. Januar 1879.

Es führt zu nichts, wenn ich Sie der Inhumanität zeihe, daß Sie die Verkürzung Ihrer Briefe für „human" halten, aber eines mögen Sie versichert sein, daß es für mich, wenn es nur Ihnen nicht schwer fällt, nichts Theureres, um nicht mit Ihnen zu sagen „Interessanteres" giebt als jedes Wort Ihres Briefes, der für mich stets eine Beglückung ist. Nach dieser gewiß sehr überflüssigen Erklärung gehe ich dazu über, durch einige Ihre eigenen Arbeiten betreffende Fragen zu rascherer Antwort Sie herauszufordern. Da hat jüngst Jemand in einem Beiblatt des Magid die Entdeckung gemacht, daß in den Tosafot auch ein Weis aus אפרק citirt werde, was allen Verfassern von Tosafistenverzeichnissen entgangen sei. Daß er längst in Ihrem „Zur Geschichte"[2]) genannt ist, wußte der gute Mann nicht. Haben Sie aber seit dem vielleicht herausgefunden, was es für ein Ortsname sei und wie der Autor eigentlich hieß? Weis ist mir als Bezeichnung für Ephraim nachgewiesen worden, wonach auch dieser unter die Ephraim des Mittelalters L. G. 618 aufzunehmen wäre. Auch war in demselben Blatte eine Frage nach einem Sohne Raschi's, Abraham, zu lesen, über den recht alberne Vermuthungen vorgebracht werden. Sabbatai Bassista citirt nämlich s. v. Euklides diesen fraglichen Mann, in

---

1) Christ.

2) S. 56. So ist auch im Namen-Register (S. 607) statt „36" zu lesen.

dem ich den Abraham b. Isaak Jarchi (s. Steinschneider[1]), Cat. München, p. 12), den Commentator des Euklid, erkennen zu dürfen meine. Sie haben wohl auch irgendwo von diesem Abraham gesprochen, ich habe aber bisher vergeblich danach gesucht. Sollten Sie eine andere Lösung für richtig halten, so bitte ich, mir sie mittheilen zu wollen. Mir hat Jemand erzählt, er wäre mit Rapoport bei der Zappert gewesen und hätte da in die Handschrift Luzzatto's Einsicht nehmen können. Nach Ihren Mittheilungen muß ich das Zeugniß verdächtigen. In den „Monatstagen“ verwandeln sie zwar die Alte in einen Cherub[2]) aber an ihrer Existenz scheinen sie nicht gezweifelt zu haben. Ist Ihnen während Ihres Prager Aufenthaltes die Zappert selbst bekannt worden? Hängt die Geheimthuerei der Frau, wenn sie wahr ist, nicht mit der sabbatianischen Bewegung zusammen, die auch in Prag in weiten Kreisen um sich gegriffen haben soll? Da ich eben der „Monatstage“ erwähnte, so erlauben Sie mir wohl die Frage, ob Sie mit Mannheimer in Freundschaft gelebt haben, da hier Jemand aus Ihrer kurzen Erwähnung seines Namens in dieser Schrift[3]) das Gegentheil folgern wollte. Fast scheint es mir, als ob es mit den Akademieen und ihrer Mitgliedschaft nicht besser als mit dem Adel erginge. Man wird eben nicht ohne eigenes Hinzuthun geadelt. Dazu kommt, daß die jüdische Wissenschaft noch immer als etwas betrachtet wird, um das sich die Juden selbst kümmern sollen, wovon man also auch gar keine Kenntniß zu haben braucht. Wenn aber die Wissenschaft nichts gilt, so können auch ihre besten Träger keine Anerkennung finden. Hierzulande scheint es ein wenig besser zu stehen. So hat jüngst das Ministerium für Kultus und Unterricht in seinem amtlichen Berichte über die Entwicklung des Schulwesens in Ungarn auch unserer Anstalt in sehr auszeichnender Weise gedacht. In Deutschland schießt augenblicklich der Weizen der Unduldsamkeit und Verfolgungssucht munter in die Halme. Wenn es den Schreiern nachgehen wollte, so würden wohl auf die Socialisten die Juden gefolgt sein. Hier adelt man die Juden, vierteldutzendweise auf einmal, ... vor Allem. . . . . Hier spricht man von nichts, als von der Pest. Die segenverbreitende Aufgabe Rußlands ist durch den neuesten Seuchenherd nur allzu anschaulich illustrirt worden. Hoffentlich wird die Langsamkeit des Würgengels an der Unthätigkeit der Regierungen sich ein Beispiel nehmen.

In Erwartung baldiger Antwort bleibe ich Ihr Sie innig verehrender David Kaufmann.

1) Vgl. jetzt desselben hebr. Uebers. S. 508.
2) Vgl. S. 131, Anm. 2.
3) S. 13.

66. Zunz an Kaufmann.

Damit mein leerer Brief nicht das volle Studium Ester störe, soll er vor Purim in Ihren Händen seyn, aber leer bleibt er darum doch, da ich weder was erlebe noch was thue, das mittheilenswerth ist. Ueber וויים[1]) weiß ich nichts; von der Zappertfabel habe ich in meinem jüngsten Briefe gesprochen; von der Zappert weiß ich nichts. Mit Mannheimer war ich, so lange er lebte, und mir bekannt war, eng verbunden[2]); auch Spinoza habe ich in den Sterbetagen kurz erwähnt. Ein wissenschaftlich thätiger Jude gilt bei reichen Juden nicht viel mehr als ein Bettler oder חזן[4]); für Christen existirt er gar nicht oder ist ein Feind. Die russische Pest ist eine halbe Fabel, die Zunahme der Abgaben aber eine ganze Wirklichkeit. Für mich, der bald in jenem עולם[5]) sitzen wird, sind alle diese Dinge und die sie besprechenden Zeitungsplaudereien rein mythologische Artikel. Das von mir in die Acht erklärte unterbreiten[6]) ist, Dank den Zeitungsschreibern, völlig eingebürgert, also keine Fabel. Eigentlich sollte ich hier mein Schreiben schließen, da ich nichts Vernünftiges mehr hinzuzufügen weiß; ich lasse noch einige Zeilen folgen, blos um nicht mit einem zu kurzen Briefe von Ihnen getroffen zu werden. Was das zunehmende רשעות[7]) betrifft, so habe ich ähnliche Reactionsperioden schon dreimal erlebt: . . . . erst משיח[8]) kann diesen Zustand ändern. Da ich das nicht erleben werde, will ich auch nicht länger langweilen. Gedenken Sie freundlich des Ihnen achtungsvoll ergebenen

Berlin, 5. März 1879. Zunz.

67. Kaufmann an Zunz.

Zunz notirt am Rande: beantw. 25. April.

Bpest, 12. März 1879.

Trotz mehrerer freier Tage gelange ich erst jetzt dazu, Ihren mir so erfreulichen Brief zu beantworten. Zuerst galt es, Amalek

---

[1]) Weis, vgl. S. 133, Anm. 2.
[2]) Vgl. Maybaum, Aus dem Leben von Leopold Zunz S. 9. 10. 38. 39. 40 ff. 43.
[3]) S. 9.
[4]) Cantor.
[5]) = in jener Welt.
[6]) Deutsche Briefe, S. 31.
[7]) Judenhaß.
[8]) Der Messias.

zu besiegen, den ich am letzten Sonnabend gründlich abfertigte. Auf die Predigt folgte der Purim mit seinen Einladungen und Störungen ..... Auf meine Frage in betreff des angeblichen Sohnes von Raschi bitte ich Sie, wenn Sie dieselbe — ich meine die Stelle bei Bassista — behandelt haben, zurückkommen zu wollen. Hier habe ich jüngst einen Greis, Professor Menzel, gesehen, der Sie besucht haben will, um von Ihnen über eine aus Ungarn bezügliche Notiz Aufschluß zu erhalten. Er soll in seinem Werke sich auf Mittheilungen von Ihnen berufen. Auch von R. Ahron Burgheim, der mit Ihnen bekannt gewesen sein soll, habe ich jüngst Ausführliches gehört. Er ist hier auf dem alten Friedhof beerdigt. Ist es wahr, daß Ihre Notizen über die Bibliothek der Brüder Rosenthal [1]), von diesem fahrenden Gelehrten stammen? Diese Sammlungen sind leider in alle Winde zerstoben. Ich habe Aussicht, wenigstens den Katalog von Elia Rosenthals Bibliothek bekommen zu können. Die zahlreichen Briefschaften wurden fortgeschleppt oder verbrannt. Und dabei ist etwa das Erbe nicht verfremdet worden, sondern auf einen Sohn übergegangen. Eine bedeutende Büchersammlung unter Privaten besitzt jetzt hier nur Rabb. Brill, der während seiner Studienzeit in Berlin in Ihr Haus zu kommen pflegte.

Ueber Ostern möchte ich zu meinen Eltern reisen. Vielleicht erfreuen Sie noch vorher mit neuen Mittheilungen Ihren Sie allezeit verehrenden

David Kaufmann.

Dem Briefe liegt ein Zettel bei, auf welchem Zunz notirt: cf. Zunz, Lit. S. 392. 619 und darunter: אברהם בן אפרים.

68. Zunz an Kaufmann.

Trotz Unruhe und Betrübniß schreibe ich; auch Ihre Laufbahn wird von Neid ꝛc. belästigt, doch Jugend, Gesundheit und Seelenruhe können solche Uebel überwinden, während ich ein elender hoffnungsloser Gefangener bin. Verschiedene Personen, die Ihr Brief erwähnt, sind mir unbekannt. Besonderen Dank statte ich ab für die Zusendung der 48 Kolumnen, die mit סמ"ק חדש anheben und bei בית הישראלי aufhören. Aus welchem Buche ist dieser Theil? Wer ist der Verfasser? Wo und wann gedruckt? Der Verfasser kennt meine Litteraturgeschichte nicht, da ich von Abr. b. Ephr. dort S. 392 und 619 spreche, demnach scheint sein Buch vor 1865 geschrieben oder gedruckt: ich bitte um genauere

1) Zur Geschichte, S. 243.

Mittheilung[1]). Wie sonderbar, wenn Zeitgenossen sich widersprechen! Graetz in der Vorrede zu B. 5[2]) schreibt: „Dr. Zunz' mehr verwirrender als aufhellender Notizenkram u. s. w.", und der hebr. Anonymus: „ספרו המופלא ריטום[3])". — Rosenthals Bibliothek, in zwei Bänden gedruckt, habe ich von dessen Erben erhalten[4]). Lassen Sie mich nicht so lange warten auf eine Antwort als ich Sie habe warten lassen, schon aus Rücksicht für den sehr beschäftigten מלאך המות[5]).

Stets achtungsvoll und ergebenst

Berlin, 25. April 1879. Zunz.

69. Kaufmann an Zunz.

Zunz notirt am Rande: beantw. 26. Mai.

Bpest, 27. April 1879.

Eben wollte ich Ihnen schreiben, um von meiner Unruhe ob Ihres Stillschweigens mich zu befreien, als Ihr so lange erwarteter Brief eintraf. Ich war mittlerweile über Peßach bei meinen Eltern, wo ich seit manchem Jahr gewohnt bin, einen Brief von Ihnen zu erhalten. Diesmal habe ich vergebens gewartet. Ich war auf der Rückreise in Wien, wo ich Professor Dumreicher und Benedikt wegen meiner hartnäckigen Fußschmerzen zu Rathe zog. Sie stimmten leider darin überein, daß es ein Nervenleiden sei, das vom Sitzen herrührt und im Rücken seinen Ursprung nehme. Ich werde vielleicht Römerbad in Steiermark aufsuchen müssen. Ob ich diese Bescheerung Ibn Sina oder Abraham Ibn Daud danke, die Ermüdung ist eine ganz gottlos beschwerliche. In der Stunde, da ich von Hause abreiste, traf mich die Unglücksbotschaft, daß Director Lazarus, Frankels Nachfolger am Breslauer Seminar, verschieden sei[6]). Die Anstalt hat in dem Verewigten, der ein makelloser Charakter war einen seltenen Talmudmeister verloren, der kaum zu ersetzen sein wird .... Der Catalog, den ich Ihnen zu-

---

[1]) Es handelt sich um den von Senior Sachs verfaßten Catalog der Baron Günzburg'schen Sammlung, den ich nur bei Zeitlin, bibl. hebr. post-Mendelssohniana, S. 327 verzeichnet finde. Es sind in der That nur 3 Druckbogen erschienen.

[2]) Die Worte stehen nur in der 1. Aufl., S. VI. Bei der zweiten hat sie Graetz selber bereits weggelassen.

[3]) d. h. „Sein wunderbares Buch „Die Ritus"".

[4]) Der von Roest bearbeitete Catalog erschien 1875.

[5]) Todesengel.

[6]) Isr. Wochenschrift X (1879), S. 135. 147. 163.

schickte, ist Fragment geblieben, wie so Vieles, was Senior Sachs erwartungsvoll begonnen hat[1]). Er beschreibt die Günzburgsche Sammlung in Paris und dürfte vor 1865 gedruckt sein. Er gedenkt an zahlreichen Stellen Ihrer Schriften mit jener verständnißvollen Verehrung, die mir in ihren Aeußerungen so wohlthuend ist. Das ist dasselbe Fragment, nachdem Sie mich fragten, als Sie es in meiner Besprechung von Kohn's Bpester HSverzeichniß angeführt fanden. Seitdem habe ich mich vielfach bemüht, es für Sie zu erhalten, bis mir dies endlich nach beharrlichem Warten gelungen ist. Graetz hat sein Urtheil wohl längst zurückgenommen und im elften Bande gut zu machen gesucht[2]). Ich meine die Würdigung der Gottesdienstlichen Vorträge. Uebrigens widersprechen sich in Betreff Ihrer Schriften die Zeitgenossen, so viel ich weiß, gar nicht. Ist es wahr, daß wir nunmehr auch eine Sammlung Ihrer hebräischen Arbeiten erhalten sollen? Da sollten Sie der Welt manches Handschriftliche, das ich selbst bei Ihnen gesehen zu haben glaube, nicht länger mehr vorenthalten. Wenn ich nicht irre, sind es Biographien wie die de Rossis. Die Wolken des deutschen Rischeß fangen an sich auch über unser Land auszubreiten. Die Deputationen der Juden, die zum 25jährigen Hochzeitsjubiläum[3]) angemeldet waren, sind nicht empfangen worden. Das verlogene Geschrei[4]) über den jüdischen Wucher macht sich auch hier vernehmbar. Man braucht nicht nach Kuthais[5]) zu gehen, um das erhebende Märchen vom Christenblut, das die Juden zu Ostern brauchen, in voller Geltung zu treffen. Und doch behaupten sie, daß die Zeiten der Judenverfolgungen vorüber seien? Man kann die Juden nicht ausrotten; daß man sie aber noch jagen kann, das scheint mir denn doch noch immer glaublich. Ich bitte Sie, mich bald mit reicheren Mittheilungen zu bedenken, sonst mahnt Sie ungestümer, Ihr Sie allezeit tief verehrender

David Kaufmann.

70. Zunz an Kaufmann.

Wenn Sie mir hundert Meilen näher wohnten, hätte ich Ihnen zu diesem Wochenfeste Genießbareres als meinen Brief gebracht: so müssen Sie schon mit meinem Schreiben sich begnügen, wie überhaupt das Leben, wenn man alt geworden, aus dem Ver-

---

1) Vgl. S. 137, Anm. 1.
2) 2. Aufl., S. 450 ffg.
3) Allg. Ztg. d. Judenth. 1879, S. 279. 313.
4) Ztg. d. Judenth. 1879, S. 215. 355.
5) Daselbst S. 216. 232. 241. 247. 277. 281.

zichtleisten auf Erfüllung der liebsten Wünsche besteht. Daß Sie als junger Mann schon über Nervenleiden klagen und Bäder aufsuchen sollen, thut mir leid. Ich meinerseits drucke nichts mehr; zur Revision meiner 30 Jahre alten mss. Arbeiten gebricht mir nicht bloß die Lust, sondern Kopf, Augen, Ohren, Leib. Ich kann weder meine Bibliothek noch meine Hefte, Aufsätze, Collectanea, Briefschaften u. s. w. mehr benutzen. Wären Sie hier, würden Sie sich so davon überzeugen, daß Sie von allen Anforderungen zurücktreten würden. Die Reaction sammt רשעות[1]) gehen ebenso vorüber wie die Greuel des Mittelalters; die Juden leben länger als Adel und Pfaffenthum. Sorgen Sie für die Wiederherstellung Ihrer Gesundheit und schreiben Sie dann und wann ein Brieflein an den Ihnen

achtungsvoll ergebenen

Berlin, 26. Mai 1879. Zunz.

Dank für das Ehrengedächtniß Luzzatto's[2]):

71. Kaufmann an Zunz.

Am Rande die Notiz: erh. 1. Juni, beantw. 17. Juli.

Bpest, 29. Mai 1879.

Es war mir der süßeste Lohn, nach einer glücklich überstandenen Festpredigt Ihrer theuren Zeilen gewürdigt worden zu sein. Ich bin ganz glücklich von Ihnen zu hören, wie wenig oder wie viel Sie mir auch mittheilen. Ich aber schreibe Ihnen am Abend des Festausganges, weil ich morgen früh für drei Tage nach Debreczin reise, um einen Bekannten zu besuchen und das Leben auf der ungarischen Pußta kennen zu lernen. Da ich die Landessprache mir bereits in hinreichendem Grade angeeignet habe, um mit dem Volke verkehren zu können, so glaube ich mir den rechten Genuß von diesem Ausfluge versprechen zu können.

In erfreulichem Gegensatz zur deutschen Judenhetze kann ich Ihnen mittheilen, daß hier auf einmal drei jüngere, jüdische Gelehrte zu Akademikern ernannt wurden und ein Vierter einen akademischen Preis über die Geschichtsquellen der Arpadenzeit errang. Natürlich erweckt solch eine Massenbeförderung auch den Neid der Masse. Nach vielen Monaten habe ich endlich wieder einmal von Herzberg aus Jaffa Nachricht erhalten. Den Armen verfolgt sein Geschick auch im gelobten Lande. Er scheint sich mit dem leitenden Comité

---

[1]) Judenhaß.

[2]) Bezieht sich auf die bei Brann, a. a. O. Nr. 96 verzeichnete Besprechung.

der Pariser Alliance nicht zu vertragen, da er ein selbstständiger Character ist und nicht erst auf die weisen Eingebungen eines hohen Comités warten möchte.

Die Nachricht, daß Ihre hebräischen Aufsätze gesammelt erscheinen werden, habe ich dem letzten Heft der Zeitschrift DMG.[1]) entnommen, wo sie in einer Anzeige von Geigers hebr. Aufsätzen verbreitet wird.

Sicherlich ist Ihnen die Ausgabe des Pessachimfragmentes aus Cambridge von Lowe[2]) zugegangen. Am Ende werden uns auch noch die Christen das Talmudmonopol aus Händen spielen.

Es ist Mitternacht, und ich soll frühmorgens reisen. So entlassen Sie denn heute mit der Bitte um baldige Antwort Ihren Ihnen allezeit in Verehrung anhangenden

David Kaufmann.

72. Zunz an Kaufmann.

Reaction und Zoll, Friede mit dem Pfaffenthum und Krieg mit der Freiheit passen wohl zu dem רשעות der Romanier, aber nicht zu einem freundlichen Briefwechsel, zumal bei betrübter Seele und leidendem Körper: also ließ ich denn anderthalb Monate verstreichen, zumal bei meinem nichts mittheilenswerthes darbietenden Leben, ehe ich Ihren Brief vom 29. Mai beantworte. Auch dem מלאך[3]) der das Wetter macht, scheint Deutschland ꝛc. zu mißfallen: es ist kalt und regnet täglich, der Wein und andere Früchte bleiben zurück. Ich gehe wenig aus, und die paar Bekannte, die mich besuchen, sind verreist, so daß ich fast das Leben der Einsiedler führe. Herzberg thut mir leid; kann ihm Rothschild, der eine Weinprovinz angekauft hat, nicht helfen? Die Ausgabe des Pessach-Fragmentes, das Sie erwähnen, habe ich nicht erhalten. Ueber Lagarde lesen Sie Steinschneiders המזכיר[4]) neuestes Heft; ich weiß nicht, ob er mehr חמור oder עשו[5]) ist. Ueberhaupt sind die . . . . רשעים[6]) und nur Helden gegen Juden, von welchen sie im Mittelalter mittel- oder unmittelbar hunderttausend

---

1) XXXIII, S. 333.

2) Betitelt: „שאל נא לדור רישון. The fragment of talmud babli Pesachim. Cambridge, 1879 fol.“

3) Engel.

4) Hamaskir XIX, 28 ff.

5) Esel oder Judenfeind.

6) Judenhasser.

getötet haben . . . Nun ist es aber Zeit, daß ich schließe und Ihnen Zeit übrig lasse, für שבת חזון[1]) eine Predigt zu entwerfen.

Achtungsvoll und ergebenst

Berlin, 17. Juli 1879. Zunz.

73. Zunz an Kaufmann.

Nachdem ich Ihnen im vorigen Monate nach Pest geschrieben, sind von Ihnen noch zwei Briefe aus Vöslau nebst Ihrem Bildnisse angekommen: Ich habe für Worte und Sendung nur mit armseligen Phrasen zu danken, da ich nichts mehr zu reichen habe, was Werth hat. Wie sehr dauert mich Herzberg. Warum wird er kein Pfandleiher oder Heuchel-Rabbiner oder Gefängniß-Wärter? Da Sie im Begriff sind, חתן[2]) zu werden, so müssen Sie eilen, gesund zu werden. An meinem Geburtstage habe ich unter anderem einen Brief von den in Breslau versammelten Lehrern[3]) erhalten, unter denen auch Graetz verzeichnet ist; ברצות ה' 2c.[4]) Der heutige Judenhaß der gelehrten Deutschen ist das nach mittelalterlichem Muster aufgeführte Affenspiel. Sie alle werden längst begraben sein, wenn משיח[5]) kommt. In Erwartung dieser Zeit und Ihres Briefes verharre ich der Ihnen achtungsvoll ergebene

Berlin, 11. August 1879. Zunz.

72.

Obgleich ich gar nichts zu melden habe, will ich doch noch einen Brief anfangen, damit Sie vor Ihrer Rückkehr nach Pest noch einmal Muße haben, mich an Langeweile Leidenden mit einem Schreiben zu bedenken. Daß der Artikel im jew. Chronicle[6]) von Ihnen sei, vermuthete ich, als das Blatt von Ihnen geschickt bei mir anlangte. Jedenfalls danke ich für Ihre Freundlichkeit: ob ich nun noch im 86. Jahre, Professor oder Ordensritter oder Geheimer Rath werde, bezweifle ich; alles das hätte A. 1832 geschehen müssen. Je ne suis rien pas même académicien. Ihren Fuß lassen Sie nicht im Stich: vielleicht helfen

---

[1]) Sabbath vor dem 9. Ab.

[2]) Bräutigam.

[3]) Isr. Wochenschrift 1879, S. 289.

[4]) Spr. Sal. 16, 7.

[5]) Der Messias.

[6]) Der Artikel fehlt in meinem Verzeichniß. Auch jetzt habe ich Näheres nicht ermitteln können, obwohl Kaufmann seiner in seinen Briefen vom 5. VIII. und 7. IX. 1879 Erwähnung thut.

warme Bäder. Ob Herzberg in Palästina bleibt? Jeden, der mir schreibt, bedaure ich, da ich armer Mann keine Vergeltung gewähre. Außer der Zeitung lese ich fast nichts und auch von dieser kaum ein Zehntel; in den Zeiten von Reaction sind die Zeitungen so wenig werth als die Menschen: daß der Umschwung nicht ausbleibt, ist sicher, aber kein Trost für einen Greis, der ungesund ist. Also bleiben Sie frisch, thätig, hoffnungsvoll und erfreuen mit einem Briefe den Ihnen achtungsvoll ergebenen

Berlin, 3. September 1879. Zunz.

75.

Da die ר״ט[1]) vorüber sind und Sie vermuthlich wieder in Pest residiren, so beantworte ich Ihre beiden Briefe heute. Sehr freut mich das Wachsthum Ihrer Anstalt; lassen Sie sich durch die Feinde nicht stören, sondern ahmen dem gesammten Judenvolk nach, das trotz dem Hasse, den Mordthaten und sonstigen Verfolgungen von 19 Jahrhunderten heute zahlreicher und zufriedener als zur Zeit Petri ist. Mit Matthias b. Samuel Straschun oder רמ״ש Sohn des רש״ש[2]) stand ich bald nach A. 1843 in Verbindung, vergl. meine Lit.-Gesch. S. 641. Ich hoffe, daß er noch am Leben ist. Meinen Sie ihn? Eines Burgheim erinnere ich mich nicht. Herr Dr. Bacher hat mir zu ר״ה[3]) eine Karte geschickt: haben Sie die Güte, ihm meinen Dank zu bestellen. An שמני עצרת[4]) 1820 habe ich in Leipzig gepredigt: die Tage seitdem werden durch $3^3 . 2^5 . 5^2 - (5 + 2^3)$ d. i. durch 2 + 3 ausgedrückt[5]). Ueber Gabirol, überhaupt über Altes in meinen Schriften, dürfen Sie mich nicht fragen: meine Sammlungen sind für mich so gut wie versiegelt. Viel Schreiben und Suchen kann ich nicht mehr, und außer kurzen Briefen schreibe ich jetzt fast nichts. Ich lese auch beinah jetzt nichts mehr. Bukarest besteht aus zwei Worten: Bret d. i. der Verstand der Romanier; Ukas sind ihre Gesetze. Hier haben Sie meine חידושי תורה[6]). Die

---

1) Feiertage.

2) = ר׳מתתי׳ שטראשון, Sohn des ר׳שמואל שטראשון.

3) Neujahr.

4) Schlußfest 581 = 30. September 1820. Sie ist 1820 in Leipzig bei C. E. Kolman im Druck erschienen und nochmals in „Ges. Schriften" II, 91 abgedruckt. Vgl. auch Maybaum a. a. O. S. 7.

5) Da vom 30. September 1820 bis zum 13. October 1879 im Ganzen 21 562 Tage vergangen sind, so ist vermuthlich: $3^3 . 2^5 . 5^2 - (5 + 5^2 + 2^3)$ zu lesen. Also: $27 . 32 . 25 - (5 + 25 + 8) = 21\,600 - 38 = 21\,562$.

6) Thora-Neuigkeiten.

vorige Woche hat hier ein Cohen (לאל העליום) öffentlich erklärt, daß er Jesum verehrt[1]).

Nun ist genug geschwatzt; ich schließe mit den besten Wünschen für Ihr körperliches und Seelen-Heil.

Stets achtungsvoll Ihr ergebenster

Berlin, 13. October 1879. Zunz.

76.

Sie werden über mein verspätetes Antworten auf Ihre beiden Briefe nicht ungehalten seyn, wenn ich berichte, daß ich vier Wochen bettlägerig war und in der ganzen Zeit mein Zimmer nicht gesehen habe. Nachdem ich aufgestanden, war so viel Geschäftliches zu ordnen, daß ich heute erst dazu komme, Ihnen zu schreiben. Mein Predigen in Leipzig A. 1820 war durch meine Bekanntschaft mit den in Berlin und Hamburg wohnenden Haupt-Unternehmern des dortigen Tempels entstanden. Von meinen in Berlin (Mai 1820 bis Ende August 1822) gehaltenen 61 Predigten sind 16 gedruckt[2]). Die Rosenthalsche Büchersammlung ist mir direct zugeschickt worden. Die Judenhetzer, selbst die dawider erschienenen Sachen, langweilen mich; diese . . . . mit רשעות gefütterte Eselei wird wie Spreu verfliegen: die Zeit der Kreuzzüge ist vorbei. Vergelten Sie nicht mit gleicher Verzögerung, sondern schicken Sie mir bald ein Briefchen mit חרושים[3]) gefüttert.

Stets achtungsvoll und ergebenst

Berlin, 5. Januar 1880. Zunz.

77.

Für Brief und Anti-Stöcker[4]) statte ich besten Dank ab; aber ich gäbe was in die צדקה[5]), könnte ich Sie eine Stunde in meinem Zimmer haben: ich würde viel Absagens ersparen, wenn Sie neben mir säßen. Von litterarischen Arbeiten ist bei mir

---

1) Worauf hier Bezug genommen wird, weiß ich nicht.

2) Unter dem Titel: „Predigten, gehalten in der neuen Israelitischen Synagoge zu Berlin". Berlin 1823. In der Schlesingerschen Buch- und Musikalienhandlung unter den Linden, Nr. 34. Vergleiche Maybaum a. a. O. S. 11. Eine „neue unveränderte Ausgabe" wurde 1846 veranstaltet.

3) Neuigkeiten.

4) Brann a. a. O., Nr. 99.

5) Armenkasse.

nicht mehr die Rede, meine Manuscripte sind verpackt: was ich vor 30 Jahren aufgesetzt, kann ich heute Niemandem anbieten.

Das judenfeindliche Geschmeiß hat eine Unzahl Gegenschriften hervorgerufen; diese חמורים[1]) sind nicht zu bessern, und Ihre Schrift wird den גוי nicht ändern.

Befördern Sie die Herausgabe des von Ihnen beabsichtigten Wochenblattes; es fehlen uns anständige Zeitschriften. Was mich betrifft, so bin ich kein Schreiber mehr, kaum noch ein Leser. Nur lese ich gern an mich gerichtete Briefe, und wenn Ihre Zeit es gestattet, beschenken Sie mit einer Antwort den Ihnen achtungsvoll

ergebenen

Berlin, 16. Februar 1880. Zunz.

78.

Obgleich ich zwei Monate gewartet, hat sich kein mittheilenswerther Stoff zu einem Briefe eingefunden. Wenn die Stelle in Mannheim gut ist, würde ich auch rathen, Pest zu verlassen; Sie sparen alsdann in der künftigen Zeitschrift die magyarische Sprache. Herzberg thut mir leid. Er hätte es vermuthlich in Deutschland besser gehabt. Von litterarischen Arbeiten ist bei mir schon lange nichts mehr zu holen: eine halbe Stunde, die Sie mich besuchen, würde Sie davon zu überzeugen, hinreichen. Mein Leben schleicht dahin einen Tag wie den anderen; eine innere Trauer begleitet es. Mein Arzt, den ich seit 1860 hatte, ist plötzlich gestorben; obgleich er gesund und noch nicht sechzig Jahre alt war; der Todesengel hat offenbar von seinem Scharfblick verloren: die Lebensfrohen holt er, und die Lebensmüden läßt er sitzen. Sie haben eine schnelle Antwort gewünscht; wäre nicht mein Briefstoff so arm, schriebe ich rascher und mehr. Nehmen Sie mit dem wenigen vorlieb und verkürzen mir die Zeit mit einer baldigen Antwort.

Stets achtungsvoll und ergebenst

Berlin, 19. April 1880. Zunz.

79.

Obwohl ich gar nichts zu melden habe und trotz meiner Ueberzeugung von der Langeweile, die jetzt meine Briefe hervorbringt, soll doch noch vor שבועות[2]) eine Beantwortung Ihres

---

[1]) Esel.

[2]) Pfingsten.

jüngsten Schreibens an Sie abgehen: vielleicht liefert es Stoff zu einer דרשה[1]. Mein körperlicher Zustand ist, wenngleich erträglich, doch nicht besser geworden, und weil man mich auf der Straße trifft, hält die Menge mich für gesund, während ich in Wahrheit siebenfach leide. Herzberg thut mir leid; wohnte er hier und ich wäre 20 Jahre jünger, wäre vielleicht was zu thun gewesen; jetzt bin ich zu nichts mehr nutz, auch nicht zu gelehrten Nachweisungen: meine eigene Bibliothek ist für mich eine geschlossene Welt. Daß Sie jetzt magyarisch verstehen, hörte ich von Dr. Frankl.

Da ich fast stets Kopfschmerzen habe, so wird mir auch anhaltendes Schreiben sauer: Sie sehen hieraus, wie dumm der Todesengel geworden, da er längst hätte abholen sollen den Ihnen achtungsvoll ergebenen

Berlin, 10. Mai 1880. Zunz.

80.

Geehrter Herr Professor!

Obwohl die Beantwortung Ihres Schreibens 33 Tage gewartet hat, kommt doch heute nichts Neues zu Ihnen .... Wie schändlich die Juden in Rom noch im 17. und 18. Jahrhundert behandelt wurden, zeigt ein Aufsatz von Dr. Schöner in der Sonntagsbeilage zur Vossischen Zeitung vom 6. und 13. d. M. Von wegen Geist und Beschäftigung ist bei mir nicht mehr die Rede; ich hoffe bald von diesem elenden Leben erlöst zu werden, also eilen Sie mich zu besuchen.

Es war im Sommer 1856, da wir in London waren, daß die Königin das Treibhaus von Goldsmith besuchte und meine selige Frau mit ihr sprach: ich war nicht zugegen, da ich im british Museum beschäftigt war; verschiedene Zeitungen hatten es damals berichtet.

Ich habe weder Professor Menzel gesehen noch etwas durch ihn erfahren. Machen Sie bald in ungarischer Sprache das Volk der Magyaren mit all den Schandthaten bekannt, die man gegen unser Volk verübt. In Rußland leiden sie in Petersburg keinen Juden, weil vor 1850 Jahren angeblich ein Jude in Jerusalem gehängt wurde. Seitdem haben sie hunderttausende Unschuldige getötet und mehrere hundert Millionen verfolgt, verhöhnt, gedrückt, verjagt, beraubt ....!

---

[1] Predigt.

Mit diesem freundlichen Gebet schließe ich, zugleich mit dem Wunsche, bald mit einem Briefe bedacht zu sehen den Ihnen

achtungsvoll ergebenen

Berlin, 14. Juni 1880. Zunz.

81.

Die Stoff-Armuth der drei Z (Zeit, Zeitung, Zunz) ist schuld an meiner späten Beantwortung Ihrer Briefe, und wären die . . . . . . רשעים nicht wieder thätig, hätte ich gar nichts zu schreiben, da mein eigenes Leben sehr mager ist. Wie ich sehe, greift auch bei Ihnen das Mode-רשעות um sich: die . . . . . vergessen, daß ihr Gott . . . nebst Gebeten, ihr Glauben, ihre Bibel, ihre Festtage nebst Sittenlehre jüdischen Ursprungs sind. Nannte doch in diesem Monat ein [Christ] das Judenthum und das moderne Heidenthum einen gemeinschaftlichen Feind. Ich wiederhole daher, was ich vor 25 Jahren geschrieben: „In dem Hasse der Menschen untereinander wurzelt die Priesterherrschaft" (die synagogale Poesie S. 355). Ich stimme mit Ihnen überein:

Auch ihr Tag wird kommen.

Uebrigens hat die 1500jährige Bedrückung und Verfolgung der Juden die . . . . ., sogar die חכמים[1]), dumm gemacht, also אל תקרי Renan, אלא Narren[2]). Ich merke, daß ich selber ein Narr werde und שטות[3]) schreibe: also besser ich schließe hier und erwarte von Ihnen einen gescheiteren Brief an den Ihnen

achtungsvoll ergebenen

Berlin, 2. August 1880. Zunz.

82.

Ich soll auf neuneinhalb Seiten antworten und bin dazu verpflichtet seit meinem letzten Geburtstage; umsonst! Mir bringt nichts Material für Briefstoff, kaum das רשעות . . . . [das] ich zu sehr verachte, um die Feder dagegen anzusetzen. Desto begieriger sehe ich Ihrer angekündigten Schrift entgegen[4]) oder Ihrem per-

---

[1]) Weisen.
[2]) „Lies nicht" Renan, „sondern:"
[3]) Narrheit.
[4]) Derjenigen über Batlajusi. Braun a. a. O. Nr. 98.

sönlichen Besuche. Wenn es mit diesem Ernst ist, schieben Sie ihn nicht länger auf, als Ihre Amtsgeschäfte gestatten. Ueber litterarische Anfragen kann ich nicht antworten; meine Litteratur-Hefte und Arbeiten liegen verpackt in Schränken, da ich nichts mehr als ein ehemaliger Arbeiter geworden bin: eine halbe Stunde würde Sie in meinem Zimmer davon überzeugen. Genug, daß ich noch schreiben kann und ohne Brille.

Mehr des Lesens Werthes weiß der „Sultan der Selichoth" heute nicht darzureichen, und er ist gescheit, wenn er schweigt, als der Sie hochschätzende

Berlin, 4. October 1880. Zunz.

83.

Besten Dank für Brief und gelehrte Schrift über die Baumgärten[1]): es ist erfreulich, daß Sie bisher vernachlässigte Gebiete der jüdischen, philos. Arbeiten bekannt machen und aufhellen, und schön, daß die Bibliothekare Sie unterstützen .... Was mich betrifft, so habe ich so viel mit mir zu thun, daß ich nichts mehr thue, was allgemein nützlich seyn könnte .... Wenn Sie nicht bald hierher kommen, können Sie mein קבר[2]) besuchen; mit dieser Einladung schließe ich diesen nichtssagenden Zettel als der Ihnen achtungsvoll

ergebene

Berlin, 3. November 1880. Zunz.

84.

Schon seit Monaten für empfangene Briefe in Ihrer Schuld, darf ich nicht zögern, Ihnen heute meinen Glückwunsch zu Ihrer Verlobung zu senden. Vielleicht lebe ich noch, wenn Sie mit Ihrer Gemahlin Berlin besuchen; sicher ist es freilich nicht. Möge der Himmel Ihnen Glück, namentlich Gesundheit schenken! Empfehlen Sie mich auch Ihrer Braut: der Name Gomperz ist ähnlich dem des R. S. Gumperz in Berlin, dessen Mutter mit meiner Großmutter nahe verwandt war[3]). Die Schriften von Ascoli[4]) und Güdemann[5]) kenne ich nicht; beinahe kenne ich meine eigenen

---

[1]) Vgl. in dem soeben erwähnten Buche S. 9.
[2]) Grab.
[3]) Das Nähere vgl. bei Kaufmann in der Monatsschrift, 38. Jahrg. (1894), S. 484.
[4]) Brann a. a. O., Nr. 106.
[5]) Daselbst, Nr. 107.

Sammlungen nicht mehr. Die von einigen .... eingeleitete Judenhetze ist — sit venia verbo — nichts als Dreck! Ich kümmere mich kaum um dieselbe; es dauert nicht zwanzig Monate und sie ist vergessen.

Mit diesem Orakel schließe ich heute und bleibe mit achtungsvoller Ergebenheit der alte

Berlin, 21. Januar 1881. Zunz.

85.

Dem Briefe ist ein Zettel aufgeklebt aus der Vossischen Zeitung vom 15. Februar 1881. Es heißt darin:

Aber während die Norddeutsche Allgemeine Zeitung ihren Bericht beginnt:

„Ein volles Jahrhundert ist verstrichen, seit Gotthold Ephraim Lessing, unter Deutschlands Geisteshelden einer der ersten, den letzten Athemzug that. Er starb am 15. Februar 1781 auf einer Reise in Braunschweig, und dort, wo er auch seine ewige Ruhestätte gefunden, legt die dankbare Nachwelt die Kränze pietätvollen Angedenkens an dem Grabe des großen Toten nieder, vereinen sich im Geiste die Gebildeten unserer Nation, soweit die deutsche Zunge klingt. Generationen sind dahingegangen im Laufe des Jahrhunderts, dessen Kreis sich mit dem morgigen Tage schließt; sie haben sich erquickt an dem befruchtenden Borne, der noch heute so reich und voll wie nur je aus den Werken des Dichters und Kritikers quillt"

schreibt der Reichsbote:

„Als Vertreter einseitiger Zeitirrthümer, als Verherrlicher des Judenthums und einer schemenhaften, abstracten, religionslosen Humanität und einer natürlichen Religion, wie sie nur in der Phantasie begründet ist, gehört Lessing seiner Zeit an, und wir sind jetzt weit über ihn hinaus."

Geehrter Herr Professor!

Gerade hundert Jahre nach Lessings Tode zeigt ein ..... Reichsbote den Deutschen an, daß er weit über ihn hinaus ist. Die Antisemiten-Rotzkrankheit ist auch in Pest ausgebrochen: Sie werden den Untergang der politischen wie der kirchlichen Reaction noch erleben: Ein Vertheidiger der Juden, Delitzsch, ist zu sehr Christ, als daß sein Buch — „Rohlings Talmudjude", Leipzig 1881 — viel nützen dürfte: die Stellen, die er S. 56 bis 61 anführt sind sämmtlich aus meinem bereits 1845 erschienenen „Zur Geschichte" (S. 135. 136. 137. 134. 143. 144. 145. 147. 151)

entnommen; obgleich mein Aufsatz auch in den gesammelten Schriften (Bd. 1, S. 60 bis 85) gedruckt ist, werde ich doch nicht genannt. Der jüdische Verein hier, der seine Schrift verbreitet, ist auch still geblieben, so daß der Ignorant und Judenfeind berühmt gemacht und ich vergessen werde. Hoffentlich wird die Antisemitenpest bald sammt der Reaction an der Pest untergehen. Die Juden überleben alle diese Mißgeburten und sind dem Leben und dem Wissen nutzbringend.

Von mir habe ich nichts zu melden; ich leiste nichts mehr und bin eigentlich nutzlos; daß ich nicht Rothschild bin, thut mir auch wegen Herzberg leid. Jetzt ist Zeit, daß ich diese wenig erfreulichen Zeilen beendige. Bleiben Sie gesund, grüßen Sie die Braut und lassen Sie bald von sich hören den Ihnen achtungsvoll

ergebenen

Berlin, 25, Februar 1881. Zunz.

86.

Wenn ein Freund Hochzeit macht, soll man ihn nicht behelligen: so habe ich denn nahe ein Vierteljahr Sie mit meinen, ohnehin wenig bietenden Briefen verschont. Da aber die Zeit herannaht, in welcher Sie wiederum reisen wollen, so sende ich Ihnen ein Brieflein, um Ihnen wenigstens zu sagen, daß Ihre beiden Briefe mich erfreut haben: Freilich in einer einmaligen kurzen Reise erschöpft man die Schätze Italiens nicht. Die .... [Antisemiten] gehen früher unter als Israel, ja selbst als das neunzehnte Jahrhundert; die eigentliche Barbarei ist in den russischen Ländern zu Hause: hoffentlich wird dieser Barbarenstaat bald in vier Theile getheilt. Hier wird noch kein Jude beraubt oder tot geschlagen; höchstens schreibt ein Steckbrief (vom 7. April d. J.): „Nase: jüdischer Typus". Kommt dies im neuen Testamente vor?

Ich führe ein langweiliges Leben; verkürzen Sie die lange Weile durch einen baldigen Besuch sammt der Frau Gemahlin, der ich mich empfehle. Stets der alte, Ihnen achtungsvoll ergebene

Berlin, 4. Juli 1881. Zunz.

87. Kaufmann an Zunz.

Hochzuverehrender Herr Doctor!

Spät hat die ungarische Post Ihren Brief mir nachgeschickt, für den ich Ihnen herzlich danke. Am 9. oder 10. d. M. hoffen wir auf der Heimreise Berlin zu berühren und Sie zu besuchen. Da meine Ferien nur bis zum ersten September währen und ich

noch meine Eltern besuchen will, wird unser Aufenthalt in Berlin nur sehr kurz sein können. Von der Kurzeit in Norderney habe ich nichts abziehen können, da die Erkältung meiner Frau, die sie bei der Ueberfahrt sich zugezogen, sie 14 Tage verhinderte, die Seebäder zu gebrauchen. Ich hoffe, daß die Vormittagsstunden immer noch die beste Besuchszeit bei Ihnen sein werden, wie sie es in den unvergeßlichen Wochen waren, die ich vor 5 Jahren in Ihrer Nähe verlebte.

Da mir das Glück bevorsteht, Sie bald sprechen zu können, überhebe ich Sie der Mühe, Weiteres von mir zu lesen und grüße Sie mit meiner Frau als Ihr Sie innig verehrender

David Kaufmann.

Norderney (Kaiserstr. 6), 3. Aug. 1881.

88. Zunz an Kaufmann.

Daß man zehn Wochen warten muß, ehe man auf zwei freundschaftliche Briefe von mir ein Lebenszeichen erhält, hat nicht allein in der Armuth meines jetzigen Lebens sondern auch in dem wenig guten Befinden und in der Kürze der Tage seinen Grund, da ich abends nicht schreibe. Gottlob, daß Ihre Augen besser geworden, daß schleunige Hilfe Ihnen geworden, und Sie mit erneuten Kräften arbeiten können. Da ich von mir nichts zu erzählen habe und an wissenschaftliche Thätigkeit bei mir nicht mehr zu denken ist, so sende ich statt dessen beifolgendes Blatt. Die Antisemiten werden, hoffe ich, vor dem Abschluß dieses Jahrhunderts vergessen seyn. Mit freundlichem Gruß an die Frau Gemahlin schließt dieses Brieflein stets der Ihnen achtungsvoll ergebene

Berlin, 7. November 1881. Zunz.

Gruß an Sie und die Frau Gemahlin von meiner Nichte.

Auf dem anliegenden Blatt steht Folgendes: Am 8. September 1881 schreibt Professor Virchow in der Vossischen Zeitung (Nr. 425) vom 13. September:

Niemals früher ist in Deutschland mehr gelogen worden, niemals wurden die schlechten Leidenschaften so nachhaltig und so systematisch für Partheizwecke aufgerührt, niemals die Begierden der Massen durch so persönliche Anreize erregt und durch die Vorspiegelung so unmöglicher Ziele gesteigert."

Am 24. October 1881 sagt ein christlicher Geistlicher: „Antisemitisch heißt antichristlich".

Vossische Zeitung 1881, 6. September: „Die antisemitischen Brandreden eines Stöcker, eines Henrici, Förster und Kuppel".

Daß Juden schon im 13. Jahrh. Liebermann hießen: Zunz, Ges. Schriften B. 2, S. 40. 42.

Steckbrief (Vossische Zeitung, 4. Oct. 1881): Nase: jüdisch.

Steckbrief (Vossische Zeitung, 14. Oct. 1881): Gesicht: oval (jüdisch).

Vossische Zeitung 1881, 1. Sept.: Man verlangt einen Socius, Nichtjude.

89.

Berlin, 7. November 1881.

Herrn Professor Doctor Kaufmann.

Sehr geehrter Herr!

Trotz den 65 Tagen, die ich Sie habe warten lassen, wird mein heutiger Brief so arm seyn, als hätte ich ihn stante pede beantwortet; der Grund ist mein armes Leben, und daß Kopf und Leib mich meist am Schreiben hindern. Aus meiner Scripturen-Bibliothek kann ich nichts mittheilen; sie ist für mich selbst terra clausa. Danken Sie dem Himmel, daß Sie jung und gesund sind. Ich weiß jetzt bei meinem Leiden den Werth dieser Güter zu schätzen. Mein unthätiges Leben macht meine Briefe so langweilig, als ich selber bin, und wer mir schreibt, den betrachte ich als einen Wohlthäter, der Gutes thut, ohne Lohn zu erhalten. Um die judenscheltenden . . . . . kümmere ich mich nicht: Wir haben die Assyrer, Babylonier, Römer, Araber, mittelalterliche Christen überlebt; ich hoffe länger in Deutschland zu leben als Stöcker . . . Vergessen Sie nicht meinen freundlichen Gruß Ihrer Frau Gemahlin zu bestellen, desgleichen den Gruß meiner Nichte an dieselbe, auch Sie werden von ihr gegrüßt. Ich habe nichts mehr zu melden, und um nicht zu langweilen, endige ich das Brieflein. Leben Sie wohl und bedenken Sie wieder einmal mit einem Briefe den Ihnen achtungsvoll ergebenen

Berlin, 16. Januar 1882. Zunz.

Sie wollen gelegentlich Herrn Simon Bacher (Königsgasse 66) meinen Dank bestellen für Uebersendung seines מלך אביון[1]).

[1]) Melech Ewjon, Biblisch-romantische Gedichte nach L. A. Frankl's Tragische Könige . . . in hebräischer Umdichtung. Budapest 1881 (VIII u. 160 II S. 8).

90.

Betrachte ich die vier Seiten Ihres Briefes, so werde ich, wenn ich an die Beantwortung gehe, traurig, denn ich bin im Briefschreiben ein wahrer Bettler, so arm ist mein jetziges Leben an Briefstoff. Nun ist die neuere Geschichte, die deutsche, sicher gleichfalls arm, und bis sie wieder reich wird, bin ich längst begraben. Jedenfalls lassen Sie sich durch mein Schweigen und wenig Reden nicht zur Vergeltung bewegen: ein Brief von Ihnen ist mir immer lieb, schon um seines reichen Inhaltes wegen. Daß bei dem Fortleben der mohammedanischen und der slavischen Barbarei der Messias nicht dreinschlägt, wundert mich; wie es scheint, ist auch er gealtert. Ich hoffe aber dennoch, daß Sie noch die Erlösung erleben werden. Ihre Frau Gemahlin grüße ich vielmals, auch soll ich namens meiner Nichte Sie und die Frau grüßen. Lassen Sie durch diesen mageren Brief sich nicht verleiten und antworten Sie mir bald mit fruchtbarer Schilderung aus Ihrem Leben und Thun. Stets der alte, Ihnen achtungsvoll

ergebene

Berlin, 27. Februar 1882. Zunz.

91.

Beinahe schäme ich mich zu schreiben; 10 Seiten Ihrer Handschrift liegen vor mir; eine bedeutende Summe von Tagen ist dahingegangen und ich bleibe stumm gegenüber Ihren freundlichen Worten. Mein Vater ist der allmächtige Schöpfer und ich sein Sohn שלומיאל[1]); warum letzterer noch lebt, da er nichts mehr nützt, weiß ich nicht; da ich aber sehr viel nicht weiß, namentlich nicht, warum ich krankes, unnützes Thier noch lebe, so ergebe ich mich dem Schicksalslauf. Ihr jüngster Brief, welchen ich am 6. d. M. erhalten, nimmt von mir vorläufig Abschied, deswegen eile ich heute, Sie mit meinen wenigen Zeilen zu bewegen, daß Sie Ihre Correspondenz mit mir nicht abbrechen, wenn ich auch seltener und wenig schreibe. Hoffentlich erbarmt der Todesengel bald sich meiner, der ich ihn längst erwartet hatte. Sie werden, bitte ich, mich bald wieder mit einem Brieflein erfreuen. Ihrer lieben Frau bestellen Sie meinen Gruß; ihr und Ihnen sendet auch meine Nichte herzlichen Gruß. Stets der Ihrige alte

Berlin, 19. Februar 1883. Zunz.

---

[1]) IV M. 1, 6. Zuri Schaddai heißt etwa der „allmächtige Schöpfer."

92.

Fast schäme ich mich Ihnen zu schreiben. Acht Monate liegen Ihre Briefe bei mir, und ich bleibe stumm: Aber glauben Sie mir, daß ich dennoch schuldlos bin; Sie sind nicht der Einzige, noch eine Fluth von Briefen sind angelangt, die bis heute keine Antwort erhalten haben: ich bin zu elend, um eine regelrechte Correspondenz führen zu können. Wohnten Sie noch hier statt in Pest und kämen dann und wann zu dem שלומיאל: Irre ich nicht, so habe ich Ihnen im Februar geschrieben, und bin auch noch den Dank schuldig für das mir gesandte Stück der Göttinger gel. Anzeigen[1]). Uebrigens kann Niemand mehr eine Freude an meinen Briefen finden. Grüßen Sie Ihre Frau Gemahlin von mir; meine Nichte grüßt Sie und Madame, und ich zu nichts mehr Taugender, schließe diesen Wisch und wünsche, daß ich Sie bald einmal sehe, achtungsvoll

Berlin, 25. Mai 1883. Zunz.

93.

Acht Seiten und darüber haben Sie mir geschrieben und ich Undankbarer sende Ihnen keine Zeile; leider bin ich jetzt zu nichts mehr tauglich, ein Briefchen wird mir sauer, und da ich Tag und Nacht — wenn ich wache — mit meinem elenden Körper zu thun habe — die Seele ist längst nichts mehr werth — so hat meinerseits Lesen und Schreiben bereits ganz aufgehört. Sehr danken muß ich Ihnen für Ihre liebreichen Briefe; elend und alt und ohne zwölf Söhne kann ich kaum noch ein Briefchen senden: Im neunzigsten Jahre, nicht mehr gesund, keine Stütze an Kindern &c., ist von mir nichts mehr zu fordern. Der Todesengel ist vermuthlich krank, da er mich nicht besucht. Behalten Sie mich in gutem Andenken. Stets der alte Freund

Berlin, 7. Januar 1884. Zunz.

94.

Ich habe gar nichts Interessantes zu schreiben, denn daß ich fortwährend körperlich leide, ist keine erwünschte Meldung. Sind Sie ein Menschenfreund, was ich voraussetze, so schreiben Sie einem alten Misanthropen, auch wenn er wenig oder nichts schreibt und lassen Sie mich nicht zu lange auf Ihre verbindlichen Zeilen warten, zumal ich noch in diesem Jahre das neunzigste Jahr

[1]) Brann a. a. O. Nr. 130.

üende: Steige ich in den Himmel, wird es Ihnen die Zeitung erzählen. Ich wünsche, daß Sie gesund bleiben, das große Loos gewinnen und recht bald mit Ihren freundlichen Zeilen beehren, den veralteten, alten Freund

3. Juni 1884. Zunz.

95.

Ihren freundlichen Brief vom 8. Juli beantworte ich heute zuförderst mit großem Danke, denn ich leiste nichts mehr und bekomme dennoch viel Mittheilungen; ich habe nichts zu schicken, und alles Schreiben wird mir sauer. Adam war noch im 8. Jahrhundert rüstig und hat dennoch nichts hinterlassen. Kommen Sie recht bald nach Berlin und besuchen den alten Sohn von צורי שדי[1]), Ihren ergebensten Freund

14. Juli 1884. Zunz.

96.

Eigentlich muß ich mich schämen, daß ich auf so viele freundliche Briefe wenig oder nichts antworte: aber wenn Sie mich jung und gesund machen, sollen Sie mächtige Schreiben erhalten: Bis dahin haben Sie die Güte die wenigen Zeilen des Alten gütig aufzunehmen. Stets der alte Freund

5. September 1884. Zunz.

Wäre ich gesünder, wäre mein Dank für alle Ihre Sendungen reicher: so appellire ich, Kranker, an Ihre gesunde Liebe.

Z.

97.

Ich Schelumiel bin nichts mehr zu leisten im Stande, erscheine daher, freilich ohne meine Schuld, als undankbarer Empfänger freundlicher Briefe. Sie können glauben, daß es mir leid thut, undankbar, wenigstens unhöflich zu erscheinen; aber alles Schreiben wird mir jetzt schwer, Stoff und Kräfte nehmen ab und wenn Sie mich ע"ה[2]) bedenken, bin ich schon von Dank erfüllt, wenn gleich Keiner etwas gewinnt. Bleiben Sie gesund und besuchen Sie mich in hundert Jahren im ג"ע[3]): von Ihnen dann

---

[1]) Das ist Schelumiel IV M. 1, 6.
[2]) Am ha-arez = Unwissenden.
[3]) Gan Eden = Paradies.

alle Neuigkeiten zu hören wird erfreuen den alten, Ihnen befreundeten

Berlin, 2. Januar 1885. Zunz.

98.

Auf Ihren freundlichen Brief antworte ich nur wenige Worte, da das Schreiben und Lesen mir sauer wird und mein armes Leben nichts Interessantes zu gewähren hat. Von mir zu erzählen muß ich Andern und Gesunden überlassen. So spricht heute der alte Freund

Berlin, 18. März 1885. Zunz.

99.

Geehrter Freund!

Da ich Alter nicht viel mehr leisten und auch nicht viel schreiben kann, so wollen Sie es entschuldigen, wenn ich Ihre freundlichen Briefe nur mit wenigen Reihen beantworte. Von dem Schlumiel, den Sie erwähnen, weiß ich nichts, kümmere mich auch um keinen mehr, ausgenommen den מלאך המות[1]) und משיח[2]) [Um] Antisemitisch, da es schon seit פרעה[3]) arbeitet, kümmere ich mich nicht. Neunzig Jahre alt und ungesund, ist mir sogar ein Engel nicht bequem. Bleiben Sie gesund und jung, werden Sie reich und mächtig und behalten Sie in gutem Andenken den alten Freund

Berlin, 18. Mai 1885. Zunz.

100[4]).

Ein alter Kranker taugt nicht zum Briefwechsel; wenn ich erst wieder gesund und jung bin, schreibe ich mehr. Bleiben Sie gesund und nehmen meine wenigen Zeilen mit Nachsicht auf.

Ergebenst

Zunz.

---

1) Todesengel.
2) Messias.
3) Pharao.
4) Die beiden folgenden Briefe sind Anschriften an Briefe der Nichte vom 1. November 1885.

101.

Mein Kopf leidet es nicht, daß ich viel schreibe. Beste Grüße und Wünsche habe ich für alle meine Freunde; bleiben Sie gesund und werden Sie nicht böse dem nicht mehr viel taugenden alten

Zunz.

102.

Geehrter Herr Professor!

Da mir vieles Lesen und alles Schreiben sauer wird, so entschuldigen Sie mich, wenn ich Ihrem freundlichen Brief nur wenige Zeilen widme. Ich wünsche Ihnen Gesundheit und Reichthum, Aemter und Glück und dauernde Zufriedenheit. Ich bleibe stets Ihr alter Freund

Berlin, 11. Januar 1886. Zunz.

Für Ihre liebe Frau einen freundlichen Gruß.

Wenige Wochen später, am 17. März, schloß der müde Greis für immer die Augen. In der Ehrenreihe des Friedhofs auf der Schönhauser Allee hat er neben seiner Adelheid die ewige Ruhe gefunden. Rabbiner Dr. P. F. Frankel verfaßte seine Grabschrift[1]). Sie lautet:

פּנ
איש מופת, יחיד בדורו, עיני העדה
האיר באורו לו כל חמדת ישראל
הוא היה אבי יושב אוהל וראש החוקרים בקדמוניות ישרוו
החכם הישיש גדול מרבן שמו
יום טוב ליפמן צונץ
נאסף אל עמיו בן תשעים ושתים שנה
יום ד׳ י׳ אדר שני ה׳ תרמו
ויובל לקברות ביום א׳ י״ד לחדש
ויום הפורים נהפך מיום טוב לאבל
והמשכילים יזהירו כזהר הרקיע
ומצדיקי הרבים ככוכבים לעולם ועד.

---

[1]) Eine von Zunzens Nichte eingesandte Abschrift liegt dem Briefwechsel bei und schließt ihn ab. Herr Dr. Max Eschelbacher in Berlin hat mir freundlichst die Texte dieser und der folgenden Inschrift noch einmal mit den Urschriften verglichen.

Das heißt auf Deutsch etwa:

Hier ruht
ein wunderbarer Mann, einzig in seiner Zeit. Die Augen der Gemeinde hat
er mit seinem Lichte erhellt. Alle Geistesschätze Israels waren sein Eigen.
Er war der Vater der Gelehrten,
der Erste unter den Alterthumsforschern Israels.
Alle Ehrentitel überragt sein bloßer Name:
Jomtob Lipmann Zunz.
Er wurde im Alter von 92 Jahren eingethan zu seinem Volke
am Mittwoch, 10. Adar II 5646,
und kam zu Grabe am Sonntag, 14 desselben Monats,
am Purimfeste, das sich uns in einen Trauertag verwandelte.
„Die Weisen werden leuchten wie des Himmels Glanz
und die Tugendlehrer wie die Sterne in alle Ewigkeit."

Auf dem Grabstein Adelheids aber lesen wir die schlichten Worte, die gewiß Zunz selber entworfen hat:

פּנ
האשה היקרה והאהובה
מרת אידל
בת ר' ליב בערמן ז"ל
אשת מו"ה יום טוב ליפמן צונץ
נאספה אל עמה
בת שבעים ושתים שנה
יום א' ה' אלול ה' תרל"ד
ותקבר עשק יום שמיני לחדש
תנצב"ה

Das heißt auf Deutsch:

Hier ruht
die theure und geliebte Frau,
Frau Edel,
Tochter Löb Bermann's s. A.,
Gattin des Jomtob Lipmann Zunz,
die zu ihrem Volke eingethan wurde
im Alter von 72 Jahren
am Dienstag, 5. Elul 5634,
und am Freitag, 8. desselben Monats, begraben wurde.
Ihre Seele möge fest gebunden sein[1]) in den Bund des Lebens.

---

[1]) Vgl. Zunz, Zur Gesch. u. Litt. S. 350 ff.

Simon Eichelkatz.

Aus dem Tagebuch eines Arztes.

Von

Ulrich Frank.

---

9. September 1900.

Heute wurde ich zu einem alten Mann gerufen, der auf dem Mehlmarkt wohnt, schräg über von der „neuen“ Synagoge. Der Bote sagte mir, ich könne das Haus unmöglich verfehlen, denn die Treppe, die zur Wohnung hinaufführe, sei von außen angebracht. Die moderne Architektur der Stadt läßt das allerdings als eine Absonderlichkeit erscheinen. Ich weiß nicht, ob noch ein zweites Haus von so eigentümlicher Beschaffenheit vorhanden ist, wie dies am Mehlmarkt. Ich fand es, ohne viel darnach zu fragen. Die „neue Synagoge“ war mir überdies bekannt .... allerdings, ich war noch nicht drinn gewesen ... aber ein leiser, geheimer Zug von Pietät beschleicht mich jedes Mal wenn ich vorüberkomme und das geschieht recht häufig. Das Gotteshaus liegt auf dem Wege nach den großen Ansiedelungen, die einer der dortigen Großindustriellen für seine Arbeiter errichtet hat. Dorthin führt mein Beruf mich öfter. Und die Synagoge? Mit aus Verehrung und Scheu gemischten Gefühlen, sehe ich immer zu dem schmucklosen Tempel hin. Die Tradition halte ich hoch, man gehört nicht umsonst als Urenkel einem frommen Geschlecht an, in dem Gelehrsamkeit und „Jiches“ zu Hause war ... wie komme ich nur auf das hebräische Wort? Die Synagoge hält fest, was zu ihr gehört ... auch mich!

Und dennoch, ich vermöchte nicht darin zu beten . . . trotzdem mein Vater einst an solcher Stätte das Wort Gottes lehrte. Können wir modernen Menschen überhaupt noch beten?

Und nun gar die merkwürdigen, hebräischen Worte, den meisten heute unverständlich . . . owino malkeinu! . . . In das „Vater unser" hat die Kirche es übertragen. Es ist das inbrünstigste ihrer Gebete. „Owinu malkenu!" Ich sehe mich als kleinen Knaben neben meinem Vater stehen. Wie gläubig, wie vertrauensvoll, wie hoffnungsreich klangen diese Worte aus seinem Munde: „Owinu malkenu choswenu besefer parnosso wechalkolo . . ."

„Unser täglich Brot gieb uns heute."

Synagoge und Kirche! Ob hebräisch, ob deutsch, ob lateinisch . . . ob bei den schrillen Klängen des Schofars oder dem weichen, sinnenreizenden Orgelklang . . .? Ich glaube der moderne Mensch kann nur in der stummen Sprache des Herzens beten. Religion und Philosophie bleiben die beiden Mächte, die eine starke und freie Persönlichkeit auslösen.

Wenn ich in einer Synagoge ganz allein wäre, ich glaube, es würde mich andächtig stimmen, ich würde dort beten. In Florenz ist es mir einmal so ergangen, als ich in früher Morgenstunde, mich ganz allein in einer kleinen Kirche jenseits des Arno fand. In S. Maria del Carmine, deren Fresken, von Masaccio gemalt, den Jubel und die Freude über die Schönheit und Größe des Menschen verkünden. Aber ich erinnere mich genau, hebräische Worte waren es, die wenn auch nicht über meine Lippen kamen, doch in meinem Herzen aufwachten. Die stumme Sprache der Seele hat also wohl Heimatsklang.

Ich muß der Wahrheit die Ehre geben und bekennen, daß Simon Eichelkatz mich dazu angeregt hat, diese Betrachtungen aufzuzeichnen.

Mein Patient auf dem Mehlmarkt. Als ich die steile, sauber gescheuerte und mit weißem Sand bestreute Treppe zu ihm emporkletterte, ahnte ich nicht, daß ich in wenigen Augenblicken einem der interessantesten Menschen gegenüber stehen würde. Die Treppe führte direkt in die Küche, dort empfing mich ein langer, hagerer Mann, der auf meine Frage, wo Herr Eichelkatz sei, mürrisch antwortete: „Esscher ist

er in der gedielten Stüb" . . . Ich wußte im Augenblick nicht recht, was er damit sagen wollte. Erst als ich bemerkte, daß die Küche nur einen Lehmfußboden hatte, kam ich auf die feine Unterscheidung, daß die Stube in der mein Patient sich aufhielt, mit Brettern gedielt sei.

„Wollen Sie mich dahin führen?" fragte ich höflich.

„Wie haißt führen? Man braucht nix zu führen . . . es ist nebenan . . . geführt muß man wer'n! . . . Die neimodische Leit müß man führen, sie kennen nix von selber gehn?! . . . Bei diesen wenig freundlichen Worten riß er eine Thür auf und schrie herein: „Der Doktor is do . . . der Herr Kreisphysikus . . . ich soll'n zu Euch führen Reb Schime . . . allein trefft ers garnicht. Reb Schime, soll ich ihn reinfohren mit de weiße Schimmel oder de schwarze Rappen . . . es is ihm zu weit zu Euch, Reb Schime, die neimodische Leit wollen als geführt sein, angemolden von ä Lewkoi. Ob se zum König kimmen, oder zu Reb Schime Eichelkatz bleibt einerlei . . . angemolden woll'n se sein." . . . Seine Worte waren von einem höhnischen Gelächter begleitet und er sah mich sehr verduzt und bitterböse an, als ich ihn mit kräftiger Handbewegung zur Seite schob, gerade als er noch ausrief: „Herr Kenig, der Doktor is da." Ich stand mitten in der Stube . . . „in der gedielten Stüb" und in der That, ich stand vor einem königlichen Menschen, vor Simon Eichelkatz!

16. September.

Was ist es nur, das mich zu diesem alten Manne hinzieht? Ich freue mich beinahe, daß er meiner ärztlichen Hülfe bedarf. Ein merkwürdiger Egoismus . . . glücklicherweise ist es keine ernstliche Krankheit. Leichte Störungen im Organismus, wie sie das Alter mit sich bringt. Mein Patient ist hoch in den Siebzigern und eigentlich von unglaublicher Frische. Ein Ohnmachtsanfall, der ihn plötzlich ankam, hatte seinen Diener veranlaßt, zu mir zu schicken. Den knurrigen, unwirschen Mann, der mich so wenig höflich begrüßte, als ich meinen ersten Besuch machte. Jetzt bin ich an Feivel Silbermanns Ausfälle und Spitzfindigkeiten schon gewöhnt. Ich weiß, es ist nicht so bös gemeint und vor

Allem, er hat einen großen Vorzug in meinen Augen, er ist Simon Eichelkatz in seltener Treue ergeben. Als ich bei meinem ersten Besuch meine Untersuchung beendet hatte und den Erkrankten verließ, schlich Feivel mir nach, hielt mich auf der letzten Treppenstufe fest und fragte mit angstvollen Mienen: „Was fehlt Reb Schime? Is er Gott soll verhüten etwan wirklich krank? So war er noch nie gewest . . . ich kenn ihn zu gesund zwanzig Jahr . . . aber so wie heit. . . .“ Dabei haschte er nach meiner Hand . . . „ich muß nebbich schrein. So is ers gewöhnt . . . und wenn ich auf einmal mit de feinen Manieren käm . . . kennt er meinen, es is chaßweschmore zu Ende mit ihm. . . . Ich bitt' Sie, Herr Kreisphysikusleben, wenn einer immer schreit und meints ehrlich, is das nich e so viel, wie wenn einer immer leise redt und is falsch . . . ä falscher Hund bellt nix. Gelobt zu Gott, Reb Schime weiß, was er an mir hat. . . . Zwanzig Jahre, seit de Madame Eichelkatz ist gestorben, bin ich bei ihm. Sein einziger Sün, is ä Professor von de Universität in Berlin, . . . geschmadt, Herr Doktor, geschmadt“ . . . fügte er mit heiserer Stimme hinzu. „Seit damals, wie die gnädige Madame Eichelkatz ist gestorben, wohnen wir hier, auf'n Mehlmarkt und er hat ihn nicht wieder gesehn, Herr Doktor . . . aber jetzt, wenn er chaßweschólem krank wird . . . er is ä alter Mann . . . ich weiß nich, was ich soll thun?“ . . . Also Simon Eichelkatz hat ein Schicksal . . . ein nicht alltägliches vielleicht. . . . Ich hätte dem sanften, heitern Greise das nicht angesehen, aber Feivel konnte ich beruhigen. „Es ist nichts ernstliches, ein Schwächezustand, wie er in diesen Jahren nicht außergewöhnlich ist,“ sagte ich ihm, „er wird ohne weitere Folgen vorübergehen. . . .“ Er sah mich mit einem Blick so dankbarer Ergebung an, daß es mich rührte; „natürlich Sie müssen aufpassen und ihn gut pflegen, denn bei diesem Alter ist jedes Symptom wohl zu beachten. . . .“ „Ae Symptohn hat er?“ fragte er wieder verängstigt, „kann ä Symptohn gefährlich wern . . . is es böse Kränk? . . . Symptohn . . .“ er wiederholte das Wort mehrere Male . . . „ich hab schon gehört daß jemand kriegt ä Herzkrankheit, oder ä Nierenleiden, zu Buß gesagt, oder den Rewmatismus, aber

daß jemand kriegt ä Sympthon. . . .“ Ich erklärte ihm die Bedeutung des Wortes und er atmete wie befreit auf. . . . „Gelobt zu Gott, wenns weiter nix is . . . aufpassen wer ich schon auf de Sympthomer, Herr Kreisphysikusleben.“ . . . „Ich werde morgen wieder nachsehn, wie Herr Eichelkatz sich befindet“ sagte ich „und ich hoffe es wird nicht nötig sein, den Herrn Professor Eichelkatz zu verständigen. . . .“ In diesem Augenblicke fiel mir ein, daß ich nie einen Universitätslehrer dieses Namens hatte nennen hören. . . . „Er haißt gar nix Eichelkatz“ flüsterte Feivel ingrimmig. „As einer kann sich schmadden, kann er auch sein Vaters Namen äwegwerfen. Worum nich? Was brauch einer Eichelkatz zu heißen, wenn er is ä Professor? Da paßt sich's ewadde besser, man haißt Eichner . . . haißt ä Name. . . .“

Eichner: Professor Friedrich Eichner, der gewaltigste unter den modernen Denkern, der weltberühmte Philosoph, ein Sohn von Simon Eichelkatz!

22. September.

Ich sehe die „neue“ Synagoge jetzt täglich. Sie ist vor 40 Jahren eingeweiht worden wird aber immer noch die „neue“ genannt. Einen Rabbiner hatte man sich dazu aus Berlin verschrieben, nachdem der Ortsrabbiner 10 Jahre lang daran gearbeitet hatte, den Neubau zu ermöglichen, indem er die Baugelder zusammenscharrte, durch Aufrufe die Glaubensgenossen dafür erwärmte, bei den Behörden alle Hindernisse beseitigte . . als es so weit war, kränkte man ihn bei den Einweihungsfeierlichkeiten durch Hintenansetzung. . . . Ist Würde und Gerechtigkeit wieder unter Euch? Sind die Jahre an Euch nicht spurlos vorübergegangen? O, ihr, die ich liebe . . . meine Glaubensbrüder! Vierzig Jahre! Neue Geschlechter sind erblüht seit jenen Tagen, wo Hochmut und Ehrsucht einen edlen Geist betrübten und ihn um die Früchte seiner gottgefälligen, gesegneten Arbeit bringen wollten. Ein anderer sollte an seiner Stelle das Werk segnen, das er ins Leben gerufen und gefördert hatte. An dem Tage seiner höchsten Ehre, goß man Wermut in seine Seele . . . erfüllte man sein edles Herz mit Bitterkeit. Aber er verzieh! Nach und nach erfahre ich alle diese Geschichten aus der Khille.

Simon Eichelkatz erzählt mir davon, wenn ich ihn besuche, was fast täglich geschieht. Es gehört jetzt zu meinen liebsten Zerstreuungen, diesen alten Mann aufzusuchen . . . diesen weisen Mann. Denn was er mir sagt, in seiner schlichten einfachen Art, weckt stets neue Gedanken in mir. Er ahnt nichts von der Fülle, von dem Reichtum der Ideen, die in seinem Geiste entstehen, und wachsen. Das kommt Alles so selbstverständlich. Das Tiefsinnigste und das Erhabenste. Heut ist es ein granitner Felsen Kantischer Weisheit, der sich vor mir aufthürmt, morgen klingen die Drommetenstöße Nietzschescher Weckrufe an mein Ohr. Und dieser schwächliche Greis, der sie ausspricht, hat nie in einem andern Buche gelesen, als in dem des Lebens. Des Lebens in einer kleinen, weltfernen Stadt, des Lebens in einer Khille mit all ihren geistigen Rückständen und nationalen Eigentümlichkeiten. Allerdings die Khille in ihren konzentrischen Kreisen, mit ihrem Festhalten, Zusammenfassen, Insichberuhen war ein guter Nährboden für Eigenart und Kraftansammlung. Nichts wird dort vergeudet, nichts allzu rasch verbraucht in diesen aufs Innenleben gerichteten, zum Innenleben gleichsam gezwungenen Gemeinschaften. Und wieviel Bedeutsames ist von dort hervorgegangen! Wenn die Keime in der Muttererde kräftig gediehen, dann auf einen neuen, frischen Boden kamen, wie blühten sie empor, fruchttragend, befruchtend! Mir ist's jetzt, als könnte Professor Friedrich Eichner gar keiner andern Abstammung sein. Der Sohn, der Erbe von Simon Eichelkatz! Wenn wir in seinem Kolleg, das auch die Studierenden aller anderen Fakultäten überfüllten, mit Staunen und Begeisterung seinen Worten lauschten, die Weltsysteme die er vor uns entwickelte, sich emporthürmten zu gigantischen Formationen, dann beschlich uns manchmal ein aus Grausen und Bewunderung gemischtes Gefühl, Wer war dieser Mann? Ein Neuerer, ein Himmelsstürmer. Und nun höre ich aus dem Munde eines alten Mannes Ideen, Vorstellungen, Wahrheiten, die grundlegend für die Weltanschauungen des andern gewesen sein mochten. Ohne daß es einen Lehrer und einen Schüler gegeben hätte in diesem Verhältnisse. Denn Professor Friedrich Eichner wußte nichts von seines Vaters Weisheit und dieser weiß nichts von seines Sohnes philosophischem Weltgebäude.

Er spricht nicht von ihm . . . er weiß wohl auch nichts von seinem Leben und seiner wissenschaftlichen Bedeutung. Nur neulich, als er mir von der „neuen“ Synagoge erzählte, sagte er in Gedanken versunken: „Die erste Barmizwah, die dort stattgefunden hat, war die meines Sohnes. Ich erinnere mich noch der Rede, die unser Row damals gehalten hat . . . von der Elternliebe und der Treue für die Führer unserer Jugend. . . . Herr Kreisphysikus, unser Rabbiner war ein feiner und ein gescheidter Mann, aber was ein Kind wirklich sein soll, hat er doch nicht verstanden. Von uns fort soll es wachsen, über uns raus soll es wachsen, größer als wir und stärker und höher . . . und nichts wollen soll man von ihm und nicht rufen soll man, komm und bleibe hier bei mir, wo es eng ist und wenig Luft. . . . Genug für einen alten Mann! Aber zu wenig für Dich! Und nicht mein Kind sollst Du sein und nicht ein Kind, ein Junges, das nach dem Stalle schreit, wo Vater und Mutter auf dem weichen Stroh sich wälzen, Thieren gleich. Fortpflanzen sollst Du Dich . . . ein Mensch sollst Du sein, nicht ein Kind.“

Simon Eichelkatz . . . Friedrich Eichner!

Meine Seele ist weich und ich liebe meine teure Mutter, die mir ein gütiges Schicksal erhalten hat, und ich segne und ehre das Andenken meines verstorbenen Vaters . . . ich bin durchaus anderer Ansicht über dieses Thema, wie Simon Eichelkatz, aber mir war es, als hörte ich ein Kapitel aus Nietzsches Zarathustra. . . . Niemals klang dieser Name an Dein Ohr, Simon Eichelkatz! Du hast die Khille nie verlassen und lebst seit 20 Jahren einsam, mit Deinem Pfleger Feivel Silbermann. . . . Dein Sohn aber hat große Werke über des Zarathustra Lehren geschrieben.

24. September.

Die Mitglieder der hiesigen Gemeinde fangen an, mich für einen Sonderling zu halten. Ein neuer Kreisphysikus jüdischen Glaubens hätte gewissermaßen die Verpflichtung, sich zu den Honoratioren unter seinen Glaubensgenossen zu gesellen. Man erwartete das auch von mir und sicherlich hätte ich auch meine Karte längst bei den wohlhabenden und sich vornehm und gebildet dünkenden jüdischen Familien abgegeben

haben müssen. Eine ganz stattliche Liste der Namen angesehener Leute liegt auf meinem Schreibtisch . . . ich habe auch die feste Absicht, mich ihnen vorzustellen, mein Vorgänger hat es mir dringend empfohlen. „Sie werden sich am schnellsten hier einleben, wenn Sie in den Kreisen der begüterten jüdischen Familien sich einführen werden. Die Gemeinde hat von altersher einen Ruf, auf Bildung und gute Lebensführung etwas zu halten, und was können Sie in der kleinen, vom Weltgetriebe abseits liegenden Stadt Besseres finden, als so ein wenig Anregung im häuslichen Kreise," hatte er zu mir gesagt. „Die Abende sind lang, man kann nicht immer beim Skat sitzen" . . . ich ganz gewiß nicht, denn ich kenne das Spiel nur äußerst mangelhaft . . . also die gebildeten jüdischen Familien sind meine Zukunft hier . . . vorläufig aber habe ich noch etwas anderes gefunden, was mir mehr giebt, als die zu erwartenden Anregungen ästhetisierender Frauen und Jungfrauen jüdischen Glaubens. — O, und ich liebe meine Juden, meine Brüder so innig! Aber nicht blind soll mich dies machen für ihre Schwächen. Ich zähle zu diesen die Schöngeisterei und Bildungsheuchelei, die so sehr überhand genommen unter den Töchtern unseres Volkes. Wie oft habe ich es in Berlin unangenehm empfunden, wenn sie so über Alles und Jedes sprachen mit jener Halbbildung die den Eindruck hervorruft, daß es ihnen nicht um die Erkenntniß zu thun ist, sondern um die Wirkung, die sie hervorbringen mit ihrem scheinbaren Vielwissen. Was lernen sie nicht Alles, was wollen sie nicht Alles lernen? Wie oft war ich in Versuchung, manch einer von ihnen zu sagen: „Vielwisserei bildet den Sinn nicht, lernet glauben und denken." . . . Soll sich das nun hier wiederholen? Ich bin ängstlich . . . mein Amtsvorgänger hat mir zu viel von den „gebildeten" Jüdinnen vorgeschwärmt und daß einige von ihnen in auswärtigen hervorragenden Erziehungsanstalten ihre Ausbildung genossen haben. Ich kenne das und fürchte es. Diesen Institutsdrill! Aber es wird wohl nicht anderes übrig bleiben . . . wenn die Winterabende hier wirklich so lang und öde sind, dann werde ich mich der Pein wohl nicht entziehen können, von jungen Lippen, die weich und rosig zum Küssen sind, die Frage an mich

gerichtet zu hören: „Wie stehen Sie zu Nietzsches: Jenseits von Gut und Böse?“ oder „glauben Sie, daß die Maler des Quatrocento und die Sezessionisten von heut Berührungspunkte haben?“ Wie weh das thut! Physisch beinahe. Jedenfalls hat es mir die Lust am Küssen sanfter Rosenlippen oft verdorben.

Wenn ich Weisheit suche, wenn ich an der Quelle des Lebens schöpfen will, dann gehe ich hier nicht zur Jugend, sondern zum Alter. Ich war heute Nachmittag wieder bei Simon Eichelkatz. Draußen stürmte und regnete es. Ein unfreundlicher, grauer Herbsttag. Der erste in diesem Jahre. Bis jetzt hatte das Wetter sich noch gut gehalten. Ueber der kleinen, stillen Stube lag etwas Beschauliches, Wohliges, Durchgeistigtes. Halb träumerisch halb nachdenklich. Wie ein allmäliges Ausklingen einer großen Melodie. Ob Simon Eichelkatz jemals etwas von Stimmungen „ehört hat? Es gelüstete mich ihn darnach zu fragen. „Sagen Sie, Reb Schime,“ so nannte ich ihn jetzt oft, „haben Sie, wenn Sie hier so ganz allein und einsam sind, in dieser großen Stille, ein besonderes Gefühl, so . . . so, wie soll ich es nennen, als ob Sie ein Teil Ihrer Umgebung wären, als ob Alles, was hier um Sie ist, mitwirkte, um in Ihnen bestimmte Ideen auszulösen. . . .“ Ich mußte lächeln, als ich das Wort aussprach . . . jetzt sage nur noch „Milieu“ verhöhnte ich mich selbst, und dennoch, niemals habe ich die Bedeutung dieses Wortes stärker empfunden als in diesem Augenblick. Der alte Mann sah mich an, als wolle er in meinem Gesicht die Deutung der ihm unverständlichen Frage finden. Sinnend ruhten seine klaren, noch immer scharfen Augen auf mir, dann flogen sie durch das Zimmer, als sollte dies ihm über die Zusammenhänge meiner Frage Aufschluß geben und endlich sagte er langsam, als könne er seinen Gedanken nur schwer formulieren: „Ich höre die Stille um mich . . . meinen Sie das Herr Doktor? Ich höre die Stille und darum bin ich nicht einsam. Meine Seele ist nicht taub und zu mir redet Alles, was mich umgiebt. Und der Tisch hat eine Sprache und der Stuhl auf dem ich sitze und meine Pfeife, Herr Doktor, meine lange Pfeife, die redt' sehr viel . . . und der Kidduschbecher dort

und die Psomimbüchs' . . . wunder was die erlebt haben und zu erzählen wissen . . . und wenn draußen die Sonn' scheint und durch die Fenster guckt, ist es anders und wenns regnet, wie heit ist es wieder anders, . . ." er stützte den Kopf in seine Hand, „aber niemals ist die Stille tot . . . sie lebt, wie ich lebe." . . . Friedrich Eichners Gestalt stieg vor mir auf, wie ich ihn vor einigen Jahren auf dem Katheder, über Zarathustras: „Die stillste Stunde" gehört hatte.

„Das eben nennt man „Stimmung", Reb Schime," sagte ich wie aus wirren Träumen. Er nickte einige Male mit dem Kopfe, erwiderte aber kein Wort.

25. September.

Heute hat Simon Eichelkatz mir vom Rabbiner Doktor Merzbach erzählt. Das ist sein Lieblingsthema. Er findet die kraftvollsten Ausdrücke, wenn er auf ihn zu sprechen kommt. „Das war ein Mann" rief er ein über das andere Mal, „fein, klug, gut . . . viel zu gut für die Parchonim in der Khille. Spaß hat sie ausgesehen, wie er is hergekommen . . . ich erinner' mich als obs gestern ist gewesen. Den ersten Schabbes in Schul . . . es war noch die alte Schul . . . nix gewußt hat man, daß eine Zeit kommen wird, wo es eine „neue Synagoge" geben wird. Und die hat er gebaut. Die alte war schon fast mehr unter der Erd', als darüber. Und so waren die Leute hier. Verschwarzt! Verschwarzt im Gemüt und verschwarzt in der Moral. Und eine neue Synagoge hat er aufgebaut im Geiste der Menschen, und dann erst hat er eine aufbauen lassen, damit sie an würdiger Stätte ihren Gottesdienst abhalten können. Das hat er gesagt, Herr Doktor. Ich hör' ihn noch reden und viel habe ich von seiner Sprach' gelernt, denn keine Predigt habe ich versäumt und er war auch sonst immer gut und freundlich zu mir und hat sich mit mir unterhalten, so oft er mich hat gesehen. Ein großer Gelehrter war er . . . ein wirklicher Doktor, nicht blos ein Talmudchochem, auch die anderen Wissenschaften hat er gekannt. Damals an jenem ersten Schabbes war die alte Schul so voll, daß die Menschen sind gestanden bis raus auf die Straße, und so still sind sie gewesen, daß man jedes Wort

hat verstanden. Und da hat er geredt, wie Mausche Rabbenu, wie er is vom Sinai heruntergekommen zu den Kindern Israels. Nicht daß sie schlecht sind, hat er ihnen gesagt, aber daß sie müssen besser werden. Und daß sie sich nicht dürfen beherrschen lassen von ihren Instinkten und Neigungen, sondern daß jeder an sich arbeiten müsse, um klüger und edler zu werden, und daß jeder das könne, denn es sei sein göttliches Erbteil, das einem jeden Menschen verliehen, als Gott ihn schuf nach seinem Ebenbilde. Und sie sollten stolz sein auf ihr Menschentum und sie sollten die Menschenwürde dazu erwerben. Herrlich hat es geklungen, und wenn sie ihn auch nicht verstanden haben, so haben sie doch geweint vor Rührung und haben gesagt, es sei eine S'chie für die Khille, daß so ein Mann ist ihr Row geworden. Und aus den benachbarten Ortschaften sind die Leut hergekommen, um Doktor Salomon Merzbach reden zu hören und in der Weinstub' von Heimann am Ring hat man von nichts anderem gesprochen. Was fein war oder dafür gelten wollte hat sich anfangs zu ihm gehalten, mehr aber noch die poscheten Leute und die armen und unglücklichen, denn für die war er, wie ein Engel von Gott gesandt." Der Erzählende machte eine kleine Pause, als ließe er im Geiste diese Zeit nochmals vor sich auferstehen. „Milde war er mit den Schlechten und freundlich und nachsichtig mit den Verstockten und Böswilligen, und erklärte ihnen, daß sie nach ihrem Willen gut sein können, denn der Wille sei dem Menschen gegeben, um ihn auszuüben und um ihn zu überwinden. Ich war damals noch jung und ich verstand ihn nicht, aber eins verstand ich doch, daß da ein großer und guter Mensch gekommen sei, der predigte in unserer Wüste." . . . Woher hat Simon Eichelkatz diese Bilder, diese Begriffe, diese Worte? Ich stehe vor einem Rätsel. „Später aber," fuhr er fort, „begriff ich, was er meinte. In uns ist nichts Gutes und nichts Böses, erst wie wir handeln, bestimmt den moralischen Wert der Dinge." . . . Mir war als müsse ich einen Aufschrei unterdrücken. Ich sprang empor und sagte eiligst gute Nacht. Es war mir fast unheimlich, die neuen Werte, die Grundgedanken über gut und böse, hier von einem völlig Ahnungslosen angedeutet zu hören. Die Juden besitzen unbedingt philosophische

Instinkte. Als ich hinaustrat, regnete es noch immer. Undurchdringliche Wolken hingen tief herab, als ob die ganze Welt versinken sollte in den kalten, triefenden Nebelmassen. Die Stufen der Treppe, die zum Mehlmarkt führten, waren glatt und schlüpfrig. Vorsichtig tastete ich mich hinunter. „Wahrlich, ich sage Euch: Gutes und Böses, das unvergänglich wäre — das giebt es nicht! Aus sich selber muß es sich immer wieder überwinden“ . . . halblaut sprach ich diese Worte vor mich hin. Mich fröstelte und müde und abgespannt schlich ich nach Hause.

26. September.

Ich weiß jetzt ungefähr, wie Dr. Salomon Merzbach ausgesehen hat. Simon Eichelkatz besitzt eine alte Daguerrotypie von ihm, die er sorgfältig aufbewahrt und wie ein Heiligtum ehrt. Er hat mir das Bild gezeigt, als ich heute Vormittag bei ihm war. Freilich auf der glänzenden, sich spiegelnden Platte schienen die Züge fast verwischt, aber als ich es mit der Hand beschattete, traten sie aus dem Dunkel deutlicher hervor. Ein feines, edles Gesicht, von liebenswürdigem Ausdruck und unendlich gütig. In den Augen leuchtet es wie von verstecktem Spott, aber wohlwollend, gutmütig — vielleicht etwas wehmütig. Nicht wie jemand, der die Schwächen der Mitmenschen verhöhnt, sondern wie einer, der sie bemitleidet, sieht er aus. Der souveräne Humor des Weisen spielt um den kräftigen Mund mit den etwas sinnlichen Lippen. Man empfindet die Größe und Güte einer reinen Natur, wenn man in die Züge dieses Antlitzes sich vertieft. Ein schmaler Bartstreifen umrahmt das Gesicht und rundet sich unter dem starken Kinn. Das giebt dem Gesicht einen geistlichen Ausdruck, und man denkt eher an einen Pastor als an einen Rabbiner. Es war, als hätte Simon Eichelkatz meinen Gedankengang erraten, denn er sagte plötzlich: „Kleinigkeit hat sich hier was gethan, wegen dem Bart! ‚Ä Row soll tragen ä glattes Gesicht!‘ Die Orthodoxen haben gerast. ‚Er sieht aus wie rasiert,‘ haben sie geschrieen, obschon sie haben genau gewußt, daß man die glatte Haut sich kann allein machen, ohne Messer, mit Aurum . . . entschuldigen Sie, Herr Kreisphysikus . . .

Aurum=Stinkum haben wir als Kinder immer gesagt. Aber die Orthodoxen haben gethan, als wüßten sie von nichts... Stinkum! Sie haben ihm nicht wenig zugesetzt mit seinem Bart und mit seiner Toleranz. Schon nach der ersten, großen Rede, von der ich Ihnen hab erzählt, haben sie sich zusammengethan, nachmittag beim Scholausch sudes, beim Reb Dovidel Kessler, und haben angefangen, gegen ihn zu wühlen. ‚Was haißt,' haben sie geschrieen, ‚es gebt nix Gutes' und nix Böses ... meschugge is er ... was sinn das für Chochmes? Und trogt ä neumodischen Bart, wie ä .... Gallach, und ä Talar und ä Barett .... und den Talles ä so schmal, wie ä Cravattel ... das soll ä Row sein?' .. In dieser Stunde hatte sich schon eine Gegenpartei gebildet, die gegen alle Neuerungen und notwendigen Reformen, die Dr. Merzbach einführte, auftrat. In heimlicher Maulwurfs=arbeit, denn öffentlich wagten sie keine Opposition, weil die intelligenteren und wohlhabenden Kreise in der Gemeinde zu ihm hielten. Besonders aber die jungen Leute bildeten seinen treuen Anhang. An den „Schaboßim", wo er predigte, war die Synagoge stets überfüllt. Er versammelte außerdem am Nachmittage in seinem Hause alle diejenigen, die über religiöse und moralische Fragen sich belehren wollten, und wie die Jünger um ihren Meister, so schaarten sie sich um den Mann, der Licht in das Dunkel ihrer Vorstellungen und Begriffe bringen wollte. Man hatte für die Gegner rasch eine Bezeichnung gefunden und nannte sie verächtlich: „Die Opposition". Hinterlistig, doppelzüngig, fälsch, kriecherisch, nieder=trächtig und mit der gefährlichsten Waffe der Verleumdung zogen sie gegen Dr. Merzbach ins Feld. Noch heute, wo Simon Eichelkatz mir davon erzählt, überfällt den sonst so Gelassenen etwas wie ein heiliger Zorn. „Und was hatte die Khille ihm alles zu danken," rief er aus. „Unsere Sprache verbesserte er, aus dem Jargon, in dem wir Alle redeten und der uns auch heute im Eifer des Gesprächs noch manchmal überfällt, entwickelte er durch die Macht und Schönheit seines Vortrags auf der Kanzel das Bestreben nach einer besseren, gebildeten Ausdrucksweise. Die jüngere Generation hatte es gut, die kam leicht hinein in diese neue und bessere Zeit. Uns Älteren wurde es schon schwerer ...

zum Lernen hatte man wenig Zeit, aber wer ihn verstehen wollte, der konnte . . . . . der konnte.

Ich war schon ein verheirateter Mann, als er herkam, ich hatte mein Geschäft und konnte leider nicht mehr in die Schule gehn, aber gelernt habe ich doch von ihm . . . sprechen, Herr Kreisphysikus, und vielleicht auch denken . . . obwohl das erst viel später kam. Bei der Arbeit und bei den Geschäften kommt man nicht dazu. Aber ich sah und hörte alles, was der neue Rabbiner vornahm, und ich verfolgte es mit Interesse, wenn ich auch damals noch nicht reinreden konnte in Gemeindesachen. Und wissen Sie, was er dann that? Eine Schule rief er ins Leben, eine jüdische Gemeindeschule mit lauter akademischen Lehrern. Die Mädchen- und Knabenschule getrennt, und alles lernte man dort, wie in den Schulen der Christen. Als er die Weihrede bei Eröffnung der Schule hielt, da sagte er: das seien die Segnungen des Jahres 1848, das uns Juden die Freiheit gebracht hat, als Staatsbürger von allen Rechten des Fortschritts und der Kultur Gebrauch machen zu dürfen. Und um ihn herum die Knaben und die Mädchen festlich gekleidet und die Eltern dankbar und gerührt. Die „Gegenpartei“ aber richtete sich auch gegen diese geistigen Bestrebungen und das Wort „Fortschritt“ machte sie wild, wie ein rotes Tuch den Ochsen.“ Simon Eichelkatz hatte heute einen besonders guten Tag. Er erzählte alles so lebendig. Es war, als wirkten die Kämpfe jener Zeit noch in ihm nach. Natürlich, der junge Geschäftsmann, der schon einen eigenen Hausstand hatte, stellte sich ganz auf die Seite der Liberalen, die zum Rabbiner hielten, während die „Andern“ höhnisch und mit fanatischem Ingrimm von dem „neimodischen Row“ sprachen und die Einrichtungen, die er machte, zu zerstören bemüht waren.

„Die Abänderungen, die er auch im Gottesdienste einführte, vor allem der von einem musikalisch geschulten Kantor geleitete Chorgesang, erbitterte sie derart, daß sie nun sogar offen auftraten und sich einen eigenen Gottesdienst unter Dovidel Kesslers Führung einrichteten. Er aber hatte Nachsicht und Mitleid mit seinen Feinden und wollte nichts davon hören, wie sie ihn besudelten. Er war eben ein

gütiger und großer Mensch, und er ließ sich in seinen Bemühungen nicht hindern. Und durch zehn Jahre voll böser Kämpfe und bitterer Anfeindungen baute er seine neue Synagoge im Herzen der Menschen und er fand ja endlich auch einen Boden. Die Verhältnisse besserten sich, und dann gab er ihnen auch ein gemeinsames Ziel, die Erbauung eines neuen Gotteshauses. Da hatten sie eine Aufgabe für ihre Thatkraft, aber auch für ihren Ehrgeiz und ihre Eitelkeit. Das muß sein, Herr Kreisphysikus. Das Höchste geht oft aus dem Niedrigsten hervor. Und endlich stand das Gotteshaus fertig da. Welche Freude gab es da! Und welcher Lohn! Ich aber frage sie heute, Herr Doktor: Kann das Leben nicht ohne Gesindel sein? Ist der Schmutz ein Bestandteil der Reinlichkeit?"

Schon wieder diese merkwürdigen Betrachtungen.

„Sind vergiftete Brunnen nötig und stinkende Feuer und beschmutzte Träume und Maden im Lebensbrode?" Immer drängen sich mir Vergleiche aus dem Zarathustra an. Von wannen kommt dir diese Wissenschaft, Simon Eichelkatz?

Und ahnest du, daß es Antwort giebt auf diese Fragen!

„Wahrlich, keine Heimstätten halten wir hier bereit für Unsaubere. Eishöhle würde ihren Leibern unser Glück heißen und ihren Geistern! Und wie starke Winde wollen wir über ihnen leben; Nachbarn den Adlern, Nachbarn dem Schnee, Nachbarn der Sonne: also leben starke Winde."

Mein Auge fiel wieder auf die Daguerrotypie . . . warst du ein starker Wind, Rabbiner Dr. Merzbach? Manches bliesest du weg von den Trümmern der Vergangenheit. Aber du wußtest nichts vom Machtgefühl neuer Werte, du wußtest nicht, daß man seinen Feinden und allem, was spuckt und speit, zurufen müsse: „Hütet euch, gegen den Wind zu speien!" Du lebtest in den Zeiten der Daguerrotypie!

Ich erbat mir von Simon Eichelkatz die Erlaubnis, das Bild mit meinem ausgezeichneten photographischen Apparate, den ich zur Röntgendurchleuchtung anwende, zu vervielfältigen. . . . . .

28. September.

Die Rebbezin! Eine Fülle von Vorstellungen ruft das Wort in mir wach. Ich sehe im Geiste meine gute Mutter, wie sie still und bescheiden in dem kleinen Örtchen lebt, wo mein Vater, seligen Angedenkens, als Rabbiner angestellt war. Als er starb, gerade während ich im Staatsexamen war, wollte ich sie bestimmen, zu mir nach Berlin zu ziehen. Aber sie mochte nicht. „Hier bin ich zu Haus, hier habe ich das Grab meines Mannes, sichrauno lebroche, hier sind die Gräber meiner seligen Eltern und meiner Geschwister, hier liegen deine beiden Schwestern, die jung gestorben sind . . . hier ist meine Welt. Jeder Mensch kennt mich, und ich kenne alle Leute. Was soll ich in Berlin unter lauter Fremden? Ich würde mich ängstigen und nicht zurecht finden und dich würde ich nur hindern in deinem Beruf. Lass' mich wo ich bin. Alte Bäume soll man nicht verpflanzen. Und hier kann ich auch bekowet leben mit dem, was ich hab . . . In der teueren Stadt reichts nicht hin und nicht her. Wenn du mir nur oft schreibst und mich alle Jahre besuchst, so hab' ich ein beglücktes und gesegnetes Alter." So habe ich es auch gehalten und werde es weiter halten, hoffentlich noch lange Jahre. Mein Mütterchen ist rüstig und gesund und in dem kleinen bescheidenen Winkelchen, das sie zu ihrem Witwensitz sich zurecht gemacht hat, wohnt echter Frieden und wahre Demut . . . Demut! Das ist nun gerade nicht das rechte Merkmal einer Rebbezin! Was so eine echte, vollgiltige war, die war gewöhnlich stolz und selbstbewußt. Je bescheidener und schlichter der Row ist, desto hochmütiger und anspruchsvoller die Rebbezin. „Das ist auch ganz natürlich", hatte Simon Eichelkatz heute zu mir gesagt. Die Juden tanzen ihren Beamten gern auf dem Kopf herum und sind hartherzig und herrschsüchtig den Schwachen, Abhängigen gegenüber. Es ist das ein unaufgeklärter Zug in der jüdischen Volksseele. Vielleicht liegt es daran, daß sie oft Besserwisser sind und rechthaberisch. Und nun kommt so ein feiner, stiller, friedliebender, nachdenklicher Mann, wie es die Rabbiner ja in den meisten Fällen waren, besonders damals vor fünfzig Jahren, und sofort regte sich der Widerspruchsgeist in ihnen, und je mehr

sie ihren „Row“ achteten und liebten, desto mehr quälten und chikanierten sie ihn. Alles, was sie selbst nicht besaßen an Talmudgelehrsamkeit, Wissen und Bildung, an Güte, Bescheidenheit und Zurückhaltung, an höchster Frömmigkeit und Aufopferungsfähigkeit, das verlangten sie von ihm. „Er sollte so gewissermaßen alle Zores und alle Schlechtigkeit und Dummheit der Balbatim auf sich zu nehmen,“ sprach er weiter, „und je mehr Übergriffe sie selbst sich erlaubten, desto mehr Tugend erwarteten sie von ihm. Wunder! Nu, Dr. Merzbach hat's gehalten und die „verschwarzte“ Khille wirklich entsühnt.“ Das mag wohl in diesen Zeiten überall ähnlich gewesen sein, wo die modernen und akademisch gebildeten Rabbiner anfingen, Licht und Wahrheit in die Gemüter der Juden zu tragen, die durch die Verfolgungen und Erniedrigungen, unter denen sie so lange geschmachtet hatten, mißtrauisch, hinterhaltig, feige und verbittert geworden. Das war keine kleine Aufgabe. Und mancher, der schwach war und verzagt, mochte daran gescheitert sein. Da war es ein rechtes Glück, wenn die Rebbezin so war, daß sie dem Manne schützend und behütend zur Seite stand, daß sie abwehrte, was Unverstand, Bosheit und Tyrannenlaune ausheckten, und daß sie dafür sorgte, daß man sich nicht alles gefallen ließ. Gewöhnlich war das Verhältnis so: den Row liebten sie und kränkten ihn, und die Rebbezin haßten sie, aber sie fürchteten sie. Das Gleichgewicht aber war einigermaßen hergestellt.

„Und unsere Rebbezin, Frau Dr. Merzbach, die war ihnen gewachsen!“ rief er aus. „Sie war stolz und fast hochmütig sah sie auf die Gemeindemitglieder herab, die weder durch Abstammung, noch Stellung entfernt an sie heranreichten. Denn sie war die Tochter einer der ersten und hervorragendsten Familien, und die Frömmigkeit und Gelehrsamkeit ihres Vaters und Großvaters waren in ganz Israel bekannt. Wie hätte jemand in der „Khille“ sich ihr an Vornehmheit und aristokratischer Geburt vergleichen können? Diese Händler und Geschäftsleute erschienen ihr wie Vasallen. So war sie gewöhnt, in ihrem Elternhaus die Balbatim sich ihrem Vater nahen zu sehen, so wußte sie, hatte man in tiefster Ehrfurcht und Hingebung sich ihrem

Großvater genähert. Die „grobbe" Art, mit der man wagte, ihrem Manne zu begegnen, diese zudringliche Vertraulichkeit verletzten sie daher auf ärgste. Und unerschrocken und selbstsicher, wie sie war, machte sie aus ihrer Gesinnung keinen Hehl. Das gab nun zu ewigen Reibungen Veranlassung und der Row machte verschiedene Versuche, sie mit ihrer und seiner Stellung auszusöhnen. Aber obwohl sie ihren Mann verehrte wie einen Heiligen und liebte mit der Hingebung und Treue der echt jüdischen Ehefrau, darin war sie unerschütterlich. Vielleicht gerade deswegen. Denn unbewußt fühlte sie heraus, daß man dieser „Rotte" nicht allein mit Güte und Milde beikommen könne, sondern daß auch Strenge und Stolz dazu erforderlich seien. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Dr. Merzbach den Kampf nicht hätte ausfechten können ohne seine mutige Ehehälfte. Daß sie manche Kränkung, manche Bosheit ihm ferne hielt, ist gewiß. Keiner traute sich recht mit ihr anzufangen. Und wenn die Frau Dr. Merzbach über den Ring schritt, so verzog sich manch einer scheu um die Ecke, der ein schlechtes Gewissen hatte, wegen Klatscherei, Intriguen und Hetzereien, deren die „Gegenpartei" sich bediente, um gegen den herrlichen Mann zu wühlen. In seiner Gutmütigkeit war er ihnen kaum gewachsen, vor der Rebbezin aber zitterten sie. Und glauben Sie mir, Herr Kreisphysikus, sie hatte Recht, sie konnte nicht anders. Nur so war dem Heuchlerpack beizukommen. Wenn sie nicht Furcht gehabt hätten, sie hätten den Mann, der ihnen die Wohlthat geordneter und gesitteter Verhältnisse bringen wollte, noch wüthender angefeindet. Genug Bitternis haben sie ihm bereitet und er wäre wohl auch manchmal müde und entmutigt zusammengeklappt, wenn seine Häuslichkeit nicht ein Gegengewicht gebildet hätte gegen die Versumpftheit der „Khille".

Und darin war die Rebbezin bewundernswert. Sie war ebenso klug wie stolz, und selbst ihre größten Gegner, zu denen manche von den sogenannten Honoratioren aus Neid auch gehörten, gaben zu, daß sie Geist und Verstand besaß und auf alles einzugehen wußte, daß sie moderne Bildung sich anzueignen bemüht war, und in ihrem Hause die besseren Elemente der Gemeinde um sich vereinigte. Und

dieses Haus war heiter, vornehm, gesellig. Nirgends unterhielt man sich so gut wie bei Dr. Merzbach, die „Freitag-Abende“ beim Herrn Rabbiner waren bekannt als Sammelpunkt der Gebildeten, geistig Höherstehenden in der Gemeinde und in der Stadt. Und auch Christen gehörten zu diesem Kreise. Sie können sich denken, Herr Doktor, was das für böses Blut machte. Aber die „Rebbezin“ machte sich nichts daraus und niemand konnte ihr etwas anhaben, denn der Ruf ihrer Frömmigkeit war unantastbar und es gab viele, die behaupteten, sie stehe auf einem orthodoxeren Standpunkt wie der „Row“. Es war etwas wahres daran. Er als der große Talmudist mochte manche freiere Auslegung der Gesetze finden, mancher Neuerung die Wege bahnen, während sie fest auf dem beharrte, was ihr aus dem großväterlichen und elterlichen Heim geheiligt war. Ich erinnere mich noch daran, wie er einmal, an einem sehr heißen Tage zu mir ins Kontor kam, den Hut abnahm und sich die Stirne abtrocknete und dann ohne Kopfbedeckung sitzen blieb, als plötzlich draußen im Laden die Rebbezin sichtbar wurde. Hastig und mit verlegenem Lächeln griff er nach seinem Hut und sagte: „Gott behüte, daß meine Frau sieht, daß ich ohne Käppchen sitze“ . . .

Solche Kleinigkeiten und Äußerlichkeiten gaben ihr einen Nimbus, und dann ihre große Wohlthätigkeit und Gemeinnützigkeit. Es gab keine humane Veranstaltung in der Gemeinde und in der Stadt, deren Haupt sie nicht war. Und äußerlich kühl und zurückhaltend, immer von stolzer Haltung, war sie doch von aufopferungsvollster Güte, wo es galt, zu helfen. Ich habe sie während der Choleraepidemie an den Krankenbetten gesehen . . . . und ich weiß, was sie für ein Herz hatte bei ihrem großen Verstande. Die andern aber kamen ihr nicht näher, denn die beurteilten sie nur nach ihrem Verstande, und der ließ sie oft hart und kalt erscheinen. Aber ihr lag nichts daran. Sie hatte gar nicht den Wunsch, diesen Leuten näher zu treten, die ihr roh and ungebildet dünkten und wenig sympathisch waren. Dr. Merzbach versuchte wohl manchmal, sie umzustimmen, aber das war der Punkt, wo sie nicht nachgeben wollte, vielleicht auch konnte sie es nicht. Das war wohl die einzige trübe Wolke am

Himmel dieser gesegneten Ehe, die in dreiundvierzigjähriger innigster Gemeinschaft ein Bild reinsten und höchsten Glückes, vollster Zufriedenheit bot. Nur in ihrem Hause war die Rebbezin heimisch, in der Khille blieb sie immer eine Fremde. Und wissen Sie, Herr Kreisphysikus, wenn ich's recht bedenke, ich glaube, die Rebbezin ist immer ein Fremdling in der Gemeinde. Sie kann sich nicht anpassen." Ich mußte lächeln. Ich dachte an meine Mutter, die so ganz anders war. Aber freilich, das sind heut andere Zeiten und andere Sitten, und dann die kleine, enge Gemeinde, in der mein Vater wirkte, unter freundwilligen und lieben Menschen! ... Die „Rebbezin" ist wohl eine Erscheinung, die einer anderen Epoche angehört.

30. September.

Der Herbst hat sich nun völlig über die Lande gesenkt. Rauh, düster fröstelnd, mit ewigen Regenschauern. Die Stadt ist nicht schön in solcher Verfassung, und sicherlich würde ich meinem Hang zur Melancholie erliegen, wenn ich nicht meinen Beruf hätte und — Simon Eichelkatz. Er spricht von allem Möglichen. Nur wenn das Gespräch eine Wendung nimmt, die zu seinen persönlichen Erlebnissen führt, wird er einsilbig und zurückhaltend. Ich weiß daher im Grunde wenig von ihm. Außer den Andeutungen, die mir einmal Feivel Silbermann gemacht hat über seinen „geschmadten" Sohn Friedrich Eichner habe ich nichts von ihm erfahren. Es widerstrebt mir, einen Diener auszufragen, wenn ich auch überzeugt bin, daß hinter der scharfen, ironischen Betonung, mit der er bei jeder Gelegenheit sagt: „Die gnädige Madam Eichelkatz" etwas steckt. Offenbar war die verstorbene Madame Eichelkatz nicht nach seinem Geschmack. Von anderer Seite wird mir auch nichts bekannt. Ich habe meine Karte noch immer nicht abgegeben in den „ersten jüdischen Familien" der Gemeinde und habe noch keinerlei Beziehungen. Ich will es aber wirklich nächstens thun. Vorläufig bin ich mehr zu Hause bei den Toten dieser Gemeinde, die Simon Eichelkatz hoffentlich vor mir nach und nach wird aufleben lassen, wie bei den Lebenden. Diese versunkene Welt regt mich lebhaft an, und ich interessiere

mich für jene Gestalten, die vor fünfzig Jahren hier durch die engen Gassen schlichen. Was in dieser Welt Ereignis war, was diese Menschen beschäftigte, wie sie lebten, liebten, haßten, das alles hat einen gewissen kulturgeschichtlichen Reiz für mich, der durch die nationalen Interessen erhöht wird.

Simon Eichelkatz hat mir gestern versprochen, mir während der Herbst- und Winterzeit allerhand zu erzählen. Ob ich mit dem Abgeben der Visitenkarten nicht doch noch warte? Hat man erst angefangen, dann giebts Einladungen und gesellschaftliche Formen, denen man sich nicht entziehen kann und dann wäre es vorbei mit den Plauderstunden bei Simon . . . das muß ich mir noch gründlich überlegen. Ob ich in den „ästhetischen Salons" der feinen Judenhäuser so herzlich lachen würde, wie gestern, als Simon mir die Geschichte vom Lehrer Sandberg erzählte? Kaum! Die jungen Damen würden die Sache offenbar shoking finden. Ich aber will sie hier verzeichnen und nenne sie: „Lehrer Sandbergs Abenteuer". Am heißesten und längsten der jüdischen Fasttage wars. Schiwo oßer betammes. Die Sonne brannte glühend herab. Kein erfrischender Athemzug belebte die drückende Schwüle und die Khille beschloß die zehntägige Fastenzeit, in der keinerlei Fleisch auf den Tisch kommen durfte und man sich nur mit den sogenannten „milchigen" Sachen ernährte, mit einem Vollfasttag, an dem weder Speis noch Trank die Gläubigen labte. Die männlichen Mitglieder der Gemeinde hielten diese Vorschriften mit aller Strenge, obwohl es sehr erschwerend für die fromme Übung war, daß dieser Tag in den Hochsommer fiel und daß er so endlos lang war. Zur sprichwörtlichen Bezeichnung hatte man das ausgebaut und von einem besonders hochgewachsenen Menschen sagte man: „Er hat 'ne Läng, wie Schiwo oßer betammes." Aber weder Hitze noch Länge hinderten die Gläubigen, den Fasttag zu halten, galt er doch gewissermaßen als ein Vorläufer seines großen, heiligen Bruders des „Versöhnungstages". Die Gemeinde also verhielt sich bußfertig, sie fastete, betete, schwitzte, stöhnte — und versagte sich jede Erfrischung. Man verkroch sich in den Schatten der Häuser, um der Hitze zu entfliehen, die

den Durst grausam steigerte — vergeblich. Die beängstigende Schwüle drang überall ein und brütend lag sie über den Gassen und Wohnungen, über Feld und Flur. Mit einer gewissen Apathie ertrugen es die Faster, man war das ja schließlich gewöhnt. Alljährlich wiederholte es sich und niemand wußte sich zu erinnern, daß Schiwo oßer betammes einmal auf einen kühlen Tag gefallen wäre. Die Jahreszeit schloß das aus. Es war eben Hochsommer, die Tage der Reife, der Ernte. Man mußte geduldig sich darein fügen, zu den Qualen des Hungers und des Durstes noch die der Hitze zu ertragen. Am Schiwo oßer betammes des Jahres 1853 kam aber noch in der Khille zu Reißnitz der bleiche Schrecken dazu. Gegen Mittag verbreitete sich das Gerücht, daß der Lehrer Sandberg fehle. Beim Morgengottesdienst in „Schul" hatte man ihn noch gesehen und von dort war er auch nach Hause zurückgekehrt, dann aber verlor sich seine Spur. Zwei Knaben, die vormittags auf der Straße „Klippe" gespielt hatten, behaupteten, ihn vor der Thür seiner Behausung gesehen zu haben und von dort um die Ecke in die Straße biegen, die nach den sogenannten „Behnisch-Wiesen" führte. Das war das Letzte, was über Lehrer Sandberg verlautete. Nach Simon Eichelkatz' Schilderung war es ein absonderlicher Mann. Sehr groß gewachsen und mager, wie eine Stange, hatte er einen eigentümlichen Gang und schob die Füße vor sich her, so daß er mehr schlürfend als ausschreitend sich vorwärts bewegte. Um den Hals trug er Sommer und Winter ein schwarzes Seidentuch, über dem nur ein sehr schmaler Wäschestreifen sichtbar war. Den beweglichen Kopf, den er beim Sprechen gern auf die linke Seite neigte, zierte eine unglaubliche Nase, groß und schnabelförmig gebogen. Diese Nase beschattete das ganze Gesicht, und war stets die Zielscheibe des Spottes seiner Schüler, der ABC-Schützen der untersten Klasse der Gemeindeschule. Manchmal aber war sie auch ihr Schrecken, besonders bei den Neulingen. Es bedurfte immer einiger Zeit, ehe sie sich daran gewöhnt hatten, und das geschah am leichtesten dadurch, wenn Lehrer Sandberg sie mit seinen gütigen, oft lustig blinkenden Augen ansah. Was die Nase heraufbeschwor an Befürchtungen, beschwichtigten die Augen. Und was aus

diesen Augen sprach, machte den Lehrer zu einer beliebten Persönlichkeit. Man hatte den originellen Mann gern und wenn er, die Hände ewig in den Hosentaschen vergraben, in die Schule schlenderte, so sah man aus manchem Laden, von manchem Fenster ihm mit Sympathie nach. Er war populär. Man ermesse daher die Bestürzung, als die Nachricht sich verbreitete, er sei verschwunden. Man schickte in die Häuser der benachbarten Familien, man suchte im Vorhof der Synagoge, ob er sich dort vielleicht vor der Hitze des Tages verborgen habe, man durchforschte jeden Winkel seiner Wohnung, Laden und Keller mitinbegriffen, man geriet auf die absurdesten Vermutungen, wo er hingeraten sein könne . . . in irgend ein Bierlokal in der Stadt? Heute am Fasttage, unmöglich! Seine Frau weinte und jammerte, seine Kinder heulten . . . wo war der Gatte, der Vater? Fort! Wie vom Erdboden verschwunden. Und keinerlei Anhaltepunkte, wo er etwa hingeraten sein könnte. Nach den Behnisch-Wiesen hatten sich einige Leute, vorauf die weinende Gattin, aufgemacht. Aber dort war er nicht, und von den auf frischen Heuhaufen Mittagsrast haltenden Mähern und Mäherinnen hatte ihn auch niemand gesehen. Was sollte er auch dort in dieser wahnsinnigen Mittagsglut? Hungernd und dürstend, denn er fastete ja. Die Sache war unaufgeklärt, nahm einen immer beängstigenderen Charakter an. Was hatte ihn aus seiner Stube hinausgetrieben, wo war er hingeraten? Verstohlen, angstvoll wurde das Wort „Unglücksfall“ laut. Aber welcher Art konnte der sein? Dann raunte und lispelte es zaghaft: „Mord! . . . Selbstmord!“ Gott behüte, daß diese Vermutungen das Ohr der jammernden Frau, der schreienden Kinder erreichen! In der weißen Vorstadt hatten sich die Menschen angesammelt. Man blickte die Gasse auf und ab, man schaute zu den Fenstern der Wohnung von Lehrer Sandberg empor, man fragte, man stellte allerhand Mutmaßungen an, man debattierte und beriet . . . . Lehrer Sandberg blieb verschwunden.

Die Leute hatten Hunger und Durst vergessen, niemand dachte daran, daß er sich kasteite. Was bedeutete dieses kleine Opfer dem schrecklichen Geschick gegenüber, dem Lehrer Sandberg verfallen war? Furcht und Mitleid beschlich die

Gemüter. Was war geschehen? Den klagenden Angehörigen, den bestürzten Glaubensgenossen des Verschwundenen gesellten sich auch die übrigen Einwohner der Stadt. Alle Welt war auf den Beinen, aufgeregt, erstaunt, suchend — Lehrer Sandberg aber blieb verschwunden.

Um zwei Uhr Mittag hatte das Gerücht von der weißen Vorstadt aus auch den Ring erreicht und war bis in die stille Studierstube des Rabbiners gedrungen. Sofort eilte dieser nach der Behausung des Verschwundenen, in Begleitung des Vorstehers Herrn Manasse und des Vorsitzenden der Repräsentanten Herrn Karfunkelstein. Ihnen schlossen sich alle übrigen Männer aus der Gemeinde an, viele Frauen und Kinder. Alles strömte herbei, aufgeregt und furchtsam, um über das Geschick von Lehrer Sandberg etwas zu erfahren. Die Menschenansammlung vor dem Hause, in dem der Verunglückte wohnte, war jetzt so groß, daß auch die wohllöbliche Polizei sich einfand, und nun stand alle Welt zusammen und mit flüsternder Stimme sprach man über den „unerhörten Fall". Der Rabbiner und die Vorsteher hatten sich in die Wohnung begeben, um von der klagenden Gattin sich nochmals über alle Einzelheiten informieren zu lassen. Draußen harrte erwartungsvoll die Menge. Die Sonne, in höchster Mittagshöhe, brannte erbarmungslos herab. Aber kein Mensch dachte an Hitze, Hunger und Durst. Jedermann war nur mit Lehrer Sandberg beschäftigt.

„Ausgerechnet, an Schiwo oßer Betames muß Sandberg verloren gehn," . . . sagte der kleine Rauchwarenhändler Freund, „er hat selber ä Läng, wie Schiwo oßer Betameß und grad an dem Taneß muß er verunglücken." „Das wär' grad ä so, wie wenn Du heint Deinen Pelz müß'st anziehen, bei der Hitz." . . . „Macht's keine Witz" mahnte ein Dritter, „die Sach' ist bitter." — In diesem Augenblick drängte sich ein Mann durch die Menge, atemlos, keuchend, in höchster Erregung. Er trug einen Sack, in dem etwas hin und herschlenkerte.

Entsetzt sahen die Leute ihn an und machten ihm Platz, scheu die Berührung mit dem Sacke vermeidend.

„Es werd doch nicht der Kopf von Sandberg sein, den er daherschleppt?" fragte angstvoll der kleine Rauchwarenhändler.

„Nix kann man wissen“ . . . antwortete sein Nachbar.

Der Mann war jetzt in den Hausflur getreten und mit Bangen und Neugier hefteten sich aller Blicke auf die Eingangspforte. Minuten höchster Erwartung . . . die bange drückende Stimmung, die einem schrecklichen Ereigniß voraufgeht, hatte sich Aller bemächtigt. Keine Bemerkung fiel mehr, kein Wort wurde laut, in schier atemloser Beklemmung harrte jeder dem nächsten Moment entgegen. Bleiern lag es über den Gemütern, bleiern und schwer war die Atmosphäre, wie Gewitterschwüle, und dabei strahlte der Himmel im reinsten Blau, kein Wölkchen war am Horizont sichtbar und die Sonne flammte herab mit Hochsommerkraft. Aus heiterem Himmel also würde der Schlag niederfahren auf die Harrenden und jetzt da . . . der Rabbiner war auf der obersten Stufe, der vom Hausflur auf die Straße hinabführenden Steintreppe getreten, rechts und links, ihm zur Seite, standen die beiden Vorsteher und hinter ihnen in der geöffneten Thür sah man den Mann mit dem Sack, der ihm jetzt leer über der Schulter hing, während aus dem Hintergrund Wehklagen, Weinen und Schluchzen erscholl. Die Spannung war aufs Höchste gestiegen und in die lautlose Stille erklang die Stimme Doktor Merzbachs, der mit ernsten Tonfall sagte: „Liebe Gemeinde! Ein erschütterndes, tief trauriges Ereigniß hat am heutigen Schiwo oßer Betames, der allmächtige Vater über unsere Gemeinde verhängt. Der hochachtbare, Herr Lehrer Sandberg, den wir Alle kennen und lieben, der Führer und Erzieher unserer Jugend ist verunglückt, was jetzt leider außer jedem Zweifel steht, nachdem dieser Mann, ein Müllergeselle aus der Goretzki Mühle, in der Nähe des Wehrs ein Paar Stiefel und ein rotbaumwollenes Taschentuch gefunden hat, das Frau Sandberg unzweifelhaft als das Eigentum ihres Mannes rekognoszierte. Der Müller hatte von ihm begegnenden Heumachern erfahren, daß man in der Stadt einen Verlorengegangenen suche und sich daher mit seinem Fund sofort hierherbegeben. An der schrecklichen Wahrheit ist nunmehr nicht zu zweifeln und wir müssen den harten Schicksalsschlag, den der Herr über die grenzlos unglückliche Familie, die ihres Ernährers und Beschützers so jäh beraubt wurde, den er über die ganze Gemeinde verhängt hat mit Ergebung tragen. An einem Tag der Sühne und Buße hat Gott so Schweres uns auferlegt.“ . . .

Bei diesen Worten brach auch die Menge in Weinen und Klagen aus, „wehgeschrieen, Gott nimmt nix an unsere Buß“ riefen einige, während andere sich an die Brustklopften und schrieen: oschamnu, bogadnu . . .

Nur mit Mühe gelang es dem Rabbiner die Aufgeregten zu beschwichtigen. „Behaltet eure Vernunft, bewahret eure Ruhe . . . wir müssen versuchen, ob es nicht doch noch möglich ist, dem Verunglückten beizustehen, oder . . . wenigstens seinen Leichnam zu finden.“ Schauerlich hallten diese Worte wieder und es war, als verdunkle sich der helle Tag, den die Sonne so grell und scharf durchleuchtete.

„Es wird nötig sein, daß wir uns in einzelne Trupps verteilen, die die Ufer des Flusses absuchen, vom Mühlenwehr an, den Flußlauf entlang bis zur großen Schleuse am Hüttendamm. Das Wasser ist seicht infolge der großen Trockenheit der letzten Tage und es ist immerhin zu hoffen, daß irgend welche Spuren sich finden werden. Es wird gut sein, wenn ihr des Schwimmens kundige Leute mitnehmt und andere mit Stangen ausrüstet, auch wird der Herr Vorsteher veranlassen, polizeilicherseits unsere Nachforschungen zu unterstützen und den Herrn Mühlenbesitzer Goretzki bitten, das Wasser am Wehr abzulassen.“ . . .

Die umsichtigen und ruhigen Weisungen verfehlten ihre Wirkung nicht. Im Augenblick hatten sich Gruppen gebildet, die Herr Moriz Liepmann organisirte und nach den verschiedenen Richtungen dirigirte. So zog man an den Fluß und der Witzbold der Khille, Reb Schmul Eisner, konnte selbst in diesem kritischen Moment sich nicht verkneifen zu sagen: „Taschlech machen an Schiwo oßer Betames.“

Viele christliche Einwohner der Stadt hatten sich der Expedition angeschlossen und so ging man hinaus, in der versengenden Glut des Tages Lehrer Sandberg zu suchen. Der Rabbiner und die Vorsteher begleiteten die Menge bis an die Wiesen, die den Fluß begrenzten, und ein kleines Häufchen zweigte sich nach dem Röhrteiche ab, um auch an der Ostropka, die Auffindungsarbeiten vorzunehmen. Die Stadt hat nämlich zwei Flüsse, Klodnitz und Ostropka. Dann begaben Doktor Merzbach und seine Begleiter sich in die Gemeindestube, um dort die weiteren Nachrichten in

Empfang zu nehmen. Und nun suchte man den Lehrer Sandberg die Ufer entlang und an den seichten Stellen des Flußlaufes. Vergebens. Bis auf einige unregelmäßige Fußspuren im feuchten Boden, in der Nähe des Mühlenwehrs wurde nichts Bemerkenswertes entdeckt, und auch die verliefen sich einige Schritte oberhalb der Böschung, so daß sie keine weiteren Anhaltspunkte boten. Lehrer Sandberg blieb verschwunden. Man mußte als gewiß annehmen daß er verunglückt sei. Vermutlich hatte er in der glühenden Hitze das Taschentuch benutzt, um sich den Schweiß abzutrocknen und die Stiefel ausgezogen, um die Füße im Wasser zu kühlen und war dabei vielleicht in eine Tiefe geraten, oder war vom Hitzschlag im Wasser getroffen, zusammengesunken und ertrunken. . . . Hundert Vermutungen wurden laut, am unaufgeklärtesten aber blieb, weshalb der Lehrer überhaupt in der Mittagsglut hinausgegangen war. Inzwischen rückte der Tag vor, Stunde auf Stunde war verronnen. Totmüde kehrten die Suchenden heim, hungrig und durstig. In ihrem Eifer hatten sie vergessen, daß sie fasteten, nun aber machte der Körper seine Rechte geltend. Einer nach dem andern schlich sich in die Stadt zurück. Jeder brachte die Kunde von dem vergeblichen Bemühen und als dann kurz vor Sonnenuntergang die Letzten heimkehrten, da wußte man daß Lehrer Sandberg nicht mehr unter den Lebenden weile. Der Rabbiner ging noch einmal zu Frau Sandberg, um ihr und ihren Kindern Worte des Trostes zu sagen, dann neigte der schreckensvolle Tag sich seinem Ende. Zum Abendgottesdienst in Schul waren kaum die erforderlichen zehn „Minjenleute“ zur Stelle. Jeder blieb zu Haus bei den Seinen, empfand das Glück des Lebens, angesichts dieses rätselhaften Todesfalles doppelt, und genoß das „Anbeißen“ mit erhöhtem Appetit, denn einen „Taines“ wie diesen hatte noch Niemand erlebt. Als dann am späten Abend der Vollmond ruhig nnd still über den Häusern stand, mit weißlichem Lichte den Platz und die Gassen erhellend, als die nächtliche Kühle mit erfrischendem Hauch die schwüle Luft abgekühlt hatte, da regten sich auch die Lebensgeister aufs Neue, und die Menschen kamen aus ihren engen Wohnungen hinaus ins Freie. Auf dem „Ring“, so heißt der Marktplatz, strömte Alles zusammen.

Man hatte das Bedürfnis, das Ereignis des Tages nochmals zu besprechen. Vor den Thüren der Häuser saßen die Familienväter auf den grünangestrichenen Bänken, rauchten ihre Pfeifen und debattierten über alle Eventualitäten des Falles. Die Frauen standen in Gruppen zusammen, bemitleideten Frau Sandberg und zerbrachen sich den Kopf, was sie „nebbich“ anfangen würde, des Ernährers beraubt. Junges Volk promenierte auf und ab, plauderte im Flüsterton und suchte dem Ernst der Situation Rechnung zu tragen, ohne daß es immer gelang, den natürlichen Jugendübermut zu bannen. An der Ecke der Tarnowitzerstraße stand Reb Schmul Eisner, der Witzbold der Gemeinde, und sagte halblaut zu seinem Nachbar: „takkisch is jeder froh, daß er nich is ä so berühmt, wie heint der Lehrer Sandberg!“

Jetzt war auch der Rabbiner auf dem „Ring“ erschienen, neben ihm die „Rebbezin.“ Er wollte noch einmal zur Frau des Verunglückten gehen, um sie zu beruhigen und sie ließ es sich nicht nehmen dabei zu sein, wo es galt Trost und Hilfe zu spenden. In der Nähe des großen neben dem Rathaus belegenen Wasserreservoir, „die Kaschte“ benannt, wurde er von einigen Gemeindemitgliedern aufgehalten. Jeder wollte gern aus seinem Munde ein Wort über das Ereigniß des Tages hören. In diesem Augenblicke kam die Treppe des Rathauses herab der Bürgermeister und zwei Stadtverordnete und gingen, als sie Doktor Merzbach gewahrten, auf ihn zu, um ihm zu berichten, daß soeben beschlossen worden sei, morgen früh das Wasser am Wehr und an der großen Schleuse abzulassen, um vielleicht den Leichnam des Lehrers Sandberg zu bergen, denn es sei nicht wahrscheinlich, daß er bei dem niedrigen Wasserstand flußabwärts getrieben sei, sondern irgendwo im Kanal sich festgehackt habe. Ein Schauer lief durch die Menge. Atemlos lauschten die Nächststehenden auf die Worte des Bürgermeisters, gaben sie dem Nachbar weiter und wie ein Lauffeuer verbreitete sich durch die Ansammlung: „Morgen wird man die Leiche des Lehrer Sandberg bergen.“ Aus der „Kaschte“ ragte die primitive Figur eines Neptun auf, den Dreispitz in der Hand, und das silberne Mondlicht flimmerte über dem großen Wasserbecken, das die Lauschenden dicht umstanden.

„Morgen wird man die Leiche des Lehrer Sandberg bergen.“ . . .

Da plötzlich ertönte ein schriller Aufschrei, pflanzte sich fort durch die Massen, in die eine wilde Unruhe und Bewegung kam. Entsetzt stiebt die Menge auseinander, rennt und flüchtet, nur manchmal angstvoll zurückblickend auf eine fürchterliche Vision, die dem Blicke sich darbietet. Im Nu ist der „Ring“ leer, Alles hat sich in den Häusern verborgen — und dort schreitet langsam und bedächtig, wie eine Geistererscheinung, der Lehrer Sandberg über den Platz . . . nackt, splitterfasernackt, wie ihn der liebe Herrgott erschaffen. Die Hände an den Beinen herabhängend, als wolle er sie gewohntermaßen in unsichtbaren Hosentaschen verbergen, die Füße schlürfend vorwärts bewegend. . . .

Der „Ring“ war jetzt wie ausgefegt. Nur vor der „Kaschte“ standen noch der Rabbiner mit den beiden Vorstehern, der Bürgermeister mit den Stadtverordneten und die Rebbezin. Diese hatte beim Herannahen der absonderlichen Gestalt sich schamhaft umgedreht, und betrachtete eifrig den Neptun, der, obwohl er ein Flußgott, viel bekleideter war, als der Lehrer Sandberg. Das Mondlicht funkelte über dem Dreispitz und umfloß das ganze tragikomische Bild mit bleichem Lichte. Der Lehrer hatte sich bis dicht vor die Herren herangeschoben, die ihn mit aus Staunen und Mißbilligung gemischten Blicken betrachteten. War das Sandberg oder sein Geist? Und wie konnte er so, in ganz adamitischem Kostüm durch die Stadt einherwandeln, über den Ring hinweg, bei allen Menschen vorbei? . . . Das war ja unerhört, noch niemals dagewesen. Der Mann mußte doch nach allen Voraussetzungen tot sein, und nun spazierte er hier umher und noch dazu, in welcher Verfassung.

Einige Beherzte schlichen aus den Häusern wieder herbei, hie und da tauchte auch hinter den Fensterscheiben ein neugieriges Gesicht auf . . . die Situation war aufs Aeußerste gespannt. Die Rebbezin drehte der Gruppe noch immer den Rücken, und der Neptun sah ganz pfiffig aus, als ob er sagen wollte: „Da sind wir Wilden doch bessere Leute, niemals würde einer von uns es wagen, so splitternackt im hellen Mondschein auf dem Ring umherzuwandeln.“ . . .

Endlich hatte der Rabbiner sich so weit gefaßt, um den in seiner Menschlichkeit ganzen Urnatur vor ihm Stehenden anzusprechen: „Seid Ihr es, Sandberg?“ fragte er mit einem aus Strenge und Milde gemischten Ton.

„Ja, Herr Rabbiner, ich bin es“ . . . kam es kläglich zurück.

„Euer Weib, eure Kinder, die Gemeinde, die Stadt beklagen Euch als tot.“ . . .

„Gott soll behüten“ . . . fuhr der Lehrer auf „warum soll ich sein tot? Ich leb' Herr Rabbiner, ich leb', gelobt zu Gott . . . wenn mir auch is etwas sehr unangenehmes passiert.“ . . .

„Er werd' sich noch derkälten“ . . . witzelte Schmul Eisner, der nun auch hinzugekommen war, einem andern zu. Aber Niemand dachte daran, dem Nackten ein Bekleidungsstück anzubieten. Die Verblüffung war noch zu groß und so ging das Verhör vor sich, und vor dem Kollegium des Rabbinats und der hohen städtischen Behörde erstattete der Lehrer Sandberg, so wie er einst dem Mutterleib entsproßen, Bericht über sein Abenteuer. Er war Vormittags baden gegangen, hatte hinter einem Weidenbusch am Flußrand, in der Nähe des Petersdorfer Dammes, dort wo um diese Stunde nie eine Menschenseele vorüberkommt, sich ausgekleidet und war in die wohlige Flut getaucht. Er fühlte sich in dem nassen Element unendlich behaglich, die Hitze, die ihn sehr gequält hatte, war vergessen in den kühlenden Fluten, vergessen waren Hunger und Durst des Fasttages, und kräftig schwamm er flußabwärts und ließ sich von den sonnenbeglänzten, sanfterwärmten Wogen tragen. Nach einer halben Stunde, vielleicht hatte es auch länger gedauert, schwamm er zu der Stelle zurück, wo er sich entkleidet hatte, aber o, Schrecken, seine Sachen waren verschwunden. . . . Nichts, gar nichts hatten sie ihm zurückgelassen, nicht einmal das Hemd, um des Leibes Scham zu verhüllen. Verzweifelt rannte er am Ufer entlang, suchend, rufend, weinend, bittend, flehend. Nichts regte sich um ihn her. Hatte jemand ihm einen Schabernack gespielt, waren es vorüberziehende Wanderburschen, die die Kleidung als brauchbare Beute mitgenommen hatten? . . . Er wußte es nicht, nur eines war ihm klar, daß er sich

bis zur Nacht verbergen müsse, um dann zu sehen, wie er nach Hause gelange. Er rechnete darauf, daß die Leute müde vom „Taines“ früher die Ruhe aufsuchen würden, und so schlich er resignirt und sehr ermattet von der Aufregung des schrecklichen Abenteuers in ein voll in den Aehren stehendes, zur Ernte reifes Kornfeld. Recht tief hinein, um sich gut verstecken zu können. Ermüdet ließ er sich dort nieder, die Halme schlugen hoch über seinem Kopfe zusammen, die Käfer surrten um ihn her, Kornblumen und wilder Mohn umstanden ihn, und nochmals überdachte er seine eigentümliche Lage. Auf das, was dann folgte, konnte er sich nicht besinnen, er mochte wohl in einen tiefen Schlaf gefallen sein und hatte so die Rufe der nach ihm Suchenden nicht vernommen. Als er erwachte, stand der Mond bereits am Himmel. Er wußte nicht, wie viel Uhr es wäre, aber er nahm an, bereits spät in der Nacht, denn ihn fror und feucht lag es über dem Felde, aus dem er hervorkam. Nun trat er den Heimweg an, durch die völlig einsamen, in nächtlicher Stille daliegenden Wiesen, nach der Stadt. Aengstlich schlich er sich durch die menschenleeren Straßen an den Häusern entlang. Die Stadt war wie ausgestorben. Seiner Meinung mußte es schon weit nach Mitternacht sein und Alle in tiefem Schlaf liegen. Daß um seines Verschwindens willen die Leute nach dem „Ring“ zusammengeströmt waren, konnte ihm nicht einfallen. Rascher und beherzter schritt er daher vorwärts und hatte noch die Ueberlegung, daß er am schnellsten über den „Ring“ hinweg, die Rybnickerstraße hinunter seine Wohnung erreichen könne. Daß er jetzt in der Nacht jemandem begegnen würde, außer dem Nachtwächter, den er über sein Mißgeschick leicht aufklären konnte fürchtete er nicht. So kam er durch ein enges Seitengäßchen, das vom Mehlmarkt aus, direkt auf dem Ring mündete, dort an . . . wo er wie ein Geisterspuk wirkte, auf die vom Schrecken des Tages erregte Menge. Und nun stand er vor den Herren . . . und er konnte nicht anders, Gott helfe ihm — Amen! Die Helferin in der Not aber war die Rebbezin. Sie hörte abgewandten Antlitzes die halb lächerliche halb klägliche Erzählung, die Lehrer Sandberg vorbrachte, und plötzlich ließ sie die große, schwarze Mantille, die sie trug, von hinten zu

Boden fallen. Schmul Eisner, der das beobachtet und ihre Absicht sofort durchschaute, sprang hinzu, hob sie auf und hängte sie um des Lehrers klappernde Glieder und so wurde dieser, angethan mit der schwarzen Mantille der Rebbezin, heimgeleitet, in sein schützendes Haus, zu Weib und Kind.

„Ob die Frau Lehrer Sandberg etwa eifersüchtig sein wird" fragte Reb Schmul Witzbold „weil er nächtens a heimkimmt, ganz nackedig, nur mit der Mantillje von der Rebbezin?"

„Die Hauptsach is, er is do" . . . antwortete sein Begleiter.

Und das dachte auch die ganze Khille, die nun nach dem angstvollen Tage wirklich die wohlverdiente Ruhe aufsuchte.

6. Oktober.

Meine amtliche Stellung macht mir viel Arbeit. In einem Hüttendistrikt giebt es fast täglich Unfälle, . . . und dann der Schnaps, der zu allen möglichen Exzessen zu Raufereien und Totschlag führt. Kaum ein Tag vergeht, daß ich nicht über Land muß und jetzt in dem trüben Herbst, in dieser trostlosen Gegend ist das wenig angenehm. Meine zur Schwerlebigkeit neigende Natur wird dadurch noch melancholischer, und wenn ich so durch die Regenlandschaft fahre, vorbei an den Eisenhütten, den Hochöfen und Kohlengruben, über denen dick und schwer der Rauch lastet, um in nächster Stunde vor einem Erschlagenen oder Verunglückten zu stehen und ein Protokoll über das Elend und den Jammer der Menschheit auszustellen, wird meine Stimmung eine äußerst gedrückte. Zur Privatpraxis gelange ich garnicht. Ich glaube, man betrachtet mich als einen aufgegebenen Posten. Ein jüdischer Kreisphysikus, unbeweibt, der es unterläßt, sich einzuführen, ist entweder ein Sonderling oder ein launenhafter, hochmütiger Narr. Jedenfalls nicht ernsthaft zu nehmen. So denken wohl auch meine Kollegen über mich. Nach Erledigung der ersten unerläßlichen Höflichkeitsformalitäten sind wir uns nicht weiter näher getreten, und begrüßen uns erforderlichen Falles höflich aber kühl. Diese Abgeschlossenheit hat aber auch ihr Gutes. Das bischen freie Zeit, das der

Beruf mir läßt, gehört mir und ich vertrödle es nicht in gleichgültiger Gesellschaft. Ich habe niemals gefunden, daß man im Verkehr mit vielen Menschen etwas einheimst. Man empfängt so wenig und giebt so viel. Viel zu viel von seinem Besten und Edelsten. Besonders wenn man ein Mensch von Temperament ist, von Verstand und Gemüt. Die letzte Saite klingt fast niemals an. Und im günstigsten Falle kommt es auf einen Austausch konventioneller Formen, verbindlicher Freundlichkeiten und Liebenswürdigkeiten heraus, die rein äußerlich, die Menschen banal und unaufrichtig machen, ich möchte den stärkeren Ausdruck, verlogen, nicht anwenden. Heines Wort fällt mir ein: „weiße, höfliche Manschetten, ach, wenn sie nur Herzen hätten, Herzen in der Brust und Liebe . . . wahre Liebe in den Herzen, denn mich tötet ihr Gesinge von erlognen Liebesschmerzen.“ . . . Man wird vielleicht einsam bei solchen Grundsätzen, aber auch stärker, und jedenfalls nicht vergrämt und verbittert, wie viele behaupten. Niemals war ich trauriger, als im Kreise von vielen Leuten, unter denen ich nicht einen — Menschen fand! Und nichts stimmt mich froher und glücklicher, wie wenn ich einen Menschen finde ganz unvermutet, wo ich's gar nicht gedacht — Simon Eichelkatz zum Beispiel.

Gestern war ich bei ihm, spät des Abends, nachdem ich ihn einige Tage nicht gesehen hatte. Ich war ermüdet und abgespannt von einer Amtsreise aus einem benachbarten Orte heimgekehrt, dem Zentralpunkt der schlesischen Kohlengruben. In einem Branntweinausschank waren zwei Arbeiter aneinandergeraten. Der Wirt, zuerst in der Absicht den Streit zu schlichten, war dazwischen getreten, hatte dann, selbst in Wut geraten, den renitenteren der Beiden hinausgeworfen, so unglücklich, daß der torkelnde, total Besoffene das Gleichgewicht verlor und die Treppen hinabstürzend mit dem Kopf auf einen Stein auffiel. Ein Schädelbruch und schwere Gehirnverletzung führten nach wenigen Minuten den Tod herbei. Als ich ankam, umstanden wüste, erregte Gestalten den Schauplatz, den die Polizei bewachte, ebenso wie den mit einem Tuch überdeckten Leichnam des Erschlagenen, da vor der behördlichen Lokalinspektion keine Veränderungen vorgenommen werden durften. Ich konnte nur den Tod konstatieren, der

nach den Ergebnissen der vorgenommenen Untersuchung erfolgt war durch den gewaltsam herbeigeführten Fall des Verunglückten. Der Thäter war ein Jude. Er wurde sofort in Haft genommen, und es gelang nur mit Mühe, ihn der Selbstjustiz der aufgeregten, erbitterten Menge zu entziehen. Dagegen richtete diese sich gegen das Eigentum und die Familie des Missethäters. Man warf die Fensterscheiben ein, demolierte den Laden, ließ den Branntwein, diesen unheilvollen, verderbenbringenden „Sorgenbrecher" aus dem Fasse auf die Straße laufen, und mißhandelte mit Schlägen und Fußtritten die Angehörigen des Branntweinschänkers, die bemüht waren, ihr Hab und Gut vor der Wut der Vandalen zu schützen. Es war eine wüste, abscheuliche Szene. Die Polizei brachte nur sehr allmälig Ruhe und Ordnung hinein. Lag es daran, daß sie kein genügendes Aufgebot von Kräften hatte? Lag es an etwas anderem? Jedenfalls mußte ich selbst mich ins Mittel legen, um die Erregten zu beruhigen und es dauerte lange bis die Menge sich verlief, aus der immer wieder die Worte erklangen: „Totschläger, Mörder, Jude . . . Totschläger . . . Räuber . . . Gauner . . . Jude . . . Jude . . . Betrüger." . . . Das Alles hatte mich aufs Aeußerste deprimiert und entnervt und eigentlich wollte ich zu Hause bleiben, dann aber überlegte ich, daß es richtiger sei, diesen quälenden Eindrücken, ein anderes reines, friedliches Bild gegenüber zu stellen und so ging ich zu meinem alten Freunde. Ich fand ihn trotz dieser vorgerückten Stunde noch munter und freundlich, wie immer. Aber seinem forschenden Auge entging meine Verstimmung nicht und als er darnach fragte, erzählte ich ihm den Vorgang. Er rieb seiner Gewohnheit gemäß die Stirn mit Zeigefinger und Daumen, sah nachdenklich vor sich hin und sagte endlich: „so ist es heit und so ist es gewest immer. Wenn von irgend einer Religion einer ein Unrecht thut, ist es ein schlechter Mensch, der es gethan hat; passiert es aber unter unsere Leut, dann is es der Jud! Das is bitter, Herr Doktor, sehr bitter . . . aber es is ämal so und daran ändert sich nichts, trotzdem jetzt die Welt soll sein so gebildet und fortgeschritten und human . . . Jud bleibt Jud! In seire Augen etwas Extras, etwas Schimpfliches! Und darum muß der Jude zum Juden

halten, denn die andern thuns nicht und habens nie gethan und werdens nie thun. Und wir haben von ihnen nichts zu erwarten und nichts zu hoffen . . . aber wir brauchen sie auch nicht zu fürchten, wenn wir zusammenhalten . . . wir Juden! Wenn dann auch mal was passiert, wie heute, Herr Kreisphysikus, so ist das ein Malheur, aber kein Unglück. Denn der es gethan hat, ist ein schlechter, roher Mensch, der zufällig ein Jude ist, wie es ebenso gut hätt' ein Goj gewesen sein. Was hat überhaupt die Religion mit diesen Dingen zu thun? Thut ein Goj was Schlechtes, weil er ist ein Christ, und ein Jud, weil er is ein Israelit? Den und Den heißt seine Religion ein guter und braver und frommer Mensch sein, und wenn er es nich ist, was kann die Religion dafür? Sie ist ewadde nich schuld daran, aus ihr kann er nur Gutes lernen. Ob als Christ oder als Jud bleibt sich gleich. Jeder aus der seinigen, denn in jeder ist ein sittlicher Inhalt und darum soll ein jeder die seine ehren und zu ihr halten. Die Thaten der Menschen aber müssen aus ihrer Natur beurteilt werden, nicht aus ihrem Glauben. Denn wenn der Jid in Raudnitz den „Schikker" rausschmeißt auf tot, so hat er es gethan, weil er hat ä jähzornige, wilde, unbezähmte Natur, und an sein Glauben hat er überhaupt nich gedacht. Hätt' ers nur! Dann lebte der „Schikker" noch. Denn sein Glauben verbietet dem Juden, schlecht und heftig und böse zu sein und zu töten, wie es den Gojim ihr Glaube verbietet. Und ender wird es nicht besser in der Welt sein, bis Alle wer'n verstehen, daß ein Mensch muß Achtung haben vor dem andern, weil er ein Mensch ist. Wenn dann jeder wird fühlen, daß er seine Ehre hat und seine Würdigkeit, wird er auch sein Recht finden . . . nicht als Jud und nich als Christ, sondern als Mensch!" . . .

Ich blickte starr auf den Greis. Woher hatte er nur diese Ideen von Menschenrecht und Würde? Wo hatte er diese von humanistischem Geiste beseelten Anschauungen gewonnen? Hier in der Khille? Wenn er plötzlich mir das Problem: vom „Ding an sich" zu entwickeln begonnen hätte . . . ich hätte mich kaum gewundert. Rechtsphilosophische und religionsphilosophische Gedanken waren im Kopfe dieses

schlichten Mannes entstanden, ohne daß er jemals etwas von den großen Denkern gehört hatte, die diese Ideen formten zu dem Bau ewiger Geisteswelten.

11. Oktober.

Die Sache in Raudnitz hatte noch ein trauriges Nachspiel und machte mir viel zu schaffen. Der in Untersuchungshaft befindliche Mann hatte sich dort erhenkt. Ich hatte mit der Leichenschau des Selbstmörders, mit allerhand Formalitäten, die mit dem Fall zusammenhingen, mancherlei zu thun, mußte wiederholt nach Raudnitz fahren, und lernte auch dort die unglückliche Familie des Angeklagten, der sich selbst seinen Richtern entzogen hatte, näher kennen. Die Frau mit klugem, etwas hartem Gesichtsausdruck, von guten Manieren, die beiden Töchter, gebildet und gut erzogen, eine alte Frau, die Mutter des Mannes, erschütternd in ihrer altjüdischen Demut und frommen Resignation. Und ein schreckliches Schicksal hatte diese ahnungslosen, bis vor wenigen Tagen in friedvollem Glück lebenden Menschen betroffen. Ich fragte die Frau, was ihren Mann nur zu der Verzweiflungsthat getrieben haben konnte? Im ungünstigsten Falle hätte er doch nur eine Strafe wegen fahrlässiger Tötung bekommen können, die sicherlich sehr gering ausgefallen wäre, da festzustellen war, daß der Todessturz des Mannes auf seine Betrunkenheit zurückzuführen ist.

„Aber die Schande, Herr Doktor, die Schande. Monatelang hätte er in der Untersuchung gesessen, dann sicher noch ein paar Jahre im Gefängnis, denn freigesprochen hätten sie ihn doch nicht ... Das wollte er nicht überleben. Die Schande, Herr Kreisphysikus, die Schande vor seinen Kindern und das Herzleid für seine Mutter . . . und das hätte Jahre gedauert, lange Jahre, und so ist's mit einem Male zu Ende. Er hat mich gekannt und gewußt, daß ich nicht den Kopf verlieren werde und für unsere Kinder sorgen. Das hat er gewußt und daß er eine größere Last für seine Familie wäre, wenn er lebendig sitzt in seinem Gefängnis, wie wenn er tot ist unter der Erde. Denn das ist ein großer Schmerz, aber er geht vorüber, und das andere wär' eine ewige Schande. Und das hat er sich ausgerechnet und darum is er in den Tod gegangen für seine Kinder."

Ein Schauer überlief mich, wie ich sie so kaltblütig und überlegt von der Angelegenheit sprechen hörte. War das Herzlosigkeit und Klugheit, die sie lieblos und hart machten? Hatte diese Frau ihren Mann nicht geliebt, nicht geachtet? Aber beurteilte sie seine Handlungsweise nicht als den Ausfluß kluger Überlegung, seinen freiwilligen Tod nicht als ein Opfer, seiner Familie gebracht, als einen Märtyrertod?

Eine Frage drängte sich mir auf.

„Aber, sagen Sie mir, liebe Frau Schlochauer, mußte Ihr Mann nicht daran denken, daß er Sie, mit der er doch glücklich lebte, die er sicherlich liebte und achtete, so tief betrüben würde, daß er seiner Mutter ein grenzenloses Leid anthun würde?“

Ein seltsames Lächeln zog um ihren Mund und es vergingen einige Augenblicke, ehe sie wie aus schwerer Versunkenheit sich aufraffend sagte: „Die Mutter ist sehr alt, Herr Doktor, 82 Jahre, die hat nicht mehr viel vom Leben zu erwarten . . . ich bin überzeugt, er hat daran gedacht, und mit der Liebe zu mir . . .“ sie zauderte, „er hat mich immer gut gehalten und in Ehren, aber die Liebe? . . . In einem anständigen Judenhaus ist die Liebe zwischen Mann und Weib die Liebe zu ihren Kindern!“

Was mochte in der Seele dieser Frau vorgegangen sein, ehe sie zu diesem letzten Schlusse über das Eheleben gelangte? Durch einen Zufall habe ich gestern gehört, daß sie die Tochter eines Lehrers aus Beuthen sei, mit guter Bildung ausgerüstet ihr Lehrerinnenexamen machen wollte und zu diesem Zwecke nach Breslau aufs Seminar geschickt wurde, mit einem Stipendium von der Gemeinde, um ihre Studien zu ermöglichen. Dort hatte sie die Bekanntschaft eines jungen Malers gemacht, eines Christen, und es soll ein inniges, aber durchaus reines Liebesverhältnis zwischen den beiden jungen Menschen bestanden haben. Als ihre Eltern davon erfuhren, ließ man sie sofort nach Hause zurückkommen, ihr Studium wurde abgebrochen und mit dem herben Weh unglücklicher Liebe kam sie still und verschlossenen Herzens ins Elternhaus zurück. Wie sie sich nach dieser ersten, schweren Enttäuschung, nach diesem Herzenskampf ent-

wickelte . . . wer vermochte das zu sagen? . . . Als nach einigen Jahren, die erste Jugend lag schon hinter ihr, der Vater mit dem Wunsche an sie herantrat, sie solle den wohlhabenden Destillationsbesitzer Schlochauer in Raudnitz heiraten, um ihm die Sorge für die Erziehung ihrer zahlreichen Geschwister zu erleichtern, that sie es ohne Murren. Ihr Mann achtete sie und hatte nichts dagegen, wenn sie ihre Familie unterstützte und ihren Brüdern das Studium ermöglichte. Ihr Mann liebte sie — denn sie hatte ihm vier Kinder geboren. Zwei davon waren jung gestorben und die beiden Töchter, die ihr geblieben . . . sie würde gut für sie sorgen und bedächtig. Ihr Mann würde sich nicht getäuscht haben, das Opfer seines Lebens würde er nicht vergeblich gebracht haben.

„Ich werde, wenn Alles erst vorüber ist, Herr Kreisphysikus, hier das Geschäft und Haus verkaufen und nach Berlin ziehen. Wir sind vermögend, Herr Doktor, mein Mann hat gut gewirtschaftet. In der großen Stadt kennt man uns nicht und über jedes Ereignis wächst bald Gras. Wenn auch einer oder der andere was weiß, das vergißt sich rasch. Zu Geschichten haben die Leute dort keine Zeit. Ich habe drei Brüder in Berlin, alle in geachteter Stellung, so werde ich mit meinen Töchtern sorgenfrei in der großen Stadt leben, sie werden, da sie noch jung sind, das Leid und die Schrecknisse dieser Zeit verwinden und vergessen.“ . . .

„Und Sie, Frau Schlochauer?“ fragte ich hastig.

„Ich? ich werde meine Pflicht thun!“

Das klang so selbstverständlich. Dennoch, es berührte mich peinlich, wie sie sich gefaßt und wohl bedacht in das Unvermeidliche fügte und den Blick aus den Wirrnissen und dem Kummer dieser Tage ruhig in die Zukunft richtete. Vielleicht erriet sie meinen Gedankengang, denn sie fügte plötzlich hinzu: „Sie müssen sich nicht wundern, Herr Doktor, daß ich über die Sache so gefaßt mit Ihnen spreche. Daran wird man gewöhnt, wenn man an der Seite eines Geschäftsmannes 20 Jahre in dieser Gegend lebt, unter diesem rohen, rauhen Volk. Da lernt man aufpassen und bedächtig sein und wird praktisch. Und man vergißt, daß man die Welt auch einmal mit andern Augen ansah.“

Sie sagte das letzte mit leiser Stimme und gesenktem Blick. Als ich gestern ihre Jugendgeschichte hörte, sah ich sie im Geiste wieder vor mir und ein unendliches Mitleid beschlich mich mit dieser Frau . . . nicht um dessen, was sie jetzt erlitt, kampfgestählt und erfahren, aber um ihrer Jugend willen, die sie verloren, weil Hindernisse und praktische Erwägungen ihr Leben bestimmt hatten. Jetzt aber will ich niederschreiben, wer mir von Frau Schlochauers Mädchenschicksal etwas erzählte, und was für eine merkwürdige Bekanntschaft ich gestern gemacht habe. Es kommt dadurch Humor in die Sache.

„Herr Jonas Goldstücker."

Die Visitenkarte mit dem großen, in Lateinschrift gedruckten Namen liegt vor mir und lächelt mich an, komisch, verschmitzt. Ja, in der That diese Bekanntschaft hat etwas Komisches. Unmittelbar nach der Nachmittagssprechstunde wurde mir die Karte gebracht. Herr Jonas Goldstücker. Ich glaubte, es sei ein Patient und ließ ihn vor, trotzdem die eigentliche Empfangszeit bereits vorüber war. Einige Augenblicke darauf saß vor mir ein älterer Mann, gut konserviert und anständig gekleidet, und ließ seine neugierigen Blicke ganz ungeniert durch mein Zimmer schweifen. Ich hatte die Empfindung, daß er in diesen kurzen Minuten Alles gründlich in sich aufgenommen hatte. Das ganze Inventar, mich mit inbegriffen. In diesen Augen war etwas Durchdringendes, Schlaues, Ueberschauendes und obwohl er sie oft zukniff oder über seinen vernickelten Zwicker hinwegblickte, man fühlte sich gefaßt und richtig aufs Korn genommen. Herr Jonas Goldstücker fing an mich zu interessieren. Und ohne meine Frage auf sein Begehren abzuwarten, sagte er:

„Ich wußte, Herr Kreisphysikus, daß Sie nach Ihrer Sprechstunde immer noch ein Stündchen zu Hause bleiben und deshalb habe ich diese Zeit gewählt, um zu Ihnen zu kommen. Ich dachte mir, da sind wir ungestört." . . .

Er kannte meine Gewohnheiten, er wußte etwas von meinem Privatleben, er wollte mich ungestört sprechen . . . hatte dieser Mann irgend ein Geheimnis, führte eine diskrete Angelegenheit ihn zu mir? Aber er ließ mir zur Ueberlegung gar keine Zeit und fügte hinzu:

„Ja, der Privatpraxis jagen Sie nu grade nicht nach, das kann Ihnen niemand zum Vorwurf machen . . . leben wie ein Einsiedler und außer Simon Eichelkatz hat noch niemand die Ehre gehabt Sie bei sich zu sehen.“

Ich mußte wohl ein sehr verwundertes oder dummes Gesicht gemacht haben über diesen intimen Ton und seine Vertrautheit mit meinen Beziehungen, denn er lachte und sagte:

„Ja, Herr Kreisphysikus, in einer kleinen Stadt kennt man die Leute und weiß alles von ihnen.“ . . .

„Aber ich kenne Sie nicht“ . . . unterbrach ich ihn endlich etwas ungeduldig.

„Ich bin Jonas Goldstücker.“

„Das habe ich schon auf Ihrer Karte gelesen. Ich möchte mir aber doch zu fragen erlauben, was mir die Ehre Ihres Besuches verschafft?“

„O, das werden Sie schon erfahren, Herr Doktor, krank bin ich nicht, wie Sie sehen, und mich führt etwas ganz anderes zu Ihnen, aber wenn ich einmal einen ärztlichen Rat brauche, dann werde ich nicht verfehlen, mich an Sie zu wenden, obwohl der Sanitätsrat Ehrlich mich schon seit sechs Jahren behandelt. Seit damals, als seine Tochter Annie sich mit dem Herrn Rechtsanwalt Bobrecker aus Leobschütz verheiratete. Eine ausgezeichnete Partie. Bobrecker hätte 60 000 Mark jeden Tag haben können und der Wollwarenfabrikant Löwenberg aus Oppeln hätte ihm sogar 75 000 gegeben, aber er wollte nur aus einem gebildeten Hause heiraten. Nu, die Tochter vom Sanitätsrat Ehrlich ist wirklich kein leerer Wahn.“

Ich war ganz verblüfft über diese vertraulichen Mitteilungen, als er ganz unvermittelt fragte:

„Uebrigens, Herr Kreisphysikus, sind Sie bei Rheumatismus für trockene oder für nasse Behandlung?“

Also doch ein Patient! Ich atmete erleichtert auf, Herr Jonas Goldstücker war mir nämlich etwas unheimlich geworden.

„Ich weiß nicht, was Sie darunter verstehen.“

„Ich meine, ob Sie für Massage und Elektrizität oder für Bäder sind?“

Die Frage verblüffte mich in ihrer dummdreisten Un=

geniertheit, und schon wollte ich eine schroffe Antwort geben, als er fortfuhr:

„Sanitätsrat Ehrlich ist ja ein ausgezeichneter Arzt, aber schon etwas veraltet, Herr Kreisphysikus . . . die jungen Aerzte von heute zu Tage machen einen viel komprimirteren Eindruck.“ . . .

Er wollte offenbar dezidiert sagen, denn schon wenige Momente später entschlüpfte ihm wiederum ein falsch ausgesprochenes Fremdwort.

„Aber der Sanitätsrat Ehrlich hat doch die größte Praxis in der Gemeinde und die Leute würden es für eine Bigamie ansehen, wenn jemand etwas gegen ihn sagen wollte.“

Ich kannte den Kollegen nur ganz flüchtig und wußte nicht, daß ein Zweifel an ihm wie eine „Blasphemie“ betrachtet worden wäre, was er wohl sagen wollte. Und jetzt fing ich an, den Humor der Sache zu begreifen und wartete halb neugierig, halb belustigt, was mein sonderbarer Gast noch vorbringen würde.

„Und das Haus, Herr Kreisphysikus, das Haus. Wirklich hochfein. Die Frau Sanitätsrätin versteht zu repräsentieren und sich eine Distanz zu geben,“ . . . was er damit ausdrücken wollte, blieb mir unklar, aber ich erfuhr doch, daß die jüngste Tochter meines Kollegen Ehrlich ein entzückendes Mädchen sei, wie Herr Jonas Goldstücker versicherte: „Hochgebildet, spricht alle Sprachen, spielt Klavier, wie Leubuscher“ . . . ich kannte den Künstler nicht, „nur Chopin, Rubinstein, Offenbach, Brahm.“ . . .

„Brahms, Herr Goldstücker, Brahms.“ . . .

„Nu ja, ich sagte doch Brahm, Herr Kreisphysikus, und was sie sonst noch Alles kann! Auch sehr wirthschaftlich, kochen hat sie gelernt . . . nein, gegen Fräulein Edith kann kein Mensch was sagen . . . Edith, ein hübscher Name, Herr Kreisphysikus, Edith.“ . . .

Er hielt einen Augenblick inne. Ich wollte ihm jetzt sagen, daß mich dies Alles sehr wenig interessiere und daß er endlich einmal auf sein eigentliches Anliegen kommen solle, aber er machte immerhin den Eindruck eines Mannes, der den besseren Ständen angehört, mit leidlichen Manieren, die

eine gewisse Rücksicht bedingten, deshalb verhielt ich mich weiter abwartend und er, von einem zum andern abschweifend und jedes Gesprächsthema aufgreifend, rief aus:

„Wirklich schade, daß Sie bei Sanitätsrat Ehrlich nicht verkehren, allerdings, ich kann mir denken, Sie haben wohl nicht viel Zeit. Jetzt mit der Schlochauer in Raudnitz müssen Sie auch nicht wenig Scherereien gehabt haben. Ein schreckliches Unglück, wahrhaftig! Jähzornig muß der Herr Schlochauer ja gewesen sein, denn man stoßt doch nicht bald so, daß einer tot hinfällt. Für die Frau muß das denervierend sein, sie ist eine gebildete Frau, die Tochter des Lehrers Weiß in Beuthen und sie hat nicht geglaubt, daß sie einmal einen ganz ungebildeten Destillateur wird heiraten . . . aber es ist ihm sehr gut gegangen und man hat nie gehört, daß sie nicht glücklich mit ihm gelebt hat. Sie hat immer gehabt, was sie braucht und viel mehr, und hat ihre Familie unterstützen können und ihre zwei Töchter gut erziehen . . . anders, wie wenn sie ihren Maler gekriegt hätte. Das wäre ein Malheur, dieser Maler.“ . . . Er lachte selbstgefällig über seinen Witz und ich dachte im Stillen: die jüdische Idealehe! Dann erfuhr ich die vorhin erwähnte Geschichte der Jugendliebe von Frau Rosalie Schlochauer.

„Daß er hinterher sich noch das Leben genommen hat . . . wirklich schrecklich, was es für ein ausgerechnetes Unglück giebt. Uebrigens eine Schwägerin von der Frau Schlochauer, die Kousine meiner Frau und hier an den Buchhändler Grosser verheiratet, hat mir gesagt, daß die Witwe merkwürdig gefaßt sei. Die Frau Grosser selbst ist halb tot vor Aufregung und sie konnte die Ruhe von der Frau gar nicht begreifen. . . . Es ist doch etwas ganz Ausgefallenes, erhenkt sich in Untersuchungshaft. Wenn er sich geduldet hätte, wer weiß, ob sie ihn nicht freigesprochen hätten, jedenfalls mehr, wie 3—4 Jahre Gefängnis hätte er nicht bekommen, keinesfalls Zuchthaus. Der Herr Rechtsanwalt Cassirer sagte mir gestern, die Geschworenen wären sicherlich auf den dolus enventualiter eingegangen.“ . . .

Er wollte natürlich dolus eventualis sagen, aber darauf kam es ihm nicht an und ich bewunderte nur, wie er alle Welt zu kennen und in den besten Familien zu verkehren

schien. Die Honoratioren der Gemeinde standen mit ihm sichtlich auf dem besten Fuß.

„Die Frau Schlochauer," sagte er nach einer Weile, „wird gewiß aus Raudnitz fortziehen, dort ist sie unter diesen Umständen unmöglich und was soll sie dort, mit zwei Töchtern, die fast erwachsen sind und bald heiratsfähig? Gewiß wird sie nach Berlin ziehen, dort leben ihre Brüder, der eine ist Rechtsanwalt, der andere Arzt und einer hat eine große Blusenfabrik. Da hat sie einen Anhalt." . . .

Ich sah plötzlich Frau Schlochauer vor mir, wie sie in stiller Trauer, ernst und bedächtig, mir ihre Zukunftspläne entwickelte, und dieser Mann hier vor mir wußte Alles, erriet es und äußerte seine Meinung über diese ihm fremden Lebensverhältnisse.

„In Berlin kümmert man sich nicht um solche Geschichten. Dort ist die Frau Schlochauer die Schwester vom Rechtsanwalt und Doktor Weiß, die reiche Frau Schlochauer, mit zwei hübschen, wohlerzogenen Töchtern, das genügt. Die Mädchen werden ganz gute Partien machen. Man sagt, es ist sehr viel geblieben, viel mehr, als man dem Herrn Schlochauer angemerkt hat, der den ganzen Tag gearbeitet hat und sein ganzes Interesse nur auf Verdienen gerichtet. Die Bildung hat er seiner Frau ganz allein gelassen. Und jetzt das Geld dazu. Wenn die große Brennerei und das Haus und die andern Grundstücke verkauft sein werden, kann es auf 400 000 Mark kommen. Der Bankier Rothmann hat mir gestern erzählt, Schlochauer sei ein sehr wohlhabender, fast reicher Mann gewesen. Rothmann hat einen Teil seiner Sachen unter sich gehabt, den andern die Breslauer Diskontobank und er kennt sein Bankdepot. Wenn die Frau jeder Tochter mal 100 000 Mark giebt, vorläufig werden sie noch nicht ihre Zinsen verbrauchen, kann sie sie ganz gut unterbringen. Natürlich, solche, die auf sogenannte feine Familie sehen, wird sie ja nicht kriegen, die fragen doch nach allem Möglichen und erfahren die Geschichte von der Untersuchungshaft und dem Selbstmord. Es giebt welche, die kein Tüpfelchen dulden auf dem Namen . . . aber es giebt auch genug junge Leute, die zugreifen und sich denken: Schwamm drüber.

Sogar Aerzte und Rechtsanwälte, die es mit den „Antizidöntien" nicht so genau nehmen." . . .

Ich sah nach meiner Uhr und er hätte eigentlich merken müssen, daß ich ungeduldig wurde und mich der vertrauliche Ton seines Gespräches unangenehm berührte. Aber er schien für diese zarte Andeutung kein rechtes Verständnis zu haben, denn er sagte plötzlich:

„Der Herr Rabbiner Grünbaum in Loslau war doch ein Bruder von Ihrer Frau Mutter, nicht wahr, Herr Kreisphysikus? Ich habe ihn noch sehr gut gekannt. Ich stamme auch aus Loslau. Ein feiner Mann und sehr gut und freundlich. Er war sehr beliebt in der Khille und meine selige Mutter hat immer gesagt: Seide . . . die reine Seide! Ich habe auch Ihren Herrn Vater gekannt Herr Kreisphysikus, wie er einmal in Loslau gewesen ist, damals zur „Lewajeh" von Ihrem Herrn Onkel hab' ich ihn gesehen und die Leichenrede gehört, die er gehalten hat. Wirklich großartig . . . so rührend und ergreifend, die ganze Khille hat Thränen vergossen. Ihr Herr Vater muß ein großer Kanzelrethoretiker gewesen sein. Schade, daß er in einer so kleinen Gemeinde war, der hätte für Breslau gepaßt oder für Berlin. Gott, man kann auch auf dem kleinsten Platze Gutes wirken und das hat er gethan. Der Herr Doktor Feilchenstein, mit dem ich diesen Sommer in Johannisbad zusammen war, konnte mir nicht genug erzählen von Ihren Eltern, Herr Kreisphysikus, und was für eine fromme, brave gute Frau Ihre Frau Mutter ist. Wunder! Die Schwester von Herrn Rabbiner Grünbaum aus Loslau. Und von Ihnen hat mir Doktor Feilchenstein auch erzählt. Sie wissen doch, ich meine Ihren Cousin aus Frankfurt an der Oder. Als er hörte, daß ich aus Reibnitz sei, hat er sich bald nach Ihnen erkundigt und mir Grüße für Sie mitgegeben. Er wollte garnicht glauben, daß ich Sie nicht persönlich kenne, da Sie doch schon seit Ende April hier sind. Gott, natürlich, im Sommer, man ist verreist und es ist keine Besuchszeit. Aber jetzt, Herr Kreisphysikus, es ist doch schon Oktober und Sie haben noch immer keine Besuche gemacht." . . .

Was gab dem Manne das Recht, mir darüber Vorstellungen zu machen? Allerdings er schien mit meinen

Familienverhältnissen vertraut, mein Vetter sendete mir Grüße durch ihn . . . ich sann einen Augenblick nach, der Name „Jonas Goldstücker“ stand auf meiner Besuchsliste nicht. Merkwürdig. Das machte mich stutzig und ich sagte nur: „Das zu beurteilen, müssen Sie mir schon überlassen.“

„Aber ich bitte Sie, Herr Kreisphysikus, Sie haben mich mißverstanden. Ich wollte mir durchaus nicht erlauben, Ihnen über gesellschaftliche Formen etwas zu sagen, wie können Sie nur so was denken, aber ich meinte nur so. Wie sollen die Familien hier Sie kennen und würdigen lernen, wenn Sie sich ihnen fern halten? Und Ihr Kousin, Doktor Feilchenstein sagte mir doch, was Sie für ein ausgezeichneter Mensch sind, und wie ernst und tüchtig und wie verhältnismäßig jung Sie schon Karriere gemacht haben . . . Ende der Dreißig und schon Physikus, und wie viel Ehre und Freude Sie Ihrer alten Mutter bereiten.“ . . .

Mein Vetter mußte, seit ich ihn nicht gesehen habe, ein schwatzhaftes Weib geworden sein. Wie kommt er dazu, einem mir völlig Fremden so viel aus meinem Leben zu erzählen, mich zu rühmen und über das stille, innige Mütterchen und mein Verhältnis zu ihr zu sprechen? Es schien mir fast unglaublich und schon wollte ich mich darüber äußern, als er fortfuhr:

„Und wie glücklich Ihre liebe Mutter sein würde, wenn Sie ihr bald eine nette Schwiegertochter zuführen würden. Wenn es ein feines, gebildetes Mädchen ist, könnte sie vielleicht sogar bei Ihnen leben und ihre Tage bei Ihnen beschließen. Viele junge Mädchen sind zwar nicht dafür, die Schwiegermutter im Hause zu haben, aber es kommt darauf an, und Edith Ehrlich ist ein so kluges Mädchen.“ . . .

Ich sprang empor. Fast hätte ich ein lautes Gelächter aufgeschlagen. Nun wars heraus. Herr Jonas Goldstücker, der mich mit einem so eigentümlichen, intimen Besuch beehrte war ein . . . Schadchen. Der Heiratsvermittler der Gemeinde.

Das war zu amüsant. Aber er schien nicht bemerken zu wollen, daß ich die Sache komisch auffaßte, denn er blieb ruhig sitzen und sprach weiter:

„Und der Herr Sanitätsrat möchte am liebsten einen

Arzt, der könnte doch später einmal seine Praxis übernehmen.“ . . .

„So gewissermaßen in das Geschäft hineinheiraten“ . . . rief ich aus.

„Ja, Herr Kreisphysikus. Aber das ist nur nebenbei. Er giebt seiner Tochter trotzdem 50 000 Mark mit, genau so viel, wie der Rechtsanwalt Bobrecker mitbekommen hat und wenn Sie . . . Sie könnten doch jedenfalls dort einen Besuch machen . . . ich bin sicher, wenn Sie Fräulein Edith erst kennen gelernt haben, Sie werden sehen, das alles, was ich Ihnen sage, aufs Haar stimmt. Sie hat kastanienbraune Haare.“ . . .

Die Ideenverbindung war köstlich.

„Und überhaupt auch sehr schön gewachsen, mittelgroß und wenn ich mir denke, wie Ihre alte Mutter sich freuen würde.“ . . .

Ich weiß nicht, ob ich Herrn Jonas Goldstücker hinauskomplimentiert habe, oder ob er freiwillig ging. Aber fort war er. Meinem Vetter, Doktor Feilchenstein, will ich aber heute noch einen groben Brief schreiben.

10. Oktober.

„Wissen Sie, was ein Roschekol ist?“ hatte mich Simon Eichelkatz mit verschmitztem Lächeln gefragt, als ich ihn heute Nachmittag besuchte.

„Ein Roschekol ist ein Gemeindevorsteher,“ antwortete ich. Er lachte, ein leises, fast kicherndes Lachen, womit er gewöhnlich seiner guten Laune Ausdruck gab und sagte:

„Ein Roschekol ist ein unangenehmer Mensch.“

„Doch nicht immer, Herr Eichelkatz?“ . . .

„Beinahe immer, wenn Sie ihn an den Kultusbeamten, nebbich, messen und auch an der Khille. Er ist gewöhnlich hochmütig, rechthaberisch, herrschsüchtig und ein Streber. Da er nichts anderes zu regieren hat, will er wenigstens die Gemeinde regieren, und die armen Kultusbeamten sollen ganz und gar von seiner Gnade abhängen. Widerspruch verträgt er überhaupt nicht und daß auch die Meinung eines andern zu respektieren wäre, fällt ihm garnicht ein. Er befiehlt und die andern stimmen zu. Denn diese andern hängen meist

von ihm ab, oder mit ihm zusammen. Es ist seine Mischpoche auf der einen Seite, auf der andern Menschen, mit denen er geschäftliche oder persönliche Beziehungen hat. Ist er ein sogenannter akademisch gebildeter Mann, dann ist die Sache noch schlimmer, denn dann thut er und die Khille sich darauf noch extra zu gut. In der Stadt gilt er auch etwas, ist mit den Christen gut befreundet und ist gewöhnlich Stadtverordneter. Das imponiert der Khille gewaltig und es fällt den „Naronim" nicht ein, daß sie ihn dazu gemacht haben. Mit Stolz sagen sie nur: unser Roschekol muß doch ein sehr intelligenter Mann sein, Stadtverordneter ist er auch! An der Intelligenz fehlt es ja auch meistens nicht, aber am Charakter und an der wahren Güte und Humanität. Was man da sieht, ist meist nur von außen, wo es gilt schöne Redensarten zu machen und große Worte, aber innenwendig, alles kalt und hohl und berechnet. Bedacht, die eigene Person ins schönste Licht zu setzen und die andern zu kränken und ihnen Herzleid zu bereiten." . . .

Ich drohte ihm lächelnd mit dem Finger und sagte:

„Aber Reb Schime, ich glaube, Sie sehen zu schwarz, so arg wirds doch nicht sein." . . .

„Leben Sie fünfzig Jahr in einer Khille, dann wer'n Sie wissen, ob ich übertreib. Hätten Sie den Gemeindevorsteher Doktor Krakauer mit Respekt zu melden, gekannt, Sie hätten allerwenigstens so wie ich gesagt: Ein Roschekol is ein unangenehmer Mensch. Vielleicht hätten Sie noch mehr gesagt. Mancher in der Khille hat sich gekränkt, wie er is umgegangen mit den armen Beamten, nebbich, und hat die Faust geballt, aber sie waren zu schwach, um etwas zu thun . . . ich auch, Herr Kreisphysikus. Was kann ein einzelner machen? Aber wenn ich heut daran denk', steigt mir noch die Gall." . . .

„Na, na mein lieber Reb Schime, wenn Sie sich aufregen, erlaube ich garnicht, daß Sie davon sprechen" . . . suchte ich ihn zu beruhigen.

„Warum? Wenn man sich was vom Herzen redt, das schadet nichts. Lassen Sie mich ruhig erzählen, von Herrn Doktor Krakauer, mit Respekt zu melden. Daß er von ganz gewöhnlichen Leuten abstammt, will ich ihm nicht vorwerfen.

Es giebt viele Juden, die aus niedriger Familie sind und sich doch raufarbeiten zu feinen und edlen Menschen, denn wenn wir uns an unsere Stammesgemeinschaft erinnern, so ist jeder berechtigt, sich als zum ältesten Adel gehörig zu betrachten. Aber sein muß man darnach, und das sind die meisten leider nicht. Herr Doktor Krakauer, mit Respekt zu melden, war es nicht. Sein Vater war ein roher Lederhändler, in Peiskretscham. Ein fleißiger, ordentlicher Jud, was nicht hat schreiben und lesen gekonnt und seine Mutter war eine einfache Frau, die als jüdische Köchin bei Herrn Bernhard Markus gedient hat. Sie war nicht mehr jung, als sie sich verheiratete und wie sie einen Sohn bekamen, waren sie überglücklich. Das Kind wurde bestimmt, was besonderes zu werden. Die beiden Eltern hatten jetzt nur ein Ziel, und der Knabe, der gut lernte, machte es ihnen möglich, es zu erreichen. Studieren sollte er, ein gebildeter, gelehrter Herr werden, ein Doktor. Je weniger der rohe Lederhändler und seine Frau waren, desto mehr sollte der Sohn sein. Und sie erlebten auch beide noch die Freude, daß er sich ihrer schämte. Als er wirklich sich als Arzt niedergelassen hatte, zu Ehre und Ansehen gekommen war, Ehrenstellungen in Stadt und Gemeinde bekleidete, da verstand er sehr gut, den rohen Lederhändler und die jüdische Köchin zu verheimlichen und nur ganz in der Stille, und im Geheimen nur war er ihr Sohn. Vor der Welt hätte ihm das geschadet, seine Stellung in der Oeffentlichkeit hätte darunter leiden können, so konnten die beiden alten Leute, die Tag und Nacht, unermüdlich dafür gearbeitet hatten, daß ihr ienzig Kind auf eine höhere Stufe komme, sich nur von Weitem daran erfreuen. Denn sein Ehrgeiz, seine Energie, seine Schlauheit und Rücksichtslosigkeit hatten ihn wirklich weit gebracht. Er hatte aus wohlhabender Familie geheiratet, aber ein Mädchen, das so dumm und schüchtern war, daß sie seiner Herrschsucht sich fügte, in ewiger Angst und Furcht, es ihm nicht recht zu machen. Nun, denken Sie sich, lieber Herr Kreisphysikus, so einen Menschen jahrelang als Roschekol. Er unterdrückte und verdarb die ganze Khille, die nicht den Mut hatte, ihm entgegenzutreten und Alle zitterten vor ihm. Der alte Synagogendiener und Schabbesgoj Marek, der

voriges Jahr gestorben ist, pflegte immer zu sagen: wenn Krakauer in Schul kommt, den Kopp so hoch, als wollte er an den Mogen Dovid anstoßen und die Brust so breit, daß er darauf könnte die al cheths . . . kloppen, zitterte die ganze Khille, weil er so vornehm is, und Treifes ißt und die Leit behandelt von oben herab . . . er hat recht gehabt . . . Marek war ein gescheidter Mann, und mehr noch als die Khille, haben nebbich die gezittert, die von ihm abhingen. Nur zwei nicht. Der Rabbiner Doktor Merzbach, der eine zu vornehme Natur war, und noch weniger, die „stolze Rebbezin", die ihn öffentlich als einen „Parvenu" bezeichnet hatte, und seinen Gruß so herablassend erwiderte, daß Doktor Krakauer, mit Respekt zu melden, immer auf die andere Seite ging, wenn er sie ankommen sah. Dafür hatte er aber auch nichts unterlassen, was möglich war, den Rabbiner zu schädigen und zu kränken.

Seine Rachsucht war unerhört und je mehr er bemüht war, sie nach außen zu verheimlichen, desto mehr wühlte sie in seinem ordinären Herzen, und wo er dem Dr. Merzbach etwas anthun konnte, that er es. Wer ihn so sah, den großen, starken, breitschultrigen Mann mit dem verbindlichen Lächeln, den feinen Herrn mit den höflicheu Manieren, der hätte nicht gedacht, was für eine schwarze Seele sich dahinter versteckt. Nu, sein Zahltag ist auch gekommen. Vor der Hand aber war er immer einflußreicher geworden und hat auch eine sehr gute Praxis gehabt, was ihm nachher der Herr Sanitätsrat Ehrlich hat ein bischen abgenommen. Es soll Keinem angehn, was die zwei sich gewünscht haben . . . aber vor der Welt immer die besten Freunde und in einem stimmten sie immer überein, die Anderen zu chikanieren und zu verletzen, die unter ihrem Regiment standen. Nebbich, die Kultusbeamten, zu Buß gesagt! Der Herr Sanitätsrat Ehrlich war nämlich auch Repräsentantenvorsteher und länger als dreißig Jahre herrschten sie in der Gemeinde. Das erste Stückel, daß sie Dr. Merzbach spielten, war bei der Synagogeneinweihung. Ich hab's Ihnen, glaub' ich, schon erzählt, Herr Kreisphysikus. Der Bau der neuen Synagoge ist nur durch den Rabbiner möglich geworden. Wer hätt' etwas gegeben auf den Herrn Dr. Krakauer

mit Respekt zu melden? Aber der Name von Dr. Merzbach hatte einen guten Klang und man ist auch nicht umsonst der Eidam von Reb Salme Friedländer in Posen. Aber gerade das konnte Herr Dr. Krakauer, mit Respekt zu melden, ihm nicht verzeihen, obwohl er stets einfach und still sein schweres Amt verwaltete. Die Rebbezin allerdings, ja, die ließ keinen Zweifel darüber, was sie über den Sohn von Isak Krakauer, rohen Lederhändler und seiner Frau Jette, ehemalige Köchin von Bernhard Markus, hielt. Die Rebbezin war stolz, das läßt sich nicht leugnen. Aber trotzdem war sie wohlthätig und edel und alle Armen in der Khille kannten und liebten sie, und an den Betten der Kranken und Sterbenden stand sie, und in der schrecklichen Cholerazeit ging sie mit ihrem Manne von einem zum anderen, furchtlos und mutig, und tröstete die Leidenden und half und sorgte und nahm sich der Hilflosen und Verwaisten an . . . nur Leuten wie Krakauer zeigte sie, daß sie die Emporkömmlinge verachtete, wenn sie nicht, wie sie sagte: auch geistig und moralisch hochgekommen sind. Sie können sich denken, Herr Kreisphysikus, daß es in der Khille immer „anständige" Leute gab, die jedes Wort, das die Frau Doktor sagte, dem Herrn Vorsteher zutrugen, noch übertrieben und ausgeschmückt. Da waren besonders zwei, Herr Meyer Nathansohn und Herr Saul Feuerstein, feine Leute. Der eine war als Schames und Kassierer bei der Khille angestellt, man nannte ihn Khilleversorger, weil er sich um alles bekümmerte, und war die rechte Hand von Herrn Dr. Krakauer, mit Respekt zu melden, der andere war ein bekannter „Pleitegeiher" und lebte ganz gut davon. Diese beiden waren es, die wie die Spione jede Äußerung, jede Handlung der Frau Doktor ausspürten und weitertrugen. Sie machte sich nicht viel daraus und manchmal mochte es sie freuen, daß die Leute erfuhren, was sie über sie dachte, aber es gab doch immerfort Unruhe und Ärger und schließlich mußte es der gute Herr Rabbiner ausbaden. Was soll ich Ihnen sagen, Herr Kreisphysikus, wie die Synagoge hat fertig dagestanden und alle Schwierigkeiten waren überwunden, setzt der Dr. Krakauer, mit Respekt zu melden, und seine Helfer es beim Vorstands- und Repräsentantenkollegium durch, daß man zur Einweihung

läßt kommen einen Rabbiner aus Berlin. Haben Sie so was schon in Ihrem Leben gehört? Ä Primadonna! Und der kommt und hält die Weiherede und verdrängt den heimischen Rabbiner und der Dr. Krakauer und Meyer Nathansohn, der Khilleversorger, und Saul Feuerstein, der Pleitegeiher, triumphieren. Und mit ihnen die „Gegenpartei“, der die ganze Sach' sowieso nicht gepaßt hat — überhaupt die neue Synagoge. Ich glaube, Dr. Merzbach hat damals sehr viel gelitten und sich bitter gekränkt, aber beklagt hat er sich nicht, und die Freude an seinem Werk hat er auch nicht verloren. Und als er am ersten Schabbes nach der Einweihung auf der Kanzel stand und Gott dankte, daß er der Gemeinde die Gnade verliehen hat, dieses Haus errichten zu können, und als er der Gemeinde dankte, daß sie opferwillig und treu ausgeharrt und das schwere Werk gefördert habe, und als er diese ihrem Schutze, ihrer Treue und ihrer Frömmigkeit empfahl, eine Stätte der Erhebung, der Erbauung, des Trostes, des Glaubens, da blieb kein Auge thränenleer und jeder fühlte, daß erst an diesem Schabbes die eigentliche Weiherede gehalten worden war. Der Synagogendiener und Schabbesgoj Marek aber erzählte, daß die Leute, als sie aus Schul kamen, gesagt hätten: ‚Wenn auch einer aus Berlin kommt, ä Dr. Merzbach is er nich!' Was aber die anderen sich untereinander sagten, das erklärte die Rebbezin, als sie die Synagoge verließ, die schwarze Mantille, die sie damals dem Lehrer Sandberg umgehängt hatten, stolz um die Schultern geschlagen: „Die Einweihung der neuen Synagoge hat erst am heutigen Schabbes stattgefunden. Gelobt zu Gott, durch den, der seit zehn Jahren seine ganze Kraft an das Gelingen des Werkes setzte.“ Sie sagte das, als sie auf der obersten Treppenstufe stand, die vom Seitenportal auf die Straße hinabführte, und so laut, daß der unten in der Nähe stehende „Khilleversorger“ es hören konnte, hören sollte, wahrscheinlich. Nachmittags hatte er es bereits dem Vorsteher rapportiert und die Folge davon war, daß zu der einige Wochen später in Berlin einberufenen Versammlung nicht der Rabbiner abgeschickt wurde, sondern Herr Dr. Krakauer, mit Respekt zu vermelden und zwei andere Amrazim.“

„Disziplinarverfahren nennt man das, Reb Schime" warf ich lachend ein.

„Ich weiß nicht, wie man es nennt, aber ich weiß, daß es eine Schand' war, daß eine so große Gemeinde wie die unserige auf der Versammlung nicht vertreten war durch ihren Rabbiner, einem feinen Talmudchochem, mit einem guten Namen von höchstem Jiches, sondern durch einen Amhorez, der von der Jidischkeit nicht mehr wußte, als was ein roher Lederhändler und eine jüdische Köchin ihm zeigen konnten."

Er hielt plötzlich inne.

„Ich kränk' mich und verbittre mich, wenn ich daran denk, Herr Kreisphysikus. Und wie man schwach und ohne Einfluß hat zusehen müssen solchen Dingen. Da war nichts zu machen. . ."

Nachdenklich und abgespannt sah er vor sich hin und ich benutzte den Augenblick, um mich von ihm zu verabschieden. Ich wollte nicht, daß er noch mehr erzähle, so sehr mich seine Mitteilungen interessierten. Draußen empfahl ich Feivel Silbermann, zu sehen, daß sein Herr möglichst früh zur Ruhe gehe.

18. Oktober.

Jetzt weiß ich endlich etwas über das Schicksal von Simon Eichelkatz. Wie in Selbstvergessenheit kramte er in seinen Erinnerungen. Und da sein Leben so ganz mit dieser Gemeinde verknüpft ist, kam er unwillkürlich auch auf sich zu sprechen. Ich bekenne, daß ich, ohne indiskret sein zu wollen, ihn darauf brachte. Denn so sehr mich Gestalten und Verhältnisse, die er vor mir auferstehen läßt, auch interessiren, so gehören sie doch der Vergangenheit an und haben eine mehr kulturhistorische Bedeutung. Dieser alte Mann aber ragt aus der Vergangenheit in die Gegenwart, freilich mehr betrachtend als handelnd, und doch, ein Teil seines Seins setzt sich fort auf dem Boden der Wissenschaft, im modernsten, fortgeschrittensten Geistesleben. Welche Evolutionen von Simon Eichelkatz zu Friedrich Eichner! Aber ich hoffe, dieses Leben kennen zu lernen, das hinüberführt aus der engen Khille in die weite Welt. Mein alter Freund war gestern sehr gesprächig. Ich hatte das Gefühl, daß es ihm

behagte, in sein eigenes Erleben zurückzublicken. Er fühlte wohl auch, daß es nicht banale Neugier ist, sondern aufrichtige Anteilnahme, die mich zu ihm führt. Als ich mein Tagebuch anlegte, dachte ich, es würde das Treiben und Thun des Tages hier erzählen, das Allerneueste, und nun wird es zu einem Buch der Erinnerungen eines Greises. Aber es ist besser so. Der Alltag hier ist reizlos und monoton. Die Menschen, so wenig ich sie kenne, scheinen konventionell. Das Typische, das Simon Eichelkatz vor mir aufrollt, fehlt der heutigen Generation. Je mehr die Juden sich akklimatisiren, desto mehr büßen sie ein von ihrer Eigenart, und wenn das auch nicht im allgemeinen zu beklagen ist, so geht damit doch eine Menge von Originalität im guten und schlimmen Sinne verloren. Was davon in die moderne Zeit hinüber gerettet wurde, giebt sich als Individualismus, der einen so großen, bedeutungsvollen Raum einnimmt im modernen Leben und ich glaube, wenn unter den Juden sich sehr starke Individualitäten finden, so ist das noch auf jene Zeit zurück zu führen, wo die Gesamtheit darauf bedacht war, Eigenart und Stammesmerkmale zu bewahren. Heute strebt man gerade bei den Juden das Gegenteil an. Ich aber will die Vergangenheit festhalten. Eigentümliches und nicht immer Erfreuliches läßt Simon Eichelkatz vor mir aufsteigen. Wenn man es aber im verklärenden Lichte der Rückschau betrachtet, wenn man die richtige Distanz dazu nimmt, dann kommt es wie Versöhnung und Milde über die Seele.

Gab die Engnis und Bedrängnis des jüdischen Lebens, die Einseitigkeit der Interessen, der Mangel an jedem weiten Ausblick, das Fehlen einer Weltanschauung mit festen ethischen Grundsätzen ihnen nicht die Prägung? Waren die Vielen, viel zu Vielen unter ihnen nicht doppelt klein und minderwertig, weil die wenigen Großen allzu groß waren? Mußten aus diesen Gegensätzen nicht Schroffheiten, Häßlichkeiten erwachsen, die um so schlimmer waren, weil sie unter dem Druck entstanden, heimlich und heimtückisch auftraten. Wenn ich's recht überdenke, so ist mein Mitleid größer als mein Abscheu, gegen die, die in den alten Gemeinden die Träger des Gedankens einer Fortentwicklung im Judentum kreuzigten und verbrannten. Sonderbare Heilige! Meyer Nathansohn, der

Khilleversorger, Saul Feuerstein, der Pleitegeher und ihr sauberer Anhang und daneben Dr. Krakauer, Dr. Ehrlich und Genossen. Und leider war das typisch für das Gemeindeleben jener Tage. Armselige Khilles! Und doch, mich bewegten die Erinnerungen aus jener Zeit auf diesem Boden, wo ich jetzt hin verschlagen bin. Statt des Landes der Sonne, in welchem der große Ahne meiner seligen Urgroßmutter in Brody, Dr. Abarbanell, seinem Herrn diente, die schwarze oberschlesische Kohle, und die Winde der Beskiden; statt mit Gelehrten und Künstlern, Verkehr mit den rohen Elementen hier, statt anmutender Thätigkeit, Sektionen, Vertiefung in den Geisteszustand von Mördern, Meineidigen u. s. f., das der gesamte Dienst . . . aber ich habe doch etwas, das mir inneres Genügen gewährt, Simon Eichelkatz.

Gestern sagte er mir: „Was der Herr Rabbiner für die Allgemeinheit gethan, als er in diese verschwarzte Khille kam, reicht aber noch nicht heran an das, was er jedem Einzelnen gab. Im Jahre 1849 kam er her, bald nach der großen Revolution. Kurz vorher war er noch beim König gewesen, mit einer Deputation aus dem Herzogtum Posen, er war früher Rabbiner in Unruhstadt, um den „allerunterthänigsten Dank" auszusprechen für die den Juden gewährleisteten Rechte. Sie können sich denken Herr Kreisphysikus, wie das den Leuten hier imponierte, ein Row, der beim König war, ein Row, der hochdeutsch redete und ein Doktor war. Wie sie ihn einholten mit seiner Rebbezin, bis Kandrzin waren sie ihm entgegengefahren, hat sich was gethan. Herr Doktor Krakauer, mit Respekt zu melden, war damals grade im zweiten Jahr Roschekol und Alles, was wahr ist, er hat ihn hergebracht und darauf bestanden, daß ein akademisch gebildeter Row kommt, aber wie er hat gesehen, daß dieser selbständig war und nicht nach seiner Pfeife tanzen wollte, ist er geworden sein größter Feind. Damals aber hat er gehalten die Willkommensrede in Kandrzin und sind im Wagen zusammen hergefahren, der Rabbiner und die Rebbezin und Doktor Krakauer, mit Respekt zu melden und der Gold- und Silberwarenhändler Manasse, der gewesen ist zweiter Vorsteher. Ein ordentlicher Mann. So sind sie hereingekommen und die ganze Khille war vor der Wohnung des

Rabbiners, im alten Schulhause, neben der Mikwe versammelt. Ja, und dann sind sie raufgegangen in die Wohnung, die war ganz neu möbliert vom Tischler Joseph und dort hat der Juwelier Manasse eine Ansprach sollen halten. Aber er war kein Redner und die Verlegenheit hat ihm das Wort verschlagen und er soll so gestottert haben, daß er nicht weiter hat gekonnt, da hat Doktor Merzbach gesagt: „Theure Gemeindemitglieder und liebe Freunde, es bedarf keiner Worte, um mich von Ihrer Gesinnung und Ihrem Wohlwollen zu überzeugen. Ich fühle mich als zu Ihnen gehörig und ich bin gern gekommen. Ich hoffe, diese Gemeinde wird für mich ein großes bisher vielleicht etwas brach liegendes Arbeitsfeld sein, auf dem die Aussaat des Guten, edler Gedanken, ethischer Prinzipien und die Ausgestaltung eines würdigen Gemeindelebens reiche, herrliche Früchte tragen wird. Ich weiß, was Sie mir sagen wollten, mein verehrter Herr Vorsteher, wenn auch die Rührung des Augenblickes Sie übermannte, wer in Ihr treues, gutes Auge blickt, fühlt, daß er einem wohlwollenden Manne gegenübersteht und so wollen wir Alle in Treue zusammenhalten und nicht in Worten, sondern in Thaten für das Heil und Wohl dieser theuren Gemeinde wirken." Manasse hat mir hundert Mal diese Rede wiederholt. Als die Begrüßungsdeputation nach einer halben Stunde runter kam zu den andern, die unten warteten, sah Krakauer so erbost aus, daß der Synagogendiener und Schabbesgoj Marek sofort sagte: „Es is ihm was in die Kron gefahren." Saul Feuerstein aber, der Pleitegeiher und spätere Führer der „Gegenpartei", fand, daß man hier „keiner Ausgestaltung eines würdigen Gemeindelebens" bedürfe, man hat so lange gedawnet und es war gut, man hat oßer erst auf ihn gewartet, und was er von „ethische Grundsätze" gesagt hat, muß man erst im Konversationslexikon nachschlagen und im übrigen sei es eine Chuzpe, von ä brachliegendes Arbeitsfeld zu reden. Die Khille hat bestanden, ohne daß von Doktor Merzbach ä Spur war. Unter solchen Zeichen trat der neue Rabbiner sein Amt an. — Unter Amrazim und grobben Jungen. Alle miteinander, der gebildete Herr Doktor Krakauer, mit Respekt zu melden, und der feine Doktor Ehrlich obenan. Nur zwei verstanden etwas mehr

davon, der Buchhändler Karfunkelstein, dessen Vater Rabbiner war und der alte Eisenhändler Schlesinger, und dann war noch einer, der konnte, wenn er wollte. Ein gescheidter Mann, geistreich und witzig. Machte sich über die ganze Khille lustig und hatte großen Einfluß, denn sie fürchteten sich vor seiner scharfen Zunge, das war der neue Chasen, der Kantor Elias, der kurze Zeit nach dem Rabbiner angestellt wurde. Ich bitt' Sie, Herr Kreisphysikus, es is doch mehr ein Unglück, wie eine Schand, wenn man nicht Gelegenheit hat, etwas zu lernen. Aber eine Schand is es, wenn man nicht hat Achtung vor dem Wissen anderer und wenn man diejenigen kränkt, zu denen man mit Verehrung aufblicken soll. Der Kantor Elias hatte einmal zu ihm gesagt: „Wenn Sie mit den Parchonim hier zusammenhalten wollen, lieber Herr Doktor, dann müssen Sie Klabberjas lernen und Franzefuß und Sechsundsechzig. Die Kartenblätter haben hier eine größere Wichtigkeit, wie die Gemoreblätter." — Recht hat er gehabt, Herr Kreisphysikus. Und, je schlechter er von den Leuten dachte und sprach und je nichtachtender er sie behandelte, desto besser waren sie zu ihm. Er konnte Alles durchsetzen. Jedes Jahr eine Gehaltszulage . . . und thun und lassen, was er wollte und wenn er an Schabbes und Jontef vor 'nem Omed stand und zu singen anfing, waren alle ganz weg. Gesungen hat er . . . so was von Stimm' und so ein Vortrag . . . ich weiß nich, ob's desgleichen noch giebt. Er rührte die Menschen bis ins Innerste . . . vielleicht können Töne mehr erschüttern, wie Worte . . . was meinen Sie? Herr Kreisphysikus? Aber er hatte jedenfalls die größere Wirkung und die größere Macht über die Khille. Denn was der Rabbiner ihnen sagte, darüber mußten sie erst nachdenken, und was der Kantor ihnen vorsang, das brauchten sie nur zu hören . . . und dann nach „Schul" ging er mit ihnen zum Glase Wein, zu Heimann oder zum Frühstück zu Schäfer und Reb Michel Schäfer stand an der Thür zu seiner Gaststub und erklärte, wenn der Herr Kantor kommt, lach' ihm das Herz im Leibe. Und lustig und vergnügt ging's zu, wenn er dabei war. Der Kantor Elias war die populärste Figur. Er spielte mit den Leuten ein Partiechen, er frühstückte mit ihnen und verschmähte den Ungar=

wein von Heimann nicht, er sagte den Männern Grobheiten und neckte die Frauen . . . und niemand ahnte, wie sehr er sie innerlich verachtete, wie hoch er über ihnen stand. Aber mit einem scharfen Wort, sagte er wie er über alles dachte. „Wißt ihr, was unser Row ist?" fragte er einmal in meiner Gegenwart einige Balbatim, mit denen er Klabber spielte. „Eine Perl, die man vor die Säue wirft." . . .

„Und die Rebbezin?" fragte jemand unter dem Gelächter der andern.

Da erwiderte er plötzlich ganz ernst: „Das ist eine Perle aus der Krone eines Fürstengeschlechts . . . aber das versteht ihr nicht, woher auch? . . . Malke und Melech kennt ihr nur beim Kartenspiel . . ." dabei warf er das Aß auf den Tisch und sagte: „nehme ich mir den „Tauß", bei mir sind se besser aufgehoben, als in eurer Hand."

„Hast recht, Eichelkatz, daß Du Dich zum Rabbiner hältst," sagte er öfter zu mir, „und wenn Dir einer helfen kann is er es . . . denn der, ja der kennt die Seelen der Menschen und weiß was drinn vorgeht . . . und . . . ja die Rebbezin!"

Und ich, ich hab ewadde einen nötig gehabt, der verstanden hat, was in meiner Seel' is vorgegangen. Hab' ich es doch selbst kaum verstanden."

Er machte eine Pause und sah nachsinnend vor sich hin. Ich beobachtete ihn stillschweigend und dann fing er an, mit einem Stimmklang wie aus weiter Ferne:

„Wissen Sie, was eine unglückliche Eh' is, Herr Kreisphysikus? Woher sollen Sie es übrigens wissen? Sie sind doch ein Einschichtiger. Gesehen und gehört haben Sie schon davon, aber das ist nichts, erlebt muß mans haben, selber erlebt, am eigenen Leib, dann weiß man erst, daß es das Traurigste is und Schrecklichste, was einem zukommen kann. Und beide Teile sind schuld, immer beide Teile. Denn sie haben beide nicht den Mut zur Wahrheit, zu gestehen, wir haben einen Mißgriff begangen, wir passen nicht zusammen. Und schleppt sich sein ganzes Leben lang mit der Lüg und dem Leid. Und stoßt sich immer von neuem sein Herz ab, und verbittert sich sein Leben und das anderer. Und wenn mans einsieht, is es zu spät und bis der Verstand kommt, is man zu alt und dann denkt man, es lohnt nich für die

paar Jahr. Aber die paar Jahr sind lang und jedes Jahr hat 12 Monate und jeder Monat 30 Tage und mancher sogar 31 und jeder Tag 24 Stunden und jede Stunde 60 Minuten und jede Minute 60 Augenblicke und in jedem dieser Augenblicke härmt man sich und kränkt sich und durchlebt sein ganzes Leid immer wieder.“

Er machte eine nachdenkliche Miene.

„Wissen Sie, Herr Kreisphysikus, man sagt so, das Leben des Menschen sei kurz und was sind 70 Jahre und wenn es hoch kommt 80 Jahre in der Unendlichkeit der Zeit? Wie ein Augenblick. Und ich sage Ihnen, jeder Mensch, der überhaupt ausreift und eine höhere Altersgrenze erreicht, lebt tausend Jahr' denn in jedem Momente, wo er etwas erlebt, ist es immer ein ganzes Leben, das sich in diesem Augenblick zusammendrängt. Ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen, Herr Doktor. Ich meine nicht, das, was so unsere tägliche Existenz ausmacht, unsere Gewohnheiten und Bedürfnisse. Ich meine, was wir in unserer Seele durchmachen. Und jede dieser Empfindungen ist eine ganze Welt für sich, ein ganzes Leben . . . und Alles was in uns ist, wird mit einem Schlage wach und lebendig und macht die Sache mit uns durch, und überall spüren wir es und jetzt denken Sie, Herr Kreisphysikus, wie viele Momente jeder in sich erlebt, wie viele tausende Leben, und darnach müßte man unser Alter bemessen und wenn einer is hoch in die Siebzig, so wie ich Herr Doktor, und hat so Vielerlei durchgemacht, dann war sein Leben nicht kurz, sondern tausend Jahr lang und darüber.“

Wieder stand ich vor dem Räthsel, wie dieser schlichte Greis zu philosophischen Deduktionen kam, die jedes Gebiet streiften und mit eigentümlicher Denkkraft die schwierigsten Probleme spielend zu durchdringen vermochte. Unbewußt, nur von einer Intuition geleitet, die sicher und scharf dort einsetzte, wo andere tastend und erratend den Weg der Wahrheit suchen. Hatte er denn nicht instinktiv das Richtige getroffen, wenn er die Dauer des Lebens, nach seiner Intensität bemaß, nicht nach der Zahl der Jahre?

Was mochte Simon Eichelkatz nur erlebt haben?

Als lese er diese Frage auf meinem Gesicht, fuhr er fort:

„Und sehn Sie, Herr Doktor, wissen Sie, eine unglückliche Ehe ist eine ganze Ewigkeit von Gram und wer die durchlebt hat, der is so alt . . . so alt . . . Methusalem is ein Jüngling dagegen. Man hört jetzt öfter von Scheidungen. Früher galt das als eine Schand. Eine geschiedene Frau betrachtete man als etwas erniedrigtes, verstoßenes und ein Mann, der einen Get gab, stand auch nich in Ansehen. Es hatte immer einen mießen Beigeschmack. Und hier in der Khille gar . . . wenn einer war reingefallen, mußt' er daran glauben. Immer weiter schleppen das Joch, immer weiter . . ich will wahrhaftig Gott nichts sagen gegen die Madam Eichelkatz . . . und sie hat gewiß so darunter gehabt zu leiden, wie ich . . . aber wir paßten einmal nich zusammen. Meine poschete Natur und meine Gradheit und meine Unbildung waren ihr gewiß ebenso zuwider, wie mir ihre Bildung und ihre feinen Manieren und ihre noblen Ansprüche. Und daß ich hab gemußt hinterm Ladentisch stehen, hat ihr nicht gepaßt, und mir hat nich gepaßt, wenn sie hat französisch gesprochen mit dem Herrn Oberstleutnant von Boddin. Ich bitt' Sie, Herr Kreisphysikus, schickt es sich überhaupt für eine bekowete, jüdische Frau, daß sie macht Knixchen, und daß sie laut lacht und sich unterhält mit den Offizieren, wenn sie gegen Abend vorüberspazieren beim Laden ihres Mannes? Und „gnädige Frau" hin und „Madame Eichelkatz" her und ein Gethue und Gespaße und immer, dieses „Madame Eichelkatz" . . . und sie hat nicht wollen merken, daß sie sich machen lustig, und daß sie sich mokieren über den Namen Eichelkatz. Meinen guten, ehrlichen Namen, Herr Kreisphysikus."

Armer Simon Eichelkatz, dachte ich, also Eifersucht ist die Leidensgeschichte deines Lebens.

Als wäre er mit hellseherischen Kräften begabt und vermöchte meine Gedanken zu lesen, sah er mich scharf an und sagte:

„Sie müssen etwa nicht glauben, daß ich bin eifersüchtig gewesen. Was man so darunter versteht, Herr Kreisphysikus. Nein, auf mein Wort nicht. Wie ich meine Frau, Friederike geborene Böhm, geheiratet habe, war von Lieb keine Rede zwischen uns. Wie man damals so geheiratet hat. Ich war

im Geschäft bei Josef Böhm eingetreten, als Kommis und hab später reingeheiratet ins Geschäft, weil Böhm es nicht allein hätt gekonnt weiterführen. Er is selber gekommen zu mir und hat gesagt: Simon, wenn Sie woll'n meine Tochter Friederike heiraten, brauchen wir kein Schadchones zu zahlen . . . Sie nich und ich nich. Sie kennen das Geschäft. Es is zurückgegangen in die letzten Jahr, aber wenn Sie es übernehmen, werden Sie es wieder hochbringen. Daß es ein gutes Geschäft war, wissen Sie, und ich bin nich mehr gewachsen der Konkurrenz, aber Sie werden es sein." . . . „Es schmeichelte meinen Ehrgeiz, daß der Herr Josef Böhm, einer der ersten Manufakturwarenhändler in Schlesien, mir seine Tochter persönlich hat angetragen. Mir, der vor drei Jahren erst als ein armer unbekannter Kommis war in sein Geschäft gekommen. Simon Eichelkatz. Wer war Simon Eichelkatz? Aus Tarnow gebürtig, von arme, aber ordentliche Leit, bin ich nach Reisnitz gekommen und hab dort mein Glück gemacht. Wie haißt? Der Eidam von Josef Böhm! So etwas war noch garnich dagewesen! Aber ä Eidam kann man nur werden, wenn man nimmt sich eine Frau und ich hab genommen Friederike Böhm, die sehr vornehm und fein erzogen war und die hat gekonnt französisch sprechen."

Es fiel mir heute ganz besonders auf, was die Art seiner Erzählungen so eigentümlich charakterisierte. Sowie er über Persönliches sprach oder die Geschichten aus der Khille erzählte, behielt er meist den Jargon und Tonfall der Juden aus früherer Zeit bei. Sobald er aber ins Allgemeine kam, Gedanken und Betrachtungen ausdrückte, bekam seine Sprache Schwung, seine Ausdrucksweise wurde beinahe gewählt und fast niemals beeinträchtigte die Form den Inhalt dessen, was er sagte. Er wuchs dann gewissermaßen über sich selbst hinaus, und nicht einen einfachen alten Juden, sondern einen Weisen glaubt ich vor mir zu sehen.

„Was hat man damals überhaupt gewußt von solchen Begriffen? Zwei Menschen hat man zusammengethan und gesagt, sehts wie ihr mit einander fertig werd" . . . fuhr er fort und ein leiser Schatten zog über sein sonst so mildes Antlitz.

„Und dennoch war die jüdische Ehe im Großen und Ganzen selten unglücklich" warf ich ein.

„Das kam daher, Herr Kreisphysikus, weil sie sich ganz auf sich selbst beschränkt sah, auf das Haus, auf die Kinder, höchstens noch auf die Mischpoche. Nichts Fremdes trat hinzu, nichts von Außen . . . in engster Gemeinschaft zweier Menschen spielte sich das Leben ab. Heut is das anders, wenn es aber anders war zu meiner Zeit, is es gewesen ein Malheur. Und ein großes Malheur war es, daß Frau Friederike Eichelkatz geborene Böhm hat gelernt französisch sprechen. Im ersten Jahre is es ja noch gegangen. Sie hat zwar immer schon gespottet, daß sie hat einen ungebildeten Mann, der nichts anderes hat gewußt, wie ob die Waar' is gut oder schlecht und auf'n ersten Blick hat er zu unterscheiden verstanden, ob ä Stück Tuch is aus Cottbus oder aus Brünn, ob deutsches Fabrikat oder englisches, und ob der Einschuß ist baumwollen oder gezwirnt und ob die Qualität der Woll is rein oder nich . . . das war gut fürs Geschäft, aber nich für die Ehe. In einer Eh muß man andere Sachen wissen, um glücklich zu werden. Und wenn meine Frau mich so höhnisch fragte: „In Tarnow kann wohl kein Mensch französisch?" da hab ich genug gehabt für die ganze Woch.

Aber ich hab geantwortet und das war das Unglück, und erst, wie ich hab einsehn gelernt, daß es am besten ist, still zu sein, ganz still, hab ich Ruhe gehabt, aber bis ich das eingesehen hab', wars zu spät. Ich glaub immer, Herr Doktor, man wird zu alt, bis man gescheidt wird. Für sich selbst hat man nichts mehr davon und die andern, die Jungen wollen ihre Dummheiten auch wieder allein machen, und so is es eigentlich für nichts, daß man wird gescheidt."

„Wie können Sie so etwas sagen, Herr Eichelkatz? Habe ich nicht die Freude, aus dem Schatz Ihrer Erfahrungen so vieles zu hören, was mich interessirt, was mich nachdenklich stimmt? Geben Sie mit Ihren Geschichten aus der Khille mir nicht das Abbild einer Zeit, das für jeden, der sein Volk liebt, in Schmerzen und in Treue liebt, bedeutungsvoll ist? Und dann sind Sie aus den Ereignissen und Erlebnissen, aus denen Sie „gescheidt" geworden sind, gleichviel ob früher

oder später, nicht zu jener Ruhe, zu jenem Frieden gelangt, die Ihr Greisenalter verschönen?"

Er hatte mir aufmerksam zugehört und ein melancholisches Lächeln spielte um seinen Mund.

„Ruhe und Frieden, Herr Kreisphysikus, find't man erst, wenn man den Schmerz hat abgethan im Leben. Aber man muß ihn erst gehabt haben, um ihn abzuthun! ich hab viel Schmerz gehabt, viel Schmerz und große Zores und wenn ich jetzt hier so ruhig sitz' . . . wissen Sie, glauben Sie mir, Herr Kreisphysikus, man gewöhnt sich so nach und nach an die andere Ruhe, an die ohne End' und man denkt daran ohne Schreck und Angst . . . manchmal sogar . . . wir wolln davon nicht reden Herr Doktor, gelobt sei Gott, daß er mir so ein langes Leben schenkt. Meine Frau ist zwanzig Jahr tot und . . ."

Ich erwartete in höchster Spannung, daß er etwas von seinem Sohne sagen würde, aber er zauderte nur einen Moment und fügte hinzu: „33 Jahr haben wir zusammen gelebt, wissen Sie, was das heißt, Herr Kreisphysikus, wenn sie schon im ersten Jahr ihren Mann hat mißachtet und gering geschätzt? Weil er nich so fein war wie sie, blos ein Zugewanderter aus Galizien. Weil seine Mischpoche waren arme Leit, und sein Vater kein nobler Manufakturwarenhändler, blos ä Hausierer, und weil er hat nix gekonnt französisch? Und wenn ich auch später hab gezeigt, daß ich was kann und was bin und wenn auch alle übrigen es haben eingesehn, für die Madame Eichelkatz bin ich immer nur geblieben ein untergeordneter Mensch, ein Eindringling, ein Parvenu und sie hat es ihrem Vater nie verziehen, daß er mich zu seinem Eidam gemacht hat. Und je besser es mir is gegangen im Geschäft und je reicher wir sind geworden, je desto stolzer und hochmütiger is sie gewesen. Ich war gut genug zum verdienen und gegen meine geschäftliche Thätigkeit hatte sie nichts einzuwenden, daß ich mir aber daneben auch Müh gab, meinen Geist zu bilden, dafür hat sie gehabt kein Auge. Für sie blieb ich immer Simon Eichelkatz aus Tarnow, ein Subjekt aus ihres Vaters Geschäft, ein Mensch mit einem lächerlichen Namen und ohne Manieren, den sie geheiratet hatte auf ihres Vaters Wunsch und Befehl. „Wie

kommen Sie zu dem Mann?" hat sie einmal der Oberstleutnant von Boddin gefragt, als er vor der Thür des Ladens neben ihr stand: „das ist eine rechte Mesalliance." Und ich habe hinter dem Ladentisch gestanden und ich hab gefühlt, daß es eine große Beleidigung is, wenn ich auch nich wußte, was das Wort bedeutet, aber ich hab' nich hingehn dürfen und ihn niederschlagen . . . ich bitt' Sie, Herr Kreisphysikus, ein Jüd und ein Herr Oberstleutnant . . . aber gemerkt hab' ich mir das Wort und immer wiederholt: Mesalliance Mesalliance . . . und dann hab' ich den nächsten Schabbes, nach Mairew den Herrn Rabbiner gefragt, was es bedeutet, und wie er mir hat erklärt: Mißheirat, bin ich ganz ruhig geworden mit einem Mal und hab mir gedacht, da hat der Herr Oberstleutnant doch ganz recht, das war wirklich eine Mißheirat! Eine mieße Heirat, sag' ich Ihnen, Herr Doktor, und is auch nich besser geworden, durch unsern Sohn, den sie im zweiten Jahr nach der Hochzeit geboren hatte. So lange ihr Vater, Herr Josef Böhm, noch lebte, hat sie wenigstens noch etwas Rücksicht genommen, aber nach seinem Tode hörte das auf. Sie suchte sich eine eigene Gesellschaft. Ging um mit den Gojim, mit der Frau Rechnungsrat und der Frau Kanzleirat und solche vornehme, dalfendige Leut, die von ihr, der wohlhabenden Frau, manche Annehmlichkeiten hatten. Dann kam das Unglück mit dem Oberstleutnant und den Offizieren, die mit der schönen Judenfrau sich ihren Spaß machten. Sie wurde immer eingebildeter und närrischer, schämte sich ihres Mannes, und eines Tages hatte sie sich Visitenkarten machen lassen: „Madame Eichelkatz née Böhm"; seitdem wurde sie in der Khille nicht mehr anders genannt. Man fing an, sie zu verachten und mich zu bemitleiden."

Es war spät geworden. Ich hatte noch eine Krankenvisite zu machen und verabschiedete mich von meinem alten Freunde. Mit Spannung sehe ich seinen weiteren Mitteilungen entgegen und als ich über den Ring schritt, an den Kaufläden vorüber, erblickte ich plötzlich im Geiste einen fleißigen, arbeitsamen, gedemütigten Mann hinter seinem Ladentisch stehen und vor der Thür eine Frau und ich murmelte vor mich hin: „Madame Eichelkatz née Böhm."

23. Oktober.

Ich hatte meinen alten Freund heute am Spätnachmittage aufgesucht in der Erwartung, daß er mit der Erzählung seiner Lebensschicksale fortfahren werde. Des Sohnes war Erwähnung geschehen, wenn auch nur flüchtig, aber ich hoffte im Stillen, daß er darauf zurückkommen würde, nachdem er einmal angefangen hatte, sein Herz vor mir auszuschütten. Heute aber sagte er nichts, was daran angeknüpft hätte. Ich fand ihn in heiterer Stimmung, als ich bei ihm eintrat, und als ich noch in der Thür war, rief er mir zu: „Heut is mir eingefallen, daß ich Ihnen mal hab' erzählen wollen eine Maiße, die is zur Hälft' lustig, zur anderen traurig. . .“

Und es blieb heut beim Anekdotischen. Von seinen Schicksalen sprach er nicht ein Wort, dagegen habe ich die Geschichte von der Teuerungszulage gehört. Simon Eichelkatz hat recht, es ist eine tragikomische Geschichte. „Es war ein Hungerjahr nach dem Kriege 1859, Krankheiten überall, schlechte Ernte und schlechte Verdienste, die Kartoffeln in der Erde verfault durch Regengüsse und Überschwemmungen. Man muß solche Jahr hier erlebt haben, Herr Kreisphysikus, um das Elend und die Not der Menschen richtig kennen gelernt zu haben. In den Hüttengegenden überall der Hungertyphus, gegen den die verdummten Arbeiter und Bauern nur ein Mittel zu haben glaubten, die Schnapsflasche. Die Kinder und Weiber krepierten auf ihren stinkigen, faulen Strohlagern, die Männer im Rinnstein . . . schön is anders, Herr Kreisphysikus; und gebessert haben sich die Zeiten doch. Den Unterschied kann sich jeder wünschen, reich zu sein zwischen heut und vor vierzig Jahren. Und deshalb is es ein Unsinn, immer von gute, alte Zeiten zu sprechen. Besser is es geworden in der Welt, viel besser . . . Das sag ich Ihnen, ein alter Mann. Der Winter damals war schrecklich. Zwar der Typhus ließ nach beim Eintritt der kalten Jahreszeit, aber dafür hatten die armen Leute unter der Kälte zu leiden. Jeden Tag fand man Erfrorene beim Straßengraben und wenn es auch meist Schikurim waren, Menschen sind's doch, und man war entsetzt über solche Vorfälle. In den Familien rückte alles dichter zusammen

und empfand die Wohlthat einer geheizten Stube und den Segen geordneter Verhältnisse doppelt zufrieden. Jedes Zeichen von Wohlstand wurde mit erhöhtem Interesse beobachtet und ein neuer Wintermantel, den die Frau des zweiten Beisitzers der Repräsentanten an Sukkoth das erste Mal in Schul anhatte, erregte das höchste Aufsehn. Frau Wilhelm Weinberger war die Frau eines begüterten Mannes, und er hatte ihr von der Leipziger Mess' das Stück mitgebracht. Ich seh's noch heut vor Augen, als wär's gestern gewesen und auch die andern Männer hab'ns gut im Gedächtnis gehabt, denn sie kennen sich denken, Herr Kreisphysikus, daß er eben so viel Neid wie Aufsehn erregt hat, und es wird sich zu Haus nach Schul bei den meisten etwas gethan haben wegen dem Mantel der Frau Wilhelm Weinberger. Dunkelblau war er, von feinstem Bukskin, innen abgefüttert mit weiß und lichtblau gestreiftem Tuch und unten rum besetzt mit einem breiten Streifen von schwarzem Krimmer. Der Besatz war auch auf den Ärmeln und als Kragen um den Hals angebracht — ein Prachtstück sag' ich Ihnen, Herr Kreisphysikus!" Er kicherte wieder vor sich hin, wie gewöhnlich, wenn ihn innerlich etwas belustigte. Ich wußte nicht, ob ihm der Wintermantel von Frau Wilhelm Weinberger noch jetzt nach mehr als vierzig Jahren so viel Spaß machte, oder andere Erinnerungen, die sich daran knüpften, denn erst nach längerer Pause fuhr er fort: „An der Gemeindeschule waren damals neben dem Lehrer Sandberg noch der Lehrer Deutsch und der Lehrer Herrnstädt angestellt, und daneben noch zwei Hilfslehrer für die untersten Elementarklassen; alle waren verheiratet und mit Kindern gesegnet, dafür war ihr Einkommen weniger gesegnet. Die Khille war nicht in der Lage, auskömmliche Gehälter zu geben und hatte schon einen verhältnismäßig großen Ausgabeetat für ihre Kultusbeamten. Die Lehrer vermochten also nur mühselig ihre Familien bekowet zu ernähren, und in schlechten Zeiten, wo jeder Nebenverdienst mit Stundengeben und sonstigen kleinen Beschäftigungen ausfiel, waren sie nebbich sehr schlecht daran. Bei Sandberg ging es noch an, denn der war an den freien Nachmittagen als Schreiber bei der Gemeinde thätig, führte die Akten und

auch die Protokolle bei den Sitzungen. Deutsch dagegen mußte sich sehr quälen. Er hatte zwei Töchter und einen Sohn, der in einem Konfektionsgeschäft in Breslau war. Die Frau und die Töchter waren sehr fleißig, machten Stickereien für die Geschäfte und suchten auf jede Weise das geringe Einkommen des Vaters zu vergrößern. Auch der Sohn unterstützte die Familie, so daß nach außen hin sie immer mehr vorstellten als die Kinder der anderen Kollegen und sich auch sonst immer zu den besseren Familien in der Gemeinde hielten. Aber gerade das sollte ihr Unglück sein. In manchem Hause, wo Töchter waren, ärgerte man sich, daß die Töchter vom Lehrer Deutsch immer so schön angezogen gingen. Nicht wie arme Lehrerstöchter, sondern wie die Töchter reicher Balbatim. Die Lehrer hatten alle gemeinsam beschlossen, eine Teuerungszulage vom Vorstande zu erbitten. Es ging so nicht weiter. Das Brot, die Kartoffeln, Kaffee und Zucker waren unerschwinglich teuer. Fleisch aß man so wie so nur einmal in der Woch, am Schabbes, und es war unmöglich, das Heizmaterial anzuschaffen, das der harte Winter nötig machte. In einer sehr rührenden und dringlichen Denkschrift, die der Lehrer Herrnstädt verfaßt hatte, wurde diese Angelegenheit dem Vorstande und dem Repräsentantenkollegium vorgetragen und gebeten, den Lehrern eine Teuerungszulage für das kommende Jahr zu bewilligen."

Hier trat Feiwel Silbermann ein, brachte eine große Portionstasse mit Kaffee und eine frische Pfeife. Mit Behagen trank Simon den heißen Trank, rauchte einige Züge und sagte: „Ja, dazumal war uns nicht so wohl, Herr Kreisphysikus ... erinnerst du dich noch an das Jahr 1859, Feiwel?"

„Wie werr ich mich nich erinnern, Herr Eichelkatz? Werd man vergessen, as man hat gehungert und gefroren, zu Buß gesagt? Kleinigkeit! Haißt ä Jahr, das 59 er ... ä Schnee hat gelegen vier Wochen lang und a Kriere is gewest, nicht gedenken gedacht zu werden, und Lehrer Deutschen seine Töchter haben neue Wintermäntel gekriegt" .... damit schlüpfte er aus dem Zimmer und Simon sagte:

„Ja, die Kälte war groß, trotzdem war man nicht wenig

erstaunt, am ersten Weihnachtsfeiertag Karoline und Lenchen Deutsch, die beiden Lehrerstöchter, in neuen Wintermänteln über den Ring gehen zu sehen. Eigentlich hätte man sich freuen sollen, daß die Mädchen bei der Kälte so warme Hüllen hatten, aber die menschliche Natur is nicht so gütig, und viel eher war es Mißgunst, was die Herzen erfüllte. An die Fenster stürzten die Leute, um die merkwürdige Thatsache festzustellen, und einer rief es dem andern zu: ‚sieh der an da, Karoline und Lenchen Deutsch hab'n neue Mäntel! Bei die Zeiten! Wirklich, man soll's nicht glauben, Chuzpe.' Was aber das ärgste bei der Sache war, die Mäntel waren in Schnitt und Farb', in Stoff und Besatz genau so wie der Mantel von Frau Wilhelm Weinberger, blau Bukskin mit schwarzem Krimmer! Die neueste Mod'! Was bedeutete das Aufsehen, das Frau Wilhelm Weinberger gemacht hatte, zu dem, was Karoline und Lenchen Deutsch hervorriefen? Und die Folgen, Herr Kreisphysikus . . . die Folgen!" Er lachte wieder leise. „Ich glaube nich, daß blauer Bukskin mit schwarzen Krimmer jemals solche Folgen gehabt haben. Am Tage nach Weihnachten war Vorstands- und Repräsentantensitzung. Zuerst kam das Gesuch der Lehrer wegen der Teuerungszulage zur Besprechung. Man war ziemlich einstimmig der Meinung, daß es begründet sei. ‚Es ginge nicht an, daß Männer, die die Erziehung und den Unterricht der Jugend leiten, mit ihren Familien darben müßten, Lehrer müßten einen freien Kopf und ein leichtes Herz haben, um auf die Kinder erziehlich zu wirken,' sprach mit großer Beredsamkeit der Herr Dr. Ehrlich und beantragte, den Bittstellern eine Zulage von dreißig Thalern für das Teuerungsjahr zu bewilligen. Da erhob sich plötzlich der ehrenwerte Herr Dr. Krakauer, mit Respekt zu melden, und sagte, er möchte zu dem Antrag noch einen Zusatz stellen, und zwar: „von dieser Vergünstigung den Lehrer Deutsch auszuschließen, da seine Töchter seit vorgestern in Wintermänteln umherstolzieren aus blauem Bukskin mit schwarzem Krimmer, genau solche Mäntel, wie die Frau Wilhelm Weinberger einen trage! Wer das im Stande sei, brauche keine Teuerungszulage." Ich mag wohl ein sehr verblüfftes Gesicht gemacht haben, denn er sah mich an, dann huschte wieder

jenes verstohlene Lächeln über sein Gesicht und er sagte: „Was ich Ihnen erzähl', Herr Kreisphysikus, is jedes Wort wahr. Umsonst bemühte sich der gute Herr Manasse, sichrauno le broche, dagegen einzutreten. Er versicherte, er selbst habe die Mäntel aus Breslau mitgebracht, wo sie der Sohn vom Lehrer Deutsch, der dort is Commis bei Immerwahr, ihm mitgegeben habe, als Gelegenheit, weil er wollte das Porto sparen. Sie lägen schon seit Anfang November da, wo er sie hat weit unterm Einkaufspreis von einem Reisenden erstanden, der sie als Muster hat mitgeführt, schon monatelang, so daß der eine sei sogar schon ganz ramponiert . . . es hat alles nicht geholfen . . . blau Bukskin mit Krimmer bleibt ein Verbrechen! Und daß ein braver Sohn und guter Bruder sich's am Munde abgespart hat, um seinen Eltern und Geschwistern eine Freude zu machen, daß es nur durch den Umstand ermöglicht wurde, weil die Mäntel billig und unter ihrem Werte zu haben waren, wurde ebenso zurückgewiesen, wie einige Einwendungen, die außer Manasse noch zwei andere Mitglieder machten. Man erzählte, Manasse habe beinahe geweint, als er schließlich ausgerufen hat: „Aber um Gottes Willen, sie können doch die blauen Bukskinmäntel mit den schwarzen Krimmer nich auffressen, um satt zu werden!“ . . . Aber auch das half nichts. Der liebe Herr Dr. Krakauer, mit Respekt zu melden, setzte seinen Antrag durch und der Lehrer Deutsch wurde mit seinem Gesuch abgewiesen.“ Simon sah vor sich hin, dann sagte er: „Kennen Sie die richtige Bedeutung des Wortes „Nebbich“, Herr Kreisphysikus?“

Ja, ich kenne sie, „Nebbich“. . . .

28. Oktober.

Der Herbst zeigt sich recht unfreundlich in diesem Jahre. Es regnet viel und eine feuchte, neblige Atmosphäre wirkt auf den Gesundheitszustand in Stadt und Land ungünstig ein. Ich hatte viel zu thun. Auch Simon Eichelkatz war einige Tage unpäßlich. In seinen Jahren ist jede Störung des körperlichen Gleichgewichts bedenklich. Aber Feivel Silbermann ist in solchen Fällen von einer so rührenden Sorgfalt, daß die Pflege, die er dem alten Manne angedeihen

läßt, ihn rasch wieder über die Beschwerden hinweghilft. Meine ärztlichen Anordnungen werden von ihm so genau und pünktlich erfüllt, daß ich ihrer Wirkung sicher sein kann. Wir hatten unsern Patienten für einige Tage ins Bett gesteckt, aber seit heute ist er auf und Nachmittag hatte ich ihm seine Pfeife erlaubt. Das hob seine Stimmung sofort und er wurde gesprächiger. Da ein leichter Schimmer von Sentimentalität noch über seiner Seele lag, was man bei Rekonvaleszenten häufig beobachten kann, kam er endlich wieder einmal auf sein persönliches Erleben zurück. Er erinnerte sich einer Krankheit, die er im Jahre 1867 gehabt hatte. Im Spätsommer. Eine Art Ruhr oder cholera nostras, die damals epidemisch aufgetreten war. Die eigentliche Erkrankung dauerte nur einige Tage, aber nachher „war ich so schwach" sagte er, „daß ich keine Hand hab rühren können. Ich erinner' mich wie heut wie ich bin gesessen vor dem Laden in der Sonne, damit ich wieder etwas Wärme krieg' in meine Knochen, die nur so klapperten. Ein Feivel Silbermann hab' ich damals nicht gehabt, der mich gepflegt hätte."

„Und Ihre Frau?" fragte ich.

„Meine Frau war nicht zu Haus. Sie war in Warmbrunn mit unserm Sohn, der sich sollte erholen. Er hatte grade sein Abiturientenexamen bestanden. Sehr gut, Herr Kreisphysikus, ausgezeichnet. Man hatte ihm sogar erlassen ein Teil von seinem mündlichen Examen. Die ganze Stadt sprach davon, und als am Nachmittag der Herr Professor Lebeck in den Laden kam, um sich Tuch auf ein Paar neue Hosen zu kaufen, sagte er zu mir: „Sie können stolz sein auf Ihren Sohn, Herr Eichelkatz, der macht Ihnen und unserm Gymnasium alle Ehre. Seit langer Zeit hatten wir keinen so begabten und fleißigen Schüler." Die rote Nase von Lebeck leuchtete dabei, als ob er gradenwegs von Heimann zu mir gekommen wäre. Natürlich hab' ich ihm den Hosenstoff sehr billig berechnet und im Hinausgehen wiederholte er nochmals: „Ja, Ihr Sohn, aus dem wird mal was besonderes werden." . . .

Nachdenklich sah er vor sich nieder, dann blies er eine starke Tabakswolke in die Luft und fügte hinzu: „Glücklicher-

weis ging es schnell vorbei, nur nachher . . . bis ich wieder bin zu Kräften gekommen, aber es ist doch nicht nötig gewesen, daß man meine Frau hat gestört in ihrer Erholung und meinen Sohn. Der Herr Doktor Merzbach hat ihr erst wollen schreiben, aber, wie ich ihm hab erklärt, warum ich es nicht will, hat er es unterlassen. Warum? Herr Kreisphysikus! Die Madame Eichelkatz wäre wohl zurückgekommen, wenn man sie hätt' benachrichtigt, aber die Lieb' hätte sie nicht gebracht in mein Haus und die Güte und Hingebung auch nicht, die ein kranker und schwacher Mensch braucht, und deshalb war mir lieber, sie war nicht da und konnte sich dort amüsieren mit ihrer Gesellschaft. Es war damals grad in die Mode gekommen, im Sommer zu verreisen, und die Madame Eichelkatz née Böhm machte zum ersten Male diese Mode mit, und dort traf sie ihre guten Freunde. Ich sagte das dem Herrn Rabbiner, und er überlegte sich die Sache und fragte: „Ist denn da garnichts zu machen, Eichelkatz, daß Friede wird in Eurer Ehe? Jetzt, wo Euer Sohn bereits ein erwachsener Mensch ist, der nächstens auf die Universität gehen wird?" . . . Mir war als wollte der Herr Rabbiner mir einen Vorwurf machen, und da war es zum ersten und zum letzten Male, daß ich meinem Herzen Luft gemacht habe. Vielleicht weil ich so schwach und verlassen war. Und ich erzählte, was ich für Kränkungen und Demütigungen ausgestanden habe in den 20 Jahren. Und immer im Stillen tragen die Sach, weil man will kein Aergernis geben und dann wegen des Kindes, das nicht sehen sollte, wie es bei uns stand und das an der Mutter hing mit großer Liebe und Zärtlichkeit. Denn sie hatte ihn ganz für sich genommen . . . ich bitt Sie, wer war Simon Eichelkatz aus Tarnow? Höchstens ein Mensch, der anständig war und arbeitsam, der aber nicht sich zu sagen getraute, was er dachte. Es war ja in jüdischen Häusern im Allgemeinen Sitte, daß die Frauen sich um das Haus und die Erziehung der Kinder kümmern, während der Mann dem Erwerb nachging. Aber da war eine innere Uebereinstimmung zwischen den Eheleuten, eine treue Zusammengehörigkeit, und die Mutter lehrte sie, daß der Vater, der für sie Alle sorgte und arbeitete, der Mittelpunkt sei. —

Das fehlte bei uns ganz, und ich blieb für Frau und Kind immer ein Fremder. Sie suchte ihm die Kameraden aus in den christlichen Kreisen, in denen sie verkehrte, und so wie sie ihn dem Vater entfremdete, entfremdete sie ihn auch der Jüdischkeit. Nach außen wurde ja das Notwendige festgehalten, aber innen sah es traurig aus, und der Knabe hat keine gesunde und feste Basis bekommen für spätere Zeiten. Heute weiß ich das, Herr Kreisphysikus. Früher habe ich es nicht so klar zu erkennen vermocht. Aber, wie damals der Doktor Merzbach ist zu mir gekommen, da ist mir alles eingefallen und ich habe ihm alles gesagt, auch daß es zu spät sei, es zu ändern, da mein Sohn fast 19 Jahr alt ist und nun aus dem Hause käme. Er hat das wohl eingesehen, denn er erwiderte nichts weiter aber als ich ihm sagte: glauben Sie mir Herr Rabbiner, wenn zwei Menschen zusammengespannt sind und gehen nicht gradeaus, Hand in Hand denselben Weg, und eins zieht rechts und das andere links, so können sie nicht an ein gemeinsames Ziel kommen. Und sie haben auch gar keins", da schüttelte er seinen Kopf und fragte: „Und die Zukunft Ihres Sohnes?" . . .

Die wird sich wohl jeder von uns anders denken und wünschen, Herr Rabbiner, antwortete ich. Und so ist's auch gewesen, Herr Kreisphysikus, was sie sich gewünscht hat, ist eingetroffen, ihr Sohn ist ein sehr berühmter Mann geworden. Erlebt hat sie's ja nicht und ich, der's erlebt hat, hab' mir's nicht gewünscht."

Er hielt inne, als überlege er seine Worte und fügte hinzu: „Sie müssen mich nicht falsch verstehen, Herr Kreisphysikus. Aber was hat unser persönliches Glück mit äußern Erfolgen zu thun? Was kann man jemals von andern empfangen, was man nicht in sich trägt? Hat nicht jedes Glück ein anders Gesicht? Hat nicht jedes Glück einen andern Namen? Heißt es nicht bei einem Ehre, beim andern Reichtum, beim dritten Schönheit, beim vierten Ruhm? Hat es nicht tausend Namen und tausend Gestalten? Und haben Sie schon je zwei Menschen gesehen, die dasselbe für Glück hielten? Es giebt ja vielleicht einige Begriffe, die man dafür ansieht . . . Zufriedenheit, Gesundheit, Pflichterfüllung Reichtum . . . aber, lieber Herr Kreisphysikus . . . das klingt

nur so gut . . . das kann vielleicht ein Teil davon sein, aber das Ganze ist es nicht. Das was alle Menschen zu besitzen wünschen, ist nicht das Glück, wie es der Einzelne sich ausdenkt, denn es hängt von der Natur jedes Einzelnen ab . . . und so viel Menschen auf der Erde leben und gelebt haben, so viel verschiedene Glücke giebt es . . . oder wenn Sie wollen, Herr Kreisphysikus, es giebt überhaupt keins. Denn was man nicht sehen kann und sagen: so und so ist es . . . ist das überhaupt da? Und ich kann sagen, das ist ein Apfel und das ist eine Kartoffel und das ist meine Tabakspfeif' . . . aber ich kann nicht sagen: das ist das Glück! Wie sieht es aus? Rund oder lang, breit oder schmal? Lachen muß ich, wenn ich mir denk', die Madame Eichelkatz née Böhm und der Simon Eichelkatz hätten sagen sollen, das ist unser Glück . . . so sieht es aus . . . so soll es aussehen." . . . Er winkte mit der Hand: „Ich weiß Alles . . . ich weiß, was Sie sagen wollen, Herr Kreisphysikus und was damals der Herr Rabbiner auch gesagt hat: unser Sohn! Wissen Sie, wie die Madame Eichelkatz sich diesen Sohn gedacht hat? Groß und berühmt in der ganzen Welt, daß der Herr Oberstleutnant von Boddin hätte Augen gemacht und die Frau Steuereinnehmer Antonie Metzner, ihre Busenfreundin. So hätt ausgesehn ihr Glück. Ehrgeizig war sie und stolz und hat französisch gekonnt. Und wissen Sie, wie ich mir meinen Sohn gedacht hab? Ein guter, feiner Mensch, ein ehrlicher Jud, der mein Geschäft übernommen hätt . . . poschet war ich und arbeitsam und die Waar' hab' ich verstanden. . . . Und glauben Sie mir, Herr Kreisphysikus, eine Madame, die französisch spricht und ein Jud, der Cottbusser und englisches Tuch auf'm ersten Blick unterscheidet, ohne anzufassen, haben ganz verschiedene Vorstellungen von Glück!"

Ich folgte seinen Worten mit wachsendem Erstaunen. Wie bilden diese Individualitätsbegriffe einerseits, diese scharf umgrenzten Ideen über Eudämonismus sich im Geiste dieses weltfremden alten Mannes? fragte ich mich. Von wannen kommt ihm diese Wissenschaft? Während diese Fragen sich in meinem Hirn kreuzten, begann er aufs Neue:

„An jenem Nachmittag, wo ich in der Sonn' vor

meinem Laden gesessen bin, hab' ich angefangen über diese Dinge zu grübeln und seit jener Zeit hab' ich mich gewöhnt, mir das und jenes zu überlegen, für mich allein, denn ich hab' keinen Menschen gehabt, mit dem ich mich hab' ausreden können. Aber wissen Sie was, Herr Doktor, ich glaub' zum Nachdenken is man besser allein. Und wie ich damals so allein bin dagesessen, is der Doktor Merzbach vorbeigekommen. Während der Rabbiner mit mir sprach, kamen quer übern Ring der Rittmeister von Blücher und der Major von Schmidt auf uns zu. Beide traten heran und begrüßten den Rabbiner, der bei den Christen hoch in Ansehen stand. „Guten Tag, Herr Doktor," rief der Rittmeister und lachte, „wissen Sie was Neues? Morgen laß' ich den Juden Haberstroh füsilieren, der uns aus Oswiecim als Spion eingeliefert wurde. Soll da bei Neuberun den Oesterreichern Dienste geleistet haben." . . . Doktor Merzbach erwiderte ruhig: „Da Sie es lachend sagen, bin ich unbesorgt, Herr Rittmeister, und verstehe Ihren Scherz. Sie würden nicht lachen, wenn es sich ernstlich um ein Menschenleben handelte. Uebrigens ist das wirklich eine fatale Geschichte, daß grade dieser brave, ordentliche alte Mann in den falschen Verdacht kam und eingeliefert wurde." . . .

„Ja, was machen wir nun mit dem Kerl, Herr Doktor? Nach Kriegsrecht müßte er eigentlich längst tot sein, fragen Sie nur einmal den Herrn Major."

„Ich zweifle nicht an Ihren Worten, Herr Rittmeister, aber ich weiß auch, daß beide Herren nicht einen armen, unschuldigen Menschen auf eine bloße, nicht bewiesene Anschuldigung hin werden töten lassen. Ich verbürge mich für Haberstrohs Unschuld!"

„Na, na Herr Doktor, sollen wir uns dann an Sie halten?" Mit diesen Worten verabschiedeten sie sich scherzend vom Rabbiner und Haberstroh wurde nicht füsiliert. Nach einigen Tagen stellte sich heraus, daß er auf die gehässige Denunziation eines Konkurrenten verhaftet worden war. Doktor Merzbach hatte die Beweise dafür herbeigeschafft und sie dem Rittmeister übergeben. Er war selbst zu diesem Zwecke nach Oswiecim gefahren. So griff er überall hilfreich und thatkräftig ein."

Ich wollte grade noch eine Frage über die Spionen-

geschichte an ihn stellen, als er plötzlich sagte: „Glauben Sie, Herr Kreisphysikus, daß gut und edel sein und seinen Mitmenschen helfen Glück bedeutet?“

„Haben Sie einmal von Göthe etwas gelesen oder gehört?“ antwortete ich seine Frage umgehend.

„Nein, Herr Doktor, gelesen nicht, aber von ihm sprechen habe ich gehört.“

„Dieser Göthe sagt: edel sei der Mensch, hilfreich und gut . . . ob er damit den Menschen den Weg zum Glück weisen wollte, mein lieber Herr Eichelkatz?“

„Wer kann wissen?“

11. November.

Den nebelschweren Herbsttagen ist endlich ein klarer Winter gefolgt. Es hat seit einigen Tagen geschneit, und morgens malt der Frost an die Fensterscheiben krystallene Blumen. Heute früh habe ich einen merkwürdigen Brief von meiner Mutter gehabt in einer Tonart, die mir ganz fremd an ihr ist. Sonst pflegte sie jede Einmischung in meine Privatangelegenheiten zu vermeiden, und nun schreibt sie mir mit einemmal, sie fände es nicht richtig, daß ich mich so abschlösse von jedem Verkehr und keinerlei Beziehungen anknüpfe mit den angesehenen Mitgliedern in der Gemeinde. Sie hätte aus sicherer Quelle erfahren, daß sehr feine und gebildete Familien in Reißnitz lebten, die sich glücklich schätzen würden, mich bei sich zu sehen und wohl schon empfindlich sind, daß ich mich bei ihnen nicht einführe. Selbst bei den Kollegen nicht, die doch begründeten Anspruch darauf hätten. Im Hause des Sanitätsrat Ehrlich würde ich sicherlich die Anregung und Zerstreuung finden, deren ich in meinem schweren Beruf nach angestrengter Tagesarbeit unbedingt nötig habe. Es sei für einen Junggesellen immerhin mißlich, sich zu isolieren, er käme dadurch zu eigentümlichen Gedanken und Gewohnheiten und neige zu Sonderlingsmanieren. Wer denn ein gewisser Simon Eichelkatz sei, dem ich meine ganze freie Zeit widme? Und für einen Arzt sei es überhaupt notwendig, daß er heirate. Es sei wegen des Vertrauens und wegen der Repräsentation erforderlich, und ich hätte schon viel zu lange gezögert und hätte als Kreisphysikus längst eine Frau haben müssen, denn in solche Stellung gelangt man doch

eigentlich erst in einem Alter, wo man anfängt, aus der Jugend heraus zu sein . . . . ich überlegte einen Moment . . . da hat sie dreimal recht. Ich komme mir mit meinen achtunddreißig Jahren wirklich schon sehr alt vor. . . Bin es in der That, und es fällt mir jetzt plötzlich ein, daß ich den Anschluß versäumt haben könnte. Und wenn ich gar nicht heiratete? Ist die Ehe etwas so zweifellos begehrenswertes? Ich dachte an Simon Eichelkatz. Aber wie kam nur meine Mutter auf ihn? Ich erinnerte mich nicht, seiner in meinen Briefen an sie erwähnt zu haben und dann die übrigen Dinge, die sie berührte . . . plötzlich kam es wie eine Eingebung über mich: Herr Jonas Goldstücker. Und da stand es richtig. Ein sehr zuverlässiger Mann hätte sich in einer diskreten, mich betreffenden Angelegenheit an sie gewendet . . . u. s. w. u. s. w. Die Vorzüge von Fräulein Rosa Ehrlich waren nun auch in Rawitsch bekannt. Ich mußte lachen, nahm mir aber vor, jedenfalls meinen alten Freund über die betreffenden Personen zu interpellieren.

Am Abende war ich bei ihm. Er saß in der Nähe des Ofens, hatte eine wärmende Decke über seine Kniee gebreitet und schien trotzdem zu frieren. Auch erschien er mir müde und weniger frisch als in den letzten Tagen. Auf meinen fragenden Blick sagte er: „Es ist kalt, Herr Kreisphysikus, das ist eine böse Zeit für alte Leute. Von innen nichts, was einen erwärmt, und von außen die Kält'! . . . das is bitter, sehr bitter" . . . Dabei rieb er seine Hände und zog die Decke höher hinauf. Feivel Silbermann war eingetreten, hatte ihn besorgt angesehen, ohne daß er es merkte, und legte dann noch einige Stücke Kohle in den Ofen.

„Wir heizen gut hier in Oberschlesien," sagte Simon, „aber was nützt das, wenn's innenwendig zu gefrieren anfängt." — Etwas melancholisches war in seiner Stimme. Ich lachte und sagte: „Feivel wird Ihnen auch von innen einheizen." Und dann ordnete ich an, daß er ihm einen heißen Thee mit Rum geben solle und jetzt während der kalten Tage Vormittag ein Glas Glühwein.

Ich wußte bei mir, daß diese Hülfsmittel wenig nützen würden und daß es gegen diese Alterserscheinungen keine Remedien gab. Aber etwas Erleichterung konnte man ihm

doch verschaffen, und er fühlte sich augenscheinlich viel behaglicher, als er den warmen Trank zu sich genommen hatte.

„Merkwürdige Sach', Herr Doktor, daß der Mensch vereist, wenn seine Zeit gekommen ist. Man stirbt nicht, sondern man erfriert. Gerade wie draußen in der Natur alles vor Kält erstarrt, wenn's so weit ist, nnd alles Leben erstirbt, weil die Sonne fehlt, die große Wärme. — Was in uns gerinnt, ist die Lebenswärme, das Blut . . . da ist kein Kraut dagegen gewachsen. Entschuldigen Sie, Herr Kreisphysikus, daß ich das so aufrichtig sag'. . Aber in meinen Jahren macht man keine Faxen nicht mehr, und denkt sich allerlei . . . über Leben und Sterben. Und ich habe Sie immer gefunden als einen vernünftigen Mann, dem man kann alles sagen und wenn ich jetzt sag': wenn der große Winter kommt über den Menschen, kann einem nichts helfen, kein Doktor, kein Thee und kein Glühwein, so wern Sie mir das auch nicht vor übel nehmen."

„Aber auf den Winter folgt wieder der Frühling," sagte ich, mehr um ihn zu beruhigen, als überzeugungsvoll. Er mochte das auch fühlen, denn er lächelte wehmütig, und ein Schimmer von Verklärung breitete sich über sein welkes Antlitz. Eine Verklärung, die uns mit Ewigkeitsschauern erfüllt, wenn wir vor einem Abgeschiedenen stehen.

„Wie der Frühling ist, der unserm Lebenswinter folgt, hat noch kein Mensch gesehen. Ich glaube, es ist ein ewiger Winter, und wenn aus den Gräbern ein neues Leben erblüht, so ist es wieder ein Anfang, der aus sich selbst beginnt, und nicht an ein Ende anknüpft, das ohne Ende ist." Er sah nachdenklich vor sich nieder. „Ich denke mir, Herr Doktor, der Tod ist das einzig Wirkliche auf der Erde, und das Leben ist nur Schein. Denn das Leben wechselt jeden Augenblick und vergeht, und der Tod verändert sich nicht und bleibt ewig. Ich bitt' Sie, Herr Kreisphysikus, wenn der Mensch alt wird, lebt er siebenzig und etwas drüber, und tot ist er Millionen Jahr'. Haben Sie schon gehört, daß jemand hat zweimal gelebt, oder daß er ist zweimal jung gewesen?"

Ich hatte es nun schon öfter beobachtet, aber immer auf's Neue überraschte mich die tiefe Nachdenklichkeit des Greises.

„Und haben Sie niemals etwas von der Unsterblichkeit der Seele gehört, Herr Eichelkatz?“ fragte ich ihn.

„Seele, Herr Doktor? Was ist Seele? Wo ist sie? Wo sitzt sie? Wie sieht sie aus? Fliegt sie aus'n Körper raus, wenn's vorbei ist? Zum Fenster? Zum Schornstein? Zum Schlüsselloch? Hat's schon jemand gesehen? Hat's schon jemand erlebt? Ich les in meiner Zeitung jetzt manchmal von Geistern, mit denen auserwählte Leute verkehren. Glauben Sie's, Herr Doktor? Ich nicht. Hat's schon einer bewiesen? Meschugge waren sie, oder Betrüger; so is es immer rausgekommen.“

Ich mußte lachen, wie er so mit wenigen Worten den Spiritismus und seine Auswüchse abthat.

„Trotzdem, lieber Freund“, antwortete ich, „es giebt vielleicht ein geistiges Fortleben, das in unseren Kindern und Enkeln sich kundgiebt . . . ein junger Lebensfrühling, befruchtet von unseres Geistes Trieben“. . .

Er hüllte sich fester in seine Decke. Ein leichtes Frösteln zog durch seine Glieder.

„Herr Kreisphysikus, und die, die keine Kinder haben, und die, von denen die Kinder fortgehen, und die, die ihre Kinder nicht kennen? . . . Ohne eigene Schuld. Warum sollen die schlechter dran sein, als wie die anderen? Was haben sie gethan, daß sie sollen ausgeloschen sein für immer, und die anderen sollen fortleben? Das glaub ich nicht. Denn wenn ich auch viel in der Welt hab' geseh'n, wo ich mich hab' gefragt: warum? so hab' ich doch nichts gesehen, was wär' ohne bestimmten Plan und ohne zwingende Ursach', das Gute und das Böse. — Die Sach' hat mir können nich gefallen und ich hab' können sie als schlecht oder falsch empfinden, aber ein Gesetz hat sie gehabt, nach dem sie hat sich müssen vollziehen“ . . .

Da war er wieder mitten im Kantischen und instinktiv drängte sich ihm der kategorische Imperativ auf. Ich wollte ihn nicht ermüden durch zu vieles Denken und sagte: „Übrigens, Herr Eichelkatz, ich wollte Sie heute über einiges fragen, was mich persönlich interessiert. Wer ist der Herr Jonas Goldstücker?“

Er machte ein verschmitztes Gesicht und sagte: „Wollen Sie's doch versuchen mit Kinder und Enkel, Herr Kreisphysikus, wegen Fortleben in einem andern Lebensfrühling?“ Er wiederholte meine Worte mit einer gewissen spöttischen Betonung. „Und Herr Jonas Goldstücker soll Ihnen zur Unsterblichkeit verhelfen?“

„Es ist noch nicht so weit, lieber Herr Eichelkatz,“ antwortete ich scherzend und freute mich, ihn auf andere Gedanken gebracht zu haben. Ich kam dann unvermerkt auf meine hiesigen Kollegen zu sprechen und auch auf den Sanitätsrat Ehrlich.

„Ich kenn' die heitigen Leit nich näher, Herr Kreisphysikus, denn seit ich hab' ansgegeben mein Geschäft, hab' ich mich nicht gekümmert um sie. Der jetzige Sanitätsrat Ehrlich is der Sohn von dem Sanitätsrat Dr. Ehrlich, was war Vorsteher mit Dr. Krakauer zusammen. Er hat studiert zur selben Zeit mit meinem Sohn. Und Ehrlich hat, wie er fertig geworden ist, sich hier etabliert und hat dann die Praxis von sein Vater übernommen. Und hat sich verheiratet und is zu Ansehn und Vermögen gekommen auf dem selben Platz, wie sein Vater, der jetzt schon is über zehn Jahr tot. Und wenn Sie das mit Fortleben meinen, Herr Doktor, so lebt der alte Sanitätsrat Ehrlich wirklich weiter in seinem Sohn. Man sagt, sogar dieselben Rezepte hat er übernommen. Ein großes Licht ist er nicht, aber ein feiner, geachteter Mann. Ich glaub', er is zur Zeit Vorsteher, wie es damals sein Vater war, und hat geratene Kinder, Söhne und Töchter. Und sein ältster Sohn studiert auch Medizin und wird vielleicht auch mal die Praxis und die Rezepte von seinem Vater übernehmen. Und der alte Sanitätsrat Ehrlich war kein großes Licht, und der jetzige is auch keins und den jungen kenn' ich gar nicht . . . aber jedenfalls das Licht brennt lang, wie ein Jom Kippurlicht, und in der Khille kann man von dieser Familie sagen: Ehrlich währt am längsten!“

Und nun lachte er und freute sich über seinen Witz und ich war froh, ihn in besserer Stimmung verlassen zu können, als ich ihn angetroffen hatte.

18. November.

Mein alter Freund wird merklich schwächer. Es treten keine bestimmten Erscheinungen hervor, aber: Senectus morbus ipsa. Der böse Winter dringt zu den Thür- und Fensterritzen auch in die wohlverwahrte und gut durchheizte Stube und nistet sich in irgend einer Ecke ein. Die Jahreszeit an sich ist es, die einem alten, morschen Körper Unbill bereitet. Säße Simon jetzt irgendwo in der Sonne, wer weiß, ob seine 78 Jahre ihn so drückten. Welch wundervolle Greise habe ich im Süden gesehen, in Rom besonders. Die trugen ihre 80 und 90 Jahre mit stolzer Würde und schöner Haltung ... wir hier im Norden altern viel rascher, vielleicht kommen wir nicht einmal jung auf die Welt. Besonders wir Juden! Es ist ja vieles besser geworden im Laufe der Zeiten, seit man unsere Jugend der sanitären, hygienischen und ästhetischen Errungenschaften des modernen Lebens teilhaftig macht. Sie treiben alle Sport und die Wehrpflicht zwang ihnen eine höchst bedeutungsvolle Notwendigkeit körperlicher Übungen vorteilhaft auf ... dennoch unsere Jugend hat etwas Altes, Bedächtiges, Überlebtes in der Seele .... es ist das Erbteil der vieltausendjährigen Kultur, die uns wohl zum Ruhme gereicht und erhebt unter den Völkern, die uns aber auch belastet und erdrückt durch die Nachdenklichkeit, die aus unendlichen Lebensfolgen auf uns gekommen ist. Die Naivität und Leichtlebigkeit geht uns verloren durch diese Überlieferungen und daß diese gerade im Geistigen sich kundgeben, ist ja an sich rühmlich, aber nicht erfreulich, nicht befreiend. Wie schwerlebig sind wir! Wie abhängig von der Tradition! Wie tief wurzeln wir im Überkommenen! Ich glaube, daß wir schwerer an den Ketten schleppen, die unsere große, historische Vergangenheit uns auferlegt, als an den Fesseln, die die anderen uns anlegen. Und wenn diese Ketten auch aus dem Golde der Treue geschmiedet sind, und aus Perlen der Weisheit aneinandergereiht, sie drücken ... sie drücken, in einer Welt, in der wir nur geduldet sind .... Fremdlinge! Simon Eichelkatz hat diese Gedanken in mir wachgerufen. Gestern Nachmittag hat er mir wieder vieles erzählt. Merkwürdiges! Es ist, als hätte er das Be-

dürfnis, sich noch mancherlei von der Seele zu wälzen, bevor das große, das ewige Schweigen hereinbricht . . . aber er ahnt nichts von meinen Besorgnissen. Er plauderte so in die Dämmerung des frühen Winternachmittags hinein. Die Dämmerung macht mitteilsam und vertraulich . . . sie ist die Stunde intim erschlossener Geheimnisse. Und sein tiefstes Erleben hat Simon mir in solcher Stunde anvertraut. „Ich weiß nicht, Herr Kreisphysikus, damals als ich es erfuhr, war es ein Schmerz, als ob man ein Stück Fleisch mir rausgeschnitten hätt' aus meinem Körper. Weh hat es gethan, weh! Und Weh hab' ich geschrien! Und eine Krie hab' ich mir geschnitten und auf die Erd' hab' ich mich geworfen und Schiwe hab' ich mich gesetzt. Mein Sohn war tot, mein einzig Kind! Die Madame Eichelkatz ist stumm und starr geblieben und kein Wort ist über ihre Lippen gekommen, und ich weiß bis heut zu Tag nicht, was sie hat gedacht und was sie hat gefühlt, wie die Nachricht ist gekommen, daß unser einzig Kind sich hat — geschmadt! Geschmadt hat er sich, Herr Kreisphysikusleben! Übergetreten heißt es zu deutsch! Übergetreten! Aus einem Glauben in den andern . . . wie man übertritt von der Straß übern Rinnstein auf's Trottoir! Vom beschwerlichen, staubigen Weg auf den feinen, schönen Bürgersteig! ‚Was sagst de nu?' schrie ich meine Frau an. Aber sie sagte nichts. Sie machte keinerlei Einwendungen, als ich erklärte, bald nach der Schiwe das Geschäft auflösen zu wollen, denn da ich kein Kind mehr habe, wüßte ich nicht, für wen ich arbeiten soll . . . Alles ließ sie ruhig geschehen, was ich in meinem Schmerz und meinem Zorn beschloß. Sie war wie gebrochen. Aber niemand hat erfahren, ob vor Überraschung, vor Leid, vor Reue . . . sie siechte dahin und ohne äußerliche Krankheit starb sie zwei Jahre nach dem schrecklichen Ereignis. „Zur Straf'," sagten die Leute . . . am gebrochenen Herzen . . . wer kann wissen, was in der Seele so eines Weibes vorgeht?

Ich hab's nicht gewußt. Und das war mein Unrecht in dieser Sache. Und wenn ich es damals noch nicht hab' gewußt, heut weiß ich es! Und das ist schad', Herr Kreisphysikus, daß man nie weiß zu rechter Zeit, was ist klug

und verständig und richtig, und daß die Einsicht einem immer erst kommt, wenn es ist zu spät.“ . . . Er machte eine kleine Pause in seinen mit einer gewissen Hast vorgebrachten Mitteilungen, und blickte trübe vor sich hin. Dann aber, als raffte er sich plötzlich innerlich auf, fügte er hinzu: „Und doch, wenn ich's recht überleg', ist's wohl nicht schad' und muß so sein und kann garnicht anders sein, denn irren ist menschlich. Und nur aus dem Irrtum gelangt man zur Erkenntnis. Und der Irrtum ist das Lebendige im Menschen. — Und wenn man Alles weiß, mehr als einem lieb ist, kommt der Tod.“

Nur der Irrtum ist das Leben und das Wissen ist der Tod . . . Alles ist in der Seele dieses Greises, Denker und Dichter . . . niemals hat er etwas von ihnen gelesen, kaum ein Name dringt an sein Ohr, und in seinen Betrachtungen krystallisiert sich ihr feinstes Denken. Jetzt wieder, denn nach einer kleinen Pause, sagte er: „Der Tod . . . was ist das, Herr Kreisphysikus? Da weiß man wieder nichts, erst recht nichts . . . nehmen Sie es mir nicht übel, Herr Kreisphysikus, Sie auch nicht . . . trotzdem Sie haben studiert vom Leben und Sterben . . . und Sie sind ein feiner und gelehrter Mann . . . ein ernster und gelehrter Mann . . . ich weiß . . . ich weiß. . . . Und wenn's einer hätt erlernen können, sicherlich, Sie wären es gewesen . . . aber kann man erlernen die ewigen Rätsel der Natur? Weiß wer, was innenwendig ist? Und darüber kommt auch die größte Gelehrsamkeit nicht hinweg. Ich bitt' Sie, Herr Kreisphysikus, wenn es einen giebt, der mehr weiß darüber, der etwas weiß davon . . . erzählen Sie es mir, ich wäre glücklich, noch was zu erfahren, ehe ich mich niederleg, und werd sein ä toter Mensch, wie ich jetzt bin ä lebendiger Mensch.“ . . .

Ein merkwürdiger Gedanke flog mir durch den Kopf, aber ehe ich ihm noch antworten konnte, sagte er, beinahe etwas hastig:

„Ich hab's ja gewußt, Herr Kreisphysikus . . . Sie können mir's nicht sagen . . . warum? weil es keinen giebt, der es hätte rausgebracht . . . niemand weiß was . . . nichts wissen wir.“ . . .

Ignorabimus!

An dieser Schwelle haben noch andere Halt gemacht, wie Simon Eichelkatz!

Jetzt aber war ich entschlossen zu sagen, was mir vorhin eingefallen war: „Das ist nicht so leicht abgethan, mein lieber Herr Eichelkatz, wie Sie annehmen. Man weiß so wenig, wie Sie meinen, und doch weiß man so viel! Dort wo vor Unerforschlichem das Positive versagt, wo die exakte Wissenschaft stillsteht, setzt die hypothetische ein . . . die Arbeit der Gedanken beginnt.“ . . . Er sah mich mit großen erstaunten Blicken an. Ueber sein Gesicht breitete sich ein helles Licht des Verstehens, und obwohl er leise sagte: „Das ist mir zu hoch, Herr Kreisphysikus, das heißt, nur wie Sie es sagen . . . was Sie meinen, begreife ich schon, und was exakte Wissenschaft ist, kann ich mir schon zurechtlegen. Das Wort hab' ich schon gehört, aber das andere hypothe . . . hypo . . . von Hypothek kann's nicht abstammen. . . . Sie meinen also, wo man nichts Gewisses nicht weiß, kommen andere und versuchen es zu erklären, aus dem, was sie sich über die Sache denken.“ . . .

„Das nennt man Philosophie,“ sagte ich.

„Das Wort kenn' ich“ . . . murmelte er leise.

„Und die größten Geister aller Zeiten haben sich damit beschäftigt.“

„Und is etwas rausgekommen dabei?“ fragte er, und ein ironisches Lächeln huschte um seinen eingefallenen Mund.

„Doch, viel, lieber Freund! Denn wenn das Denken, Deuten, und logische Begründen die Dinge dieser Erde nicht verklärte, und sie moralisch erhellte, so gäbe es nur eins . . . die Verzweiflung.“

Er war augenscheinlich bemüht, den Sinn meiner Worte in sich zu verarbeiten, denn erst nach einigen Minuten sagte er:

„Und Sie glauben wirklich, daß es zu etwas nutzt, Herr Kreisphysikus? Nu, ich will Ihnen nicht widersprechen, denn ich verstehe es nicht . . . aber daß man mit der Moral fürs Allgemeine etwas erreichen soll, ich meine nur so, mit der gleichen Moral für Viele oder gar für Alle . . . das, . . . das scheint mir unwahrscheinlich. Ich hab' immer gefunden, jeder Mensch hat seine eigne Moral, wie jeder

Jid hat seinen eigenen Schulchan orach. Und es giebt nichts, was so böse ist und so schlimm, wenn er es einem andern anthut, was er nicht als moralisch vertheidigen würde. Ich hab's erlebt, Herr Kreisphysikus ... ich" ... er zögerte einen Augenblick ... „ja ... und warum soll ich es Ihnen nicht sagen? ... Damals, als mein einziges Kind hat verlassen den Glauben seiner Väter, da hat er mir einen Brief geschrieben, ja ... und darin hat er mir die Notwendigkeit seines Schrittes auseinander gesetzt, und mir mit den feinsten Worten und Gedanken erklärt, wie es die höchste Moral sei, sich zu sich selbst zu bekennen ... nicht zu dem, was uns andere überliefert haben ... und wie jeder in sich die Gesetze der sittlichen Weltordnung finden müsse ... und wie man sich befreien müsse, um fessellos dem Lichte zuzustreben. ... Nicht festhalten dürfe man an dem was andere uns gaben ... denn Nehmen ist — Erbarmen! Und wer stark sei, darf aus Mitleid und Erbarmen sich nicht selbst töten. Er aber sei stark und deshalb müsse er erbarmungslos seine eignen Wege wandeln, und ich solle ihm den Schmerz verzeihen, den er mir angethan ... er sei nicht einer von Denen, die still, von einem zum andern geben, wie es in kleinen Kreisen Sitt' und Brauch, er sei einer von den Wenigen ... von den Ueberreichen ... ein großer Schenker, der sich der Menschheit schenkt!"

Seine Stimme hatte sich gehoben, während er mir den Inhalt des Briefes vortrug, dann aber setzte er wie ermattet dazu:

„Jedes Wort kenn' ich auswendig. Tausend Mal hab' ich den Brief gelesen, und wissen Sie, Herr Kreisphysikus, damit ich ihn nur gut versteh' und deutlich lesen kann, hat er ihn geschrieben mit hebräischen Lettern." ... Er schob die Bibel, die immer auf dem Tische lag, näher zu sich heran und entnahm ihr ein abgegriffenes Blatt Papier, das er mir hinreichte. Es war der Brief.

Ein Schauer der Ergriffenheit durchzog meine Seele.

„Was konnt' ich nebbich thun, Herr Kreisphysikus? Dieser Brief war das einzige, was ich je von Philosophie gelesen habe. Dann ... ja dann setzte ich mich Schiwe! Denn aus dem Brief hab' ich gelernt: „Zu sich selbst muß

man sich bekennen!“ Und meinem Glauben treu sein, dazu hab' ich mich bekannt. „Und in sich selbst müsse man die Gesetze der sittlichen Weltordnung finden“ — und das Gesetz meiner sittlichen Weltordnung ist: heilig zu halten, was der Gott Israels uns geboten. . . . Mein Leid aber hab' ich in meiner Seele verschlossen und der Madame Eichelkatz hab' ich keine Vorwürfe mehr gemacht, daß sie durch ihre Erziehung ihn habe in falsche Bahnen getrieben. Was hätt' eine armselige Madame Eichelkatz thun können und aufhalten jemanden gegenüber, der „sich der Menschheit schenkt?“ Nebbich!

„Sie hat ihn nicht wiedergesehn und auch an ihrem Grabe ist er nicht gestanden, denn ich hab' ihm durch den Rabbiner schreiben lassen, er solle nicht kommen und darauf hat er nur zwei Zeilen erwidert.“ —

Er griff nochmals nach dem Buche, nahm einen Papierstreifen heraus, setzte die Hornbrille auf die Nase und las:

„Weine nicht, o Vater! Ist alles Weinen nicht ein Klagen? Und alles Klagen nicht ein Anklagen? Klage die Mutter nicht an, in ihrem Grabe . . . klage mich nicht an . . . Deine Seele wird heilen . . . denn Du trägst ein großes Schicksal.“ . . . Das war das letzte, was ich von ihm vernommen habe. Am Grabe der Madame Eichelkatz wurde keine Thräne vergossen. Dann hab' ich mich hierhergesetzt, mit Feivel Silbermann . . . zu leben hab' ich gehabt, mehr als genug, und hab' angefangen nachzudenken über die Menschen und die Dinge. Und alt bin ich geworden und fremd den Leuten. Und der Rabbiner, Doktor Merzbach, ist längst tot und der Kantor Elias und Meyer Nathanson der Schammes, und Saul Feuerstein der Pleitegeiher, und der Doktor Krakauer mit Respekt zu melden und alle andern und die neue Generation kennt mich kaum . . .“ lallend kamen die letzten Worte über seine Lippen, sein Kopf sank leise vornüber. Er war vor Mattigkeit eingenickt. Nach einigen Minuten kam er wieder zu sich und Feivel Silbermann brachte ihn in meiner Gegenwart zu Bett. Wir flößten ihm etwas Bouillon und Ungarwein ein, aber er blieb apathisch und murmelte nur noch fast unverständlich: „Ja . . . die Zeiten ändern sich . . . die Khille ist nicht mehr fromm“ . . . dann schlief er wieder ein.

Ich verließ ihn in großer Unruhe und war in den frühesten Morgenstunden wieder dort. Er schlummerte. Zwei Tage nachher war er in die Ewigkeit hinübergeschlummert.

23. November.

Heute haben wir Simon Eichelkatz zur letzten Ruhe gebettet. Nur wenige gaben ihm das Geleite. Aber an seinem Grabe stand einsam ein Mann.

„Mich selber bringe ich meiner Liebe dar und meinen Nächsten gleich mir, sage den Schaffenden" — ein Nietzsche'sches Wort zog durch meine Seele, das ich den Erben jenes alten, ungelehrten, weisen Mannes, den wir soeben der Erde übergeben, hatte erklären hören. „Alle Schaffenden aber sind hart . . . also sprach Zarathustra."

Und dort . . .

Mit leiser aber vernehmlicher Stimme sprach der Einsame die hebräischen Worte nach, als er die Erde herabschüttete auf den Sarg.

„Staub bist du, und zum Staube kehrst du wieder, aber der Geist kehrt zu Gott zurück, der ihn gegeben!"

Dann richtete er sich hoch empor, sein Blick hing an dem sich aufthürmenden Grabhügel.

Friedrich Eichner!

Mittheilungen

aus dem

Verband der Vereine für jüdische Geschichte und Literatur in Deutschland.

Herausgegeben vom Geschäftsführenden Ausschuß.

No. 10.	Berlin, im Dezember.	1902.

Zur Geschichte des Verbandes.

Die Geschichte des Verbandes der Vereine für jüdische Geschichte und Literatur in Deutschland gleicht in so mancher Beziehung der Geschichte des Judenthums selbst: sie bewegt sich und gedeiht wohl im Reiche des Geistes, aber auf dem Gebiete des realen Lebens hat sie nur wenig lichte Momente aufzuweisen. Wir freuen uns konstatiren zu dürfen, daß die Zahl der Vereine von Jahr zu Jahr zunimmt, daß in diesen Vereinen jüdischer Geist und jüdisches Leben vorherrschend sind, daß die von uns geschaffene gemeinschaftliche Publikation, das Jahrbuch, eine immer größere Auflage erforderlich macht, daß unsere Rednerliste eine unentbehrliche Einrichtung

geworden ist, und daß unser Rat bei Anlagen von Bibliotheken, unsere Unterstützung und unsere Auskunft über wissenschaftliches Material für Vorträge häufig in Anspruch genommen wird. —

Allein fragt man uns, wie ist es mit der Kasse des Verbandes bestellt? so müssen wir antworten: leider sehr schlecht. Die aus den Jahresbeiträgen weniger hochherziger Vereine sich rekrutirenden Einnahmen des Verbandes sind so minimal, daß sie kaum zur Bestreitung der allernotwendigsten Ausgaben ausreichen. Freilich, die kleinen und unbemittelten Vereine bekunden nach dieser Richtung ihren guten Willen so gut und so schlecht sie es vermögen, allein die großen und begüterten Vereine, von einigen wenigen abgesehen, sind noch immer nicht zu der Überzeugung gelangt, daß es für sie eine *Ehrenpflicht sein müsse*, zur Unterhaltung des Verbandes beizusteuern, um dadurch in erster Reihe solche Vereine zu fördern, die ohne unsere Unterstützung *nicht existiren können*. „Achtet auf die Kinder der Armen, — lautet ein *talmudischer* Spruch — denn von ihnen geht die Lehre aus.“ *Achtet auf die Juden in den kleinen, armen Gemeinden*, rufen wir allen zu, die für die Sache des Judentums Herz und Sinn haben, denn dort droht unsere Lehre ganz in Vergessenheit zu gerathen. Fast täglich erhalten wir Gesuche aus kleinen Gemeinden, ihnen Redner zuschicken, aber wie sollen wir alle an uns gerichteten Gesuche berücksichtigen, wenn uns die hierzu erforderlichen pekuniären Mittel fehlen? Indessen soll die Indolenz vieler Vereine gegenüber dem Verband uns nicht ab-

halten, in unserer Thätigkeit fortzufahren. Wir werden nach wie vor alles, was in unseren Kräften steht, thun, um die dem Judenthum zum Segen gereichende geistige Bewegung im Flusse zu erhalten. —

Leider hat der in den vorjährigen Mitteilungen angekündigte und für den 25. Dezember 1902 festgesetzte Verbandstag unvorhergesehener Ereignisse wegen nicht stattfinden können, aber voraussichtlich wird der Delegirten-Tag der Vereine nicht mehr lange auf sich warten lassen. Er wird den Delegirten ein großes Arbeitsfeld bieten, und wir geben uns der Hoffnung hin, daß es endlich auch gelingen wird, dem Verband eine feste materielle Basis zu verschaffen.

Bis dahin aber fahren wir fort in unsern Bestrebungen, die so herrlich von einem Vertreter der Berliner jüdischen Gemeinde auf dem zweiten Verbandstag zum Ausdruck gebracht worden sind: „Seien wir fest und stark! Der Gedanke, daß das Judenthum aufsteigt, wenn Menschlichkeit, Bildung und Wahrheit Triumphe feiern, muß uns mit froher Zuversicht und unversieglichem Optimismus erfüllen. Unsere Hoffnungen sind nicht geringer als unsere Wünsche."

Verzeichniß
sämmtlicher Vereine für jüdische Geschichte und Literatur in Deutschland, deren Mitgliederzahl und Vorstände.

1. **Aachen.** 175 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Jaulus, Ehrenvorsitzender; Rechtsanwalt Dr. Franken, 1. Vorsitzender; Kaufmann Louis Mayer, 2. Vorsitzender; Dr. med. L. Schuster, Schriftführer; Dr. med. Carl Berliner, Kassirer. Beisitzer: Rentner Herm. Gottfeld, Fabrikant Robert Marx, städt. Ingenieur S. Oestreicher.

2. **Allenstein** (Ostpr.) 50 Mitglieder. Vorstand: Dr. Kamnitzer, Rabbiner Dr. Olitzki, U. Daniel, Kaufmann Woythaler, Ludw. Silberstein und Cantor Karo.

3. **Altona**. Vorstand: Wolff Möller, Salomon Feinberg, Felix Bachmann, Dr. Moses Lewy, Jacob Schehtenstetter, Salomon Buttenwieser, N. Hebe, M. Auerbach.

4. **Annaberg** (Erzgebirge). 33 Mitglieder. Vorstand: Fabrikant M. Türk, Vorsitzender; Rektor F. Saphra, Schriftführer und Julius Neumark, Kassirer.

5. **Ansbach.** 27 Mitgl. Vorsitzender: Dr. P. Kohn, Districts-Rabbiner.

6. **Augsburg.** 112 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Groß, Ehrenpräsident; Justizrath Ludwig Bauer, 1. Vorsitzender; Bankier Emil Gutmann, Kassirer und stellvertretender Vorsitzender; Bankier Gustav Flesch, Schriftführer; Commerzienrath Heinrich Landauer, Justizrath J. Herzfelder, Beisitzer.

7. **Aurich.** 40 Mitglieder. Vorstand: Hauptlehrer H. Reuß, 1. Vorsitzender; Karl Wallheimer, 2. Vorsitzender; Kaufmann Heß, Schriftführer.

8. **Bamberg.** 150 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. A. Eckstein Ad. Koburger, Sigm. Morgenroth, Emil Wassermann, Rechtsanwalt Dr. Jos. Werner.

9. **Barmen.** 50 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Grabowski, Vorsitzender; B. Mosheim, Kassirer.

10. **Berlin.** 750 Mitglieder. Vorstand: Dr. Gustav Karpeles, 1. Vorsitzender; Dr. Hirsch Hildesheimer, 2. Vorsitzender; Schriftsteller Albert Katz und Prediger Dr. Moritz Levin, Schriftführer; Rentier M. Heymann, Schatzmeister. Beisitzer: Schriftsteller W. Bambus, Dr. S. Bernfeld, Rabbiner Dr. Eschelbacher, Heinrich Fränkel, Benas Levy, Professor Dr. M. Philippson.

11. **Bernburg.** 46 Mitglieder. Vorstand: Moritz Schwab, 1. Vorsitzender; Albert Spanier, 2. Vorsitzender; Ludwig Gumpel, Schriftführer; Alfred Simonsohn, Kassirer. Beisitzer: Louis Calm, Louis Märcker, J. Sarne, Leopold Maschke, Josef Schwab, Marcus Mannes.

12. **Beuel a. Rh.** 36 Mitglieder. Vorstand: Cand. med. Max Behr, 1. Vorsitzender; Kaufmann Simon Kaufmann, 2. Vorsitzender; Kaufm. Hermann Hirschhorn, Kassirer; Lehrer Nußbaum, 1. Schriftführer; Kaufm. Seligmann Sommer, 2. Schriftführer. Beisitzer: Salomon Behr, Moses Levy, Abraham Salomon, David Kaufmann.

13. **Beuthen** (Oberschl.). 152 Mitglieder. Vorstand: Dr. med. Pick, Prediger Dr. Emmerich, Dr. med. Friedländer, Lehrer Eisenberg, Rosenthal, Obercantor de Beer, Koplowitz, Steinfeld, Gattel.

14. **Bingen a. Rh.** 70 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Grünfeld, Rabbiner Dr. Neuwirth, Ferdinand Seligmann II, Dr. med. Ebertsheim, Rechtsanwalt Strauß, Julius Landau, Siegmund Kohlmann.

15. **Birnbaum.** 15 Mitglieder. Vorstand: Ph. Falkenstein.

16. **Bochum.** 100 Mitglieder. Vorstand: Kaufmann M. Hähnlein, 1. Vorsitzender; Rabbiner Dr. David, 2. Vors.; Lehrer M. Ostermann, Schriftführer; J. Leffmann, Kassirer; Kfm. H. Buxbaum, Bibliothekar.

17. **Bonn.** 120 Mitglieder. Pract. Arzt Dr. Edelstein, 1. Vorsitzender; Dr. Meyer, 2. Vorsitzender; Louis David Leopold Feldmann, Max Herschel, Rechtsanwalt Rosenberg, Beisitzer.

18. **Bosen** (Fürstenthum Birkenfeld). 20 Mitglieder. Vorstand: Lehrer H. Katzenstein; Gustav Lyon.

19. **Brakel** (Kr. Höxter). 17 Mitgl. Vorstand: Julius Flechtheim, Vorsitzender; Lehrer M. Weiler, Schriftführer; Aug. Sommer und B. Heineberg.

20. **Brandenburg a. H.** 45 Mitglieder. Vorstand. Rabbiner Dr. Ackermann, 1. Vorsitzender; Dr. med. A. Sittner, 2. Vorsitzender; Paul Epstein, Schatzmeister; Alb. Nathansohn, 1. Schriftführer; Cantor Löwinsohn, 2. Schriftführer.

21. **Braunschweig.** 81 Mitglieder. Vorstand: Landesrabbiner Dr. Rülf, Vorsitzender; Kaufmann B. Mielziner, Schriftführer: Kaufmann M. Regensburger, Kassirer; Bankier F. Spanjer-Herford, Bibliothekar.

22. **Bremen.** 95 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. L. Rosenak, Julius Aschendorff, Nathan Abraham, Julius Abraham, Dr. med. A. Gorodiski, Schatzmeister; Dr. chem. J. Pinette, H. Steinberg, Bernh. Zacharias.

23. **Breslau.** 275 Mitglieder. Vorstand: Landgerichtsrath Wollstein, 1. Vorsitzender; Dozent Dr. M. Brann, 2. Vorsitzender; Verlagsbuchhändler Max Marcus, Schatzmeister; Rechtsanwalt F. Hirsch-

berg, 1. Schriftführer; Professor Dr. Leopold Cohn, 2. Schriftführer. Beisitzer: Louis Burgfeld, Rabbiner Dr. Guttmann, Hugo Jacobsohn, Rechtsanwalt Carl Joel, Rabbiner Dr. Rosenthal, Justizrath Dr. Samuelsohn.

24. **Briesen,** Westpr. 40 Mitgl. Vorstand: Rabb. Dr. Eppenstein, 1. Vorsitzender; Ziegeleibesitzer Friedmann Moses, 2. Vorsitzender; Kaufmann Adolf Jaeger, Schriftführer; Kaufmann S. Pottlitzer, Kassirer; Dr. med. Wolff, Bibliothekar.

25. **Bromberg.** 140 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Walter, Vorsitzender; Rechtsanwalt Baerwald, Kassirer; Oberlehrer Dr. Friedland, Kaufmann Auß, Lehrer Herzberg.

26. **Cassel.** 118 Mitglieder. Vorstand: Bankier Gustav Sichel, Vorsitzender; Fabrikant M. Lieberg, Schriftführer; Kaufmann Jac. Schartenberg, Kassirer; Landrabbiner Dr. Prager, Salomon Hoffa, Kaufmann Bernhard Hohenthal, Beisitzer.

27. **Coburg.** 44 Mitglieder. Vorstand: Emanuel Seligmann, Vorsitzender; Simon Oppenheim, literarischer Leiter, zugleich Bibliothekar; Leo Sachs, Kassirer; Max Neumann, Schriftführer.

28. **Cöthen** (Anhalt). 50 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. B. Seligkowitz, M. Mendershausen.

29. **Cottbus.** 36 Mitglieder. Vorstand: Waldemar Reyersbach, 1. Vorsitzender; W. Löwenstein, 2. Vorsitzender; G. Saalmann, Schriftführer; H. Neustädt, Bibliothekar; Ad. Oppenheim, Kassirer.

30. **Culm i. W.** 60 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Guttmann, 1. Vorsitzender; Rechtsanwalt Blumenthal, 2. Vorsitzender und Schriftführer; J. P. Benjamin, Kassirer; Kirschstein, Bibliothekar; Mamlock, Beisitzer.

31. **Culmsee.** 20 Mitglieder. Vorstand: J. Sternberg, Lehrer Brisch, Wittenberg, H. Bergmann, Gelhaar, A. Cohn.

32. **Czarnikau.** 68 Mitglieder. Vorstand: M. Simonsohn, Vorsitzender; Federmann, J. Hirschberg und Schleimer, Beisitzer; M. Kochmann, Schriftführer; Lehrer Cohn, Bibliothekar; Lemchen, Rendant.

33. **Danzig.** 200 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Freudenthal, 1. Vorsitzender, Gustav Davidsohn, 2. Vorsitzender; Moritz Cohn, Schatzmeister; Max Jacoby, Schriftführer; Adolf Lewy, Bibliothekar; Rechtsanwalt Steinhardt und Sanitätsrath Dr. Wallenberg, Beisitzer.

34. **Detmold.** 60 Mitglieder. Vorstand: Prediger A. Plaut, 1. Vorsitzender; Julius Weinberg, 2. Vorsitzender; Adolf Schönhaus, 1. Schriftführer; Eduard Michaelis, Jena, 2. Schriftführer; Adolf Steinberg, Schatzmeister. — Der Verein führt den Namen „Leopold Zunz-Verein“.

35. **Diedenhofen.** Vorstand: Rabbiner Dr. Netter.

36. **Dortmund.** 127 ordentliche, 15 außerordentl. Mitglieder. Vorstand: Prediger und Hauptlehrer Rothschild, Vorsitzender; Sanitätsrath Dr. Blankenstein, Siegfr. Freund, Adolf Elias, Isidor Goldschmidt, Jacob Baum, Jacob Nathan Wolff.

37. **Düsseldorf.** 100 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. E. David, 1. Vorsitzender; Rechtsanwalt Dr. Levison, Schriftführer; Carl Herzfeld, Schatzmeister; Dr. Freundlich, Louis Cohen, Karl W. Simons, Jac. Wolf, Beisitzer.

38. **Duisburg-Ruhrort.** 125 Mitglieder. Vorstand: Rechtsanwalt Goldbaum-Duisburg, 1. Vorsitzender; Jul. Philipps-Ruhrort, 2. Vorsitzender; R. Nußbaum-Duisburg, 1. Schriftführer; M. Levy-Duisburg, 2. Schriftführer; M. Löwe-Duisburg, Kassirer.

39. **Eberswalde.** 52 Mitglieder. Vorstand: Prediger Eduard Hamburger, Vorsitzender; Kaufm. Albert Jacob, stellvertr. Vorsitzender; Ernst Liepmann, Schriftführer; J. Lagro, Rendant; H. Jonas.

40. **Eisenach.** 61 Mitglieder. Vorstand: Prediger E. Meyer, 1. Vorsitzender; H. Grünstein, 2. Vorsitzender; D. Mandelbaum, Schriftführer; M. Klebe, Kassirer; G. Neuhaus, Bibliothekar; J. Heilbrunn und B. Wolf, Beisitzer.

41. **Elberfeld.** 150 Mitglieder. Vorstand: Hermann Strauß, 1. Vorsitzender; M. L. Wetzstein, 2. Vorsitzender; H. Herz, Schriftführer; L. Fleischhacker, Kassirer; J. Kann, Bibliothekar.

42. **Erfurt.** 83 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Salzberger, 1. Vorsitzender; Isaak Lamm, 2. Vorsitzender; Dr. Gustav Reichmann, 1. Schriftführer; Leopold Heilbrunn, 2. Schriftführer; G. Neukamp, Kassirer.

43. **Erlangen.** 20 Mitglieder. Vorstand: Kaufmann Joseph Karpf, 1. Vorsitzender; Lehrer Morgenthau, Sekretär und 2. Vorsitzender; Moses Stern, Kassirer.

44. **Essen** (Ruhr). 134 ordentliche und 19 außerordentliche Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. S. Samuel, 1. Vorsitzender; Rechtsanwalt Max Abel, 2. Vorsitzender; Kaufmann August Kohn, 1. Schriftführer; Kanzleirath J. Hirsch, 2. Schriftführer; Kaufmann Siegfr. Cohen, Rendant; Bankier Isaak Sim. Hirschland und Bankier Herz L. Hirschland, Beisitzer.

45. **Falkenberg.** 20 Mitglieder. Vorstand: Lehrer Freudenthal, Vorsitzender; M. Falkenheim; Frau Erna Kronheim.

46. **Filehne.** 54 Mitglieder. Vorstand: Dr. S. Richter, Ehrenvorsitzender; Albert Maaß, Vorsitzender; Julius Joseph, stellvertretender Vorsitzender; Adolf Salinger, Schriftführer; Gustav Löffer, Kassenführer; Abr. Herzberg, Beisitzer.

47. **Forst i. L.** 30 Mitglieder. Vorstand: Rechtsanw. Zuckermann, Vorsitzender; Prediger M. Pulvermann, Schriftführer; Fabrikbesitzer M. Jacob, Kassirer.

48. **Frankfurt a. M.** 245 Mitglieder. Vorstand: Alfred Geiger, Vorsitzender; Dr. Jacob Horovitz, Schriftführer; Hugo Fränkel, Kassirer; Dr. Isack Heinemann, Julius Landsberg, Stadtv. Heinrich Wisloch.

49. **Frankfurt a. O.** 90 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Hochfeld, Vorsitzender; Max Alexander, Dr. A. Levy, Louis Simon; Oscar Stensch, Bibliothekar.

50. **Freiburg** in Baden. 12 Mitglieder. Vorstand: Jakob Mayer, Bertholdstr. 57.

51. **Friedberg i. H.** 30 Mitglieder. Vorstand: Rechtsanwalt Stahl, Bad Nauheim; G. Hanau und Lehrer H. Ehrmann.

52. **Geestemünde.** 44 Familien. Vorstand: Benno Adler in Bremerhaven, Fährstraße 16.

53. **Gelnhausen.** 25 Mitglieder. Vorstand: Lehrer M. Strauß, Max Stern.

54. **Gelsenkirchen-Wattenscheid.** 105 Mitglieder. Vorstand: Dr. H. Wallerstein-Gelsenkirchen, 1. Vorsitzender; Dr. Bonnin-Wattenscheid, 2. Vorsitzender; Lehrer Katz-Gelsenkirchen, 1. Schriftführer, Lehrer Oppenheim-Wattenscheid, 2. Schriftführer; M. Samuelsdorff-Wattenscheid, 3. Schriftführer; D. Klestadt-Gelsenkirchen, Kassirer; Lehrer Kaufmann-Gelsenkirchen, Bibliothekar.

55. **Gießen.** 110. Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Sander, J. Rothschild, J. Pfeffer, Z. Kann, A. Fröhlich.

56. **M.-Gladbach.** 75 Mitglieder. Vorstand: Hermann Cohen, Rechtsanwalt Dr. Fritz David, Gustav Jonas, Amtsrichter Max Stern, Isidor Aschaffenburg.

57. **Glogau.** 110 Mitglieder. Vorstand: Eduard Mamlock, Vorsitzender; Rabbiner Dr. Lucas, Rechtsanwalt Fränkel, Rentier M. Cohn, Stellvertreter Leopold Sachs.

58. **Gnesen.** 135 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Jacobson, Vorsitzender; Leopold Gimkiewicz, stellvertr. Vors.; Sam. Chraplewski, Schriftführer; Lesser Fink, stellvertr. Schriftführer; Joseph Krzywynos, Schatzmeister; Hermann Cohn, Bibliothekar; Bernhard Cohn, stellvertretender Bibliothekar.

59. **Gollub.** 36 Mitglieder. Vorstand: Lehrer A. Kadisch, 1. Vorsitzender; Mühlenbesitzer H. Lewin, 2. Vorsitzender; Stadtrath J. Tuchler, Schriftführer; Stadtverordneten-Vorsteher Samuel Hirsch, Kassirer.

60. **Gotha.** 48 Mitglieder. Vorstand: Gustav Ledermann, D. Katzenstein, Lehrer Röthler, Kassirer.

61. **Gostyn** (Reg.-Bez. Posen). 19 Mitglieder. Vorstand: Ziegeleibesitzer Alfred Wachtel, Vorsitzender; Lehrer Jacob Speyer, Schriftführer; Kaufmann Jacob Weiß, Rendant; Kaufmann Eugen Fischer, Israel Perlinski und Hermann Friedmann, Beisitzer.

62. **Grätz** (Prov. Posen). 40 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Friedmann, 1. Vorsitzender; B. Byk, 2. Vorsitzender; N. F. Krüger, Schriftführer; K. Koppenheim, Kassirer: S. Jablonski, Bibliothekar.

63. **Graudenz**. Vorstand: Rabbiner Dr. Lövy, 1. Vorsitzender; Geh. Sanitätsrath Dr. Wolff, 2. Vorsitzender; Lehrer D. Mannheim, 1. Schriftführer; Cantor J. Bernstein, 2. Schriftführer; J. Holzmann, Kassenwart.

64. **Gunzenhausen.** Vorstand: Dr. P. Kohn, Kfm. Neuburger, Lehrer Marx.

65. **Hamburg**. 154 Mitgl. Vorstand: H. Gumpertz, Vorsitzender; Dr. Fink, Schriftführer; Moritz Heimann, Kassenwart; Dr. Toeplitz, Dr. Frank, Samson Goldschmidt, Alfred Levy, Alfred Cohn, Salomon Goldschmidt, Gustav Tuch, Beisitzer.

66. **Hameln.** 52 Mitglieder. Vorstand: Lehrer S. Bachrach, Vorsitzender; Max Frankenstein, Rechnungsführer; S. Maybaum, Louis Adler und Arnhold Levy in Coppenbrügge, Beisitzer.

67. **Hannover**. 165 Mitglieder. Vorstand: Emil L. Meyer, Vorsitzender; Seminar-Director Dr. Knoller, Consul Simon, Rechtsanwalt Dr. Siegmund Meyer, Julius Frensdorff.

68. **Heilbronn a. N.** 52 Mitglieder. Vorstand: Hermann Wollenberger, Vorsitzender; Alex. Amberg, Schriftführer; Emil Max, Bücherwart; Gottfried Gumbel, Kassirer; Albert Scheuer, Beisitzer.

69. **Hildesheim.** 40 Mitglieder. Vorstand: Landrabbiner Dr. Lewinsky, E. Freudenthal, Rechtsanwalt A. Oppenheimer, Th. Hornthal.

70. **Hirschberg i. Schl.** 40 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Biram, Justizrath Ledermann, Fabrikbesitzer Fraenkel.

71. **Hörde**. 40 Mitglieder. Vorstand: Lehrer Stern, 1. Vorsitzender; Jakob Gans, 2. Vorsitzender; L. Strauß, Schriftführer; Max Rosenthal, Kassirer; Felix Heimann, Bibliothekar.

72. **Höxter**. 24 Mitglieder. Vorstand: E. Michaelis, 1. Vorsitzender: Dr. K. Neustadt, 1. stellvertr. Vorsitzender; Ph. Netheim, 2. stellvertr. Vorsitzender; M. Benjamin, Schriftführer und Rendant; Lehrer J. Weinberg, Bibliothekar.

73. **Hoppstädten a. d. Nahe.** 66 Mitgl. Vorstand: Land-Rabbiner Dr. Lewit, 1. Vors.; Lehrer F. Eppstein, 2. Vors.; Leopold Kronenberger II; Siegmund Weil; Aron Kronenberger; Henri Michel, Birkenfeld-Neubrücke.

74. **Inowrazlaw.** 145 Mitglieder. Vorstand: Louis Sandler, 1. Vorsitzender; Dr. Warschauer, 2. Vorsitzender; Rechtsanwalt Latte; Abramczyk, Schriftführer; Librowicz, Rendant.

75. **Kaiserslautern.** 50 Mitglieder. Vorstand: Bezirks-Rabbiner Dr. W. Landsberg, Dr. med. J. Dreyfuß, Fabrikant Felsenthal, Kaufmann P. Hirschfeld.

76. **Karlsruhe** (Baden). 220 Mitglieder. Vorstand: Geh. Regierungsrath Dr. Mayer, 1. Vorsitzender; Oberrath Leop. Ettlinger, 2. Vorsitzender; Arzt Dr. Th. Homburger, Schriftführer; Bankier M. A. Straus, Kassirer; Rechtsanwalt Dr. Friedberg, Arzt Dr. Max Rosenberg, Chemiker Dr. A. Kronstein.

77. **Kempen i. Pos.** 60 Mitglieder. Vorstand: E. Pulvermann, Vorsitzender; M. Lubliner, stellv. Vorsitzender; A. Dzialowski, Kassirer; J. Caro, Schriftführer; Hermann Fischer, Beisitzer.

78. **Kiel.** 52 Mitglieder. Vorstand: Dr. med. Jacob, 1. Vorsitzender; Brauereidirektor Katz, 2. Vorsitzender; Kaufm. Tannenwald, Beisitzer; Kaufm. E. Schumm, Kassirer; Lehrer L. Katz, Schriftführer.

79. **Kitzingen a. M.** 60 Mitglieder. Vorstand: Adolf Adler, 1. Vorsitzender; Adolf Stiebel, 2. Vorsitzender; Gustav Lauber, Schriftführer; Lehrer Bamberger, Bibliothekar.

80. **Köln a. Rh.** 400 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Frank, 1. Vorsitzender; D. Wolffsohn, 2. Vorsitzender; Noa Kaufmann, Kassirer; Max Goldreich, Schriftführer; Dr. Bodenheimer, S. P. van Perlstein, Beisitzer.

81. **Königsberg i. Pr.** 200 Mitglieder. Vorstand: Professor Dr. Saalschütz, 1. Vorsitzender; Bankdirektor Grodsensky, 1. stellvertr. Vorsitzender; Rechtsanwalt Bogusch, 2. stellvertr. Vorsitzender; Rabbiner Dr. Perles, Schriftführer; Kaufmann M Feinstein, stellvertr. Schriftführer; Dr. med. Schereschewsky, Kassirer; Obercantor Birnbaum, Bibliothekar; Rentier J. Kirschner und Kaufmann M. L. Vogelewitz, Beisitzer.

82. **Konstanz.** 75 Mitglieder. Vorstand: Stadtrabbiner Dr. L. Hannes, Vorsteher Emanuel Rothschild, Jacob Rosenfeld, Rechtsanwalt Bloch, Cantor A. Geismar, Sigmund Schwarz, Hermann Thanhauser.

83. **Krotoschin.** 52 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Heinrich Berger, 1. Vorsitzender; Kaufmann Emil Cohn, 2. Vorsitzender; Kaufmann Markus Lewy, Schatzmeister; Kaufmann Julius Neumark, Schriftführer; Lehrer Alex. Margolius, Bibliothekar; Kaufm. Moritz Wagner und Lehrer Wolf, Revisoren.

84. **Labischin.** 30 Mitglieder. Vorstand: Kaufmann M. Lippmann, 1. Vorsitzender; Kaufmann H. Lewin, 2. Vorsitzender; Lehrer Spier, Schriftführer und Kassirer.

85. **Lage.** 86 Mitglieder. Vorstand: H. Vogelstein-Lage, 1. Vorsitzender; Dr. Michelsohn-Detmold, 2. Vorsitzender; M. L. Kabaker-Lemgo, 3. Vorsitzender; M. Löwenthal-Lage, Kassirer; Lehrer Herzfeld-Lage, Schriftführer.

86. **Landsberg a. W.** 56 Mitglieder. Vorstand: Adolf Nathan, Vorsitzender, Dr. B. Elsaß, Max Obersitzko, Albert David, Lehrer Stern.

87. **Leipzig.** 250 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. N. Porges, 1. Vorsitzender; S. Nelke, 2. Vorsitzender; Dr. M. Zeitlin, 1. Schriftführer; Jacob Blumenfeld, 2. Schriftführer; O. Blümlein, Schatzmeister.

88. **Lippstadt.** 27 Mitglieder. Vorstand: B. Stern, J. Hammerschlag, J. Rosenfeld.

89. **Lissa i. P.** 122 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Bäck, Rechtsanwalt und Notar S. Nürnberg, Hauptlehrer A. Herbst und Dr. med. Scherbel und neugewählt Kaufmann Sigismund Goldschmidt.

90. **Loebau** (Westpr.). 20 Mitgl. Vorstand: Kfm. J. Jacobsohn, Vorsitzender; Kfm. H. Cohn, Kassirer; Lehrer Tobias, Schriftführer und Bibliothekar.

91. **Loewen.** 18 Mitgl. Vorstand: Bahnspediteur D. Hermann, Vorsitzender; G. Muscat, Schriftführer.

92. **Lublinitz.** 32 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Friedmann, Kaufmann Louis Schlesinger, Lehrer Schöps.

93. **Lübeck.** ca. 70 Mitglieder. Vorstand: Otto Meyer, Jacob Holländer, Edmund Wiener, David Carlebach, Alex Adler.

94. **Magdeburg.** 85 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Rahmer, Ehrenpräsident; Oberstabsarzt Dr. Rosenthal, Vorsitzender; Rechtsanwalt und Notar Choyke, Schriftführer; Max Singer, Rendant; Max Weil, Bibliothekar.

95. **Mainz.** 180 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Salfeld, Vorsitzender; Eugen Herzog, Kassirer; B. Nußbaum, Schriftführer; ferner E. Heidenheimer, M. Kahn, Sally Lazarus, R.-A. Dr. M. Loeb, Dr. med. J. Metzger, Dr. jur. Schauer, Beisitzer.

96. **Mannheim.** 200 Mitglieder. Vorstand: Eduard Bauer, Vorsitzender; Max Goldschmidt, Schriftführer; Direktor Rosenbaum, Kassirer; Dr. Gust. Kaufmann und Dr. med. Felsenthal, Beisitzer.

97. **Marburg** (Hessen). 56 Mitgl. Rabb. Dr. Munk, Vors.

98. **Meiningen.** 36 Mitgl. Vorstand: Hugo Heinemann, Vors.

99. **Memel.** 68 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Em. Carlebach, Vorsitzender; Kfm. Leon Scheinhaus, stellvertr. Vorsitzender; Rechtsanwalt Hermann Jacobsohn, Schriftführer; Kfm. G. Millner, stellvertr. Schriftführer; Kaufm. S. Ch. Bernstein, Kassirer; Kaufm. D L. Wolffsohn, stellvertr. Kassirer; J. Werblowsky, Bibliothekar; Kfm. Urias Rattner und L. Hanemann, Kassen-Revisoren.

100. **Metz.** 150 Mitglieder. Vorstand: Oberlehrer Dr. Zéligzon, 1. Vorsitzender; Dr. L. Levy, 2. Vors. u. Bibliothekar; J. Rosenmayer, Schriftführer; D. Weil, Schatzmeister; Oberrabbiner Dr. Netter und Apotheker S. Levy, Beisitzer.

101. **Militsch** (Bez. Breslau). 12 Mitglieder. Vorstand: Schaue Hauptmann, J. Hirschel.

102. **Mülhausen** (Elsaß). 110 Mitglieder. Vorstand: Charles Schweitzer, Vorsitzender; Raphael Blum, Kassirer; Henri Wallach; Dr. Alfred Eliaß, Bibliothekar; J. Bloch-Dreyfuß, Schriftführer; Rabbiner Dr. Blum, Ehrenmitglied.

103. **Mühlheim a. d. R.** 98 Mitglieder. Vorstand: Dr. med. Jonas, 1. Vorsitzender; Dr. Cahn, 2. Vorsitzender und Bücherwart; L. Oppenheimer, Schriftführer und Kassenwart; R. Katz, stellvertretender Schriftführer und Kassenwart; B. Cohn, M. Kann, G. Kaufmann, G. Kaufmann D. S., A. Schöndorf, Beisitzer.

104. **München.** 470 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Werner, 1. Vorsitzender; Justizrath Gotthelf, 2. Vorsitzender; Isidor Popper, Schriftführer; Albert Schulmann, Kassirer; Justizrath Boscowitz, Dr. Ehrentreu, Rechtsanwalt Dr. Fränkel, Dr. Merzbacher, Staatsanwalt Silbermann, Karl Haas, Direktor Kahn, Justizrath Dr. Rosenthal.

105. **Myslowitz** (Oberschl.). 66 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Norden, Vorsitzender; Dr. med. Blumenfeld, stellvertr. Vorsitzender; Lehrer J. Bach, Bibliothekar; H. Rosenau, Schriftf.; A. Kuhn, Rendant.

106. **Nakel.** 85 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. G. Perlitz, Vorsitzender; Lesser Baerwald, Stellvertreter; David Itzig, Kassirer; J. C. Behr, Schriftführer; Siegmund Baerwald, Bibliothekar; David Herrmann und J. Peczkowski, Beisitzer.

107. **Neisse i. Schles.** 46 Mitglieder. Vorstand: Fabrikbesitzer Julius Hahn, 1. Vorsitzender; Rabbiner Max Ellguther, 2. Vorsitzender und Bibliothekar; Kaufmann J. Rechnitz, Rendant; Kaufmann Oscar Sorauer und Zahnarzt Eugen Berger, Beisitzer.

108. **Neuwied.** 70 Mitglieder. Vorstand: Dr. med. Lichtenstein, Vorsitzender; Dr. Aron, stellvertretender Vorsitzender; Jos. Geisel, Kassirer; Kgl. Bauinspector Ratkowski, Schriftführer; Jul. Meyer, A. Nathan, S. Flatow, Leop. Löb, Beisitzer.

109. **Nürnberg.** 500 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Ziemlich, Vorsitzender; Samuel Bloch, Wilhelm Ottensooser, Schriftführer; Commerzienrath Ludw. Metzger, Kassirer.

110. **Obersitzko.** 40 Mitglieder. Vorstand: Kaufmann Hermann Cohn, 1. Vorsitzender; Kaufmann Julius Schlimmer, 2. Vorsitzender; Rabbiner Hermann Casper, 3. Vorsitzender; Kaufmann Siegmund Loewinsohn, Schatzmeister; Lehrer Rynarzewski, Schriftführer und Bibliothekar.

111. **Oberstein a. d. Nahe.** 42 Mitglieder. Vorstand: Land-Rabb. Dr. Lewit, 1. Vors.; Elias Neuhäuser, 2. Vors.; Oscar Stern; Louis Liefmann; S. Weingarten; Julius Wolff; Max Aronheim und Nathan Bähr, Idar.

112. **Obornik.** 19 Mitglieder. Vorstand: Lehrer A. Gutmann, Vorsitzender; M. Mannheim, Schriftführer; L. Friedmann, Kassirer; Jacob Zwirn, Beisitzer.

113. **Offenbach a. M.** 100 Mitglieder. Vorstand: E. Gabriel, Rabb. Dr. Goldschmidt, Stephan Gombrich, Ferdinand Hitz, Heinrich Merzbach, Siegfried Stark, Alfred Strauß.

114. **Oppeln.** 104 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Bäck; Vorsitzender; Dr. Schlesinger, Justizrath Cohn, Max Friedländer, Adolph Goldfeld, Hermann Proskauer, Adolph Herlitz.

115. **Osterode** (Ostpr.). 29 Mitglieder. Vorstand: J. Sturmann, Vorsitzender; Dr. A. Löwenberg, Stellvertreter; L. Wittenberg, Schriftführer; Dr. S. Ritterband, Bibliothekar; Zahnarzt J. Salomonsohn, Rendant.

116. **Ostrowo i. P.** 60 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Freund, 1. Vorsitzender; Oekonomierath Goldstein, 2. Vorsitzender; Kaufmann Benno Weiß, Kaufmann Jacob Fabisch, Dr. Peiser, Max Friedländer, Max Stillschweig.

117. **Pankow.** 30 Mitglieder. Vorstand: M. Heimann, Vorsitzender; Direktor M. Wilinski, und Dr. Mannheim, Schriftführer; Georg Schwarz, Schatzmeister; Glasermeister Selbiger, Gärtner Herzfeld, und Henschel, Beisitzer.

118. **Pinne.** 42 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Lewin, Vorsitzender; Dr. med. Gostynski (i. V. Siegfr. Salomonsky) Schriftführer; Salomon Abraham, Kassirer.

119. **Pirmasens.** 83 Mitglieder. Vorstand: Jacob Kahn, Vorsitzender; Nathan Kahn, Stellvertreter; H. Kiwi, Schriftführer; Siegmund Frank, Kassirer.

120. **Pleschen** (Pr. Posen). 90 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Koenigsberger, 1. Vorsitzender; J. Schybilsky, 2. Vorsitzender Bureauvorsteher D. Schmul, Schriftführer; Isidor Brandt, Kassirer; Lehrer Happ, Bibliothekar.

121. **Pleß O.-Schl.** 35 Mitglieder. Vorstand: H. Timendorfer, Vorsitzender; Rabbiner Dr. Rau, B. Bielschowsky, B. Steiner, L. Simon.

122. **Potsdam.** 84 Mitglieder. Vorstand: Rechtsanwalt Josef Josephsohn, 1. Vorsitzender; Willy Wolff, 2. Vorsitzender; Rabbiner Dr. Kälter, Schriftwart; Wilhelm Lehmann, Schatzmeister.

123. **Prenzlau.** 55 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Bähr, 1. Vorsitzender; David Meyer, 2. Vorsitzender; Louis Marcuse, Schatzmeister; Leo Friedländer, Schriftführer; Albert Lindenheim, Bibliothekar.

124. **Rahden.** 35 Mitglieder. Vorstand: D. Oppenheim, Vorsitzender; M. Frank, Schriftführer; Lehrer Rhein, Beisitzer.

125. **Ratibor.** 95 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Adolf Blumenthal, 1. Vorsitzender; Banquier Hans Hoeniger, Stellvertreter; Ludwig Mandowsky, Rendant; Lehrer Bieberfeld, Schriftführer und Bibliothekar; Dr. Böhm, Pinczower und H. Wachsner, Beisitzer.

126. **Rawitsch.** 42 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. J. Cohn, 1. Vorsitzender; Justizrath Breslauer, 2. Vorsitzender; S. Toeplitz, Kassirer; Salo Wittenberg, Bibliothekar; Zahnarzt Cohn, Schriftführer.

127. **Recklinghausen.** Vorstand: Rabbiner Dr. Marx.

128. **Rogasen** (Bez. Posen). 62 Mitgl. Vorstand: S. Ruschin, Vorsitzender; J. Rummelsburg, 2. Vorsitzender; J. Lissner, Kassenführer; Oscar Kirschner, Schriftführer; Lehrer J. Brock, Bibliothekar.

129. **Saargemünd.** 65 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Dreyfus, Ehrenvorsitzender; David Coblentz, 1. Vorsitzender; Aron Mayer, 2. Vorsitzender; Max Coblentz, Kassirer; André Cahen, Schriftführer; Oberkantor Cohn, Bibliothekar; Jakob Föhlen und Henri Meyer, Beisitzer.

130. **Samter.** 61 Mitglieder. Vorstand. Dr. Wreschner, J. Gorzelanczyk, L. Wagner, L. Holländer, L. Kollenscher, Lehrer Borchardt.

131. **St. Johann.**

132. **Schildberg** i. Posen. 27 Mitglieder. Vorstand: Apothekenbesitzer B. Salinger, 1. Vorsitzender; Dr. med. Schlesinger, 2. Vorsitzender; Lehrer Singermann, Schriftführer; Dampfziegeleibesitzer M. Jakubowski-Budy, Schatzmeister; Kaufmann Niclas (zukünftiger Büchereiverwalter).

133. **Schivelbein i. Pomm.** 27 Mitglieder. Vorstand: E. Wolff, 1. Vorsitzender; Martin Borchardt, 2. Vorsitzender; Daniel Lewy, Schatzmeister; H. Saul, Schriftführer; Isidor Gabbe, Bibliothekar.

134. **Schneidemühl.** 87 Mitglieder. Vorstand: Dr. Mislowitzer, 1. Vorsitzender; Rabbiner Brann, 2. Vorsitzender; Lehrer Lewin, Schriftführer; Kaufmann J. Edel, Rendant; Buchhändler Mottek, Bibliothekar; Bankier Berliner und Rechtsanwalt Soldin, Beisitzer.

135. **Schönlanke.** 43 Mitglieder. Vorstand: S. Badt, H. Bochner, Moses Fabian, Lehrer Wolff, S. Eppenstein, Cantor Cohn.

136. **Schroda.** 34 Mitglieder: Vorstand: Buchdruckereibesitzer J. Bernstein, 1. Vorsitzender; Prediger M. Heimann, Stellvertreter; Kaufmann J. Holzbock, Schriftführer und Bibliothekar.

137. **Schwedt a. O.** 42 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Holzer, Ehrenmitglied; Dr. med. Löwenthal, 1. Vorsitzender; G. A. Meinhardt, 2. Vorsitzender; S. Beutler, Hugo Seelig, A. Müllerheim, P. Löwenberg.

138. **Schweinfurt.** 71 Mitglieder. Vorstand: Rechtsanwalt Dr. Hommel, Vorsitzender; Rabbiner Dr. Stein, Schriftführer; Banquier L. Lehmann.

139. **Schwetz** (Weichsel). 80 Mitglieder. Vorstand: Ad. Knopf, Vorsitzender; Rabbiner Dr. Nordheimer, stellvertr. Vorsitzender Julius Leß, Kassenführer; Arthur Rosenberg, Schriftführer; Religionslehrer N. Dahl, Bibliothekar.

140. **Siegburg**. 53 Mitglieder. Vorstand: Lehrer J. Seelig, Vorsitzender; Dr. M. Walter, stellvertr. Vorsitzender; S. Marx, Schatzmeister; L. Hirschhahn, Schriftführer; B. Walter, Bibliothekar.

141. **Sobernheim a. N.** 25 Mitglieder. Vorstand: Dr. Haas, Vorsitzender; Lehrer V. Berendt, Schriftführer und Bibliothekar; Gustav Hesse, Schatzmeister.

142. **Soetern** (Fürstenthum Birkenfeld). 40 Mtgl. Vorstand: Landrabb. Dr. Lewit, Ehrenpräsident; Lehrer Baum, 1. Vorsitzender; Isak Sender, 2. Vors.; Hermann Hirsch; Emil Kahn; David Sender; Jacob Wolff.

143. **Speyer.** 125 Mitglieder. Vorstand: Isidor Roos, Vors.; Jul. Seligmann, Schriftführer; Leop. Klein, Kassirer; Jakob Altschüler, Dr. Reis, Lehmann Rheinauer, Lehrer und Cantor Waldbett, Beisitzer.

144. **Stadtlengsfeld.** 18 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Salzer, Lehrer Baumgart, M. Klar.

145. **Steinheim** (Westfalen). 20 Mitglieder. Vorstand: Max Falkenstein, 1. Vorsitzender; Siegfried Hochheimer, 2. Vorsitzender; A. Katzenstein, Schriftführer.

146. **Stettin.** 170 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. H. Vogelstein, 1. Vorsitzender; Gotthold Lewy, 2. Vorsitzender; M. Wolfen, Schatzmeister; Gustav Treuenfels, Schriftführer; Dr. Ehrenberg und Sigismund Wiener, Beisitzer.

147. **Stolp** (Pommern). 79 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Joseph, Vorsitzender; Hermann Blau, stellvertr. Vorsitzender; Dr. Mendelssohn, Schriftführer; Max Gottschalk, Kassirer; Heinrich Jacobsohn, Bibliothekar; Moritz Aron und Hugo Freundlich, Beisitzer.

148. **Straßburg i. E.** 107 Mitglieder. Vorstand: J. Haas, M. Secretan, A. Bloch, L. Koch, M. Schwartz.

149. **Strelno.** 25 Mitglieder. Vorstand: A. Lesser, Vorsitzender; Lehrer Oestler, O. Eilenberg, Beisitzer.

150. **Stuttgart.** ca. 200 Mitglieder. Vorstand: Rechtsanwalt Max Kaulla, Vorsitzender.

151. **Tarnowitz.** 67 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Löwenthal, Vorsitzender; S. Kamm, Dr. med. Sachs, L. Panofsky, F. Behnsch.

152. **Thorn.** 123 Mitglieder. Vorstand: Professor Dr. Horowitz, 1. Vorsitzender; Rabbiner Dr. Rosenberg, 2. Vorsitzender; Rentier Adolph Jacob, Schatzmeister; Rechtsanwalt Dr. Stein, Schriftführer; Kaufmann D. Gerson, Kaufmann Hermann Moskiewicz und Bildhauer Sally Meyer Beisitzer.

153. **Tilsit.** 50 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Ehrlich, 1. Vorsitzender; Rechtsanwalt Dr. Grunach, 2. Vorsitzender; Kaufmann J. Sebba, 1. Schriftführer; Kaufmann Moritz Bräude, 2. Schriftführer Kaufmann M. Glaß, Schatzmeister.

154. **Tremessen.** 11 Mitglieder. Vorstand: Lehrer Levin, Vorsitzender und Bibliothekar; Kaufmann Kempe, Schriftführer; Kaufm. Zucker, Rechnungsführer

155. **Trier-Mosel.** 62 Mitglieder. Vorstand: — 1. Vorsitzender; J. Beermann, 2. Vorsitzender; Siegm. Loeb, Schatzmeister; Isidor Mayer, Bibliothekar; J. Juda, Schriftführer.

156. **Ulm a. D.** 175 Mitglieder. Vorstand: Rechtsanwalt S. Moos, Vorsitzender.

157. **Unna i. W.** 22 Mitglieder. Vorstand: S. Gumpertz, 1. Vorsitzender; Lehrer Mendel, 2. Vorsitzender; D. Marx, M. Grünewald, L. Rosenberg.

158. **Vallendar.** 33 Mitglieder. Vorstand: J. Alexander.

159. **Warburg i. W.** 22 Mitglieder. Vorstand; J. Lehmann, 1. Vorsitzender; S. Block, 2. Vorsitzender; Lehrer Alexander, Schriftführer und Bibliothekar.

160. **Wesel a. Rh.** 17 Mitglieder. Vorstand: Lehrer Spier, Vorsitzender; Gustav Harff und Hermann Leyens, Beisitzer.

161. **Witkowo.** 23 Mitglieder. Vorstand: Adolf Witkowski; Adolf Lubinski.

162. **Witten a. d. R.** 55 Mitglieder. Vorstand: Prediger J. Oswald, 1. Vorsitzender; Kaufmann G. Blanck, 2. Vorsitzender; Dr. med. Marx, Schriftführer; Kaufmann S. Löwenstein, Cassierer; Kaufmann L. Schartenberg, Bibliothekar.

163. **Witzenhausen.** 20 Mitglieder. Vorstand: S. Nußbaum, 1. Vorsitzender; S. Kugelmann, 2. Vorsitzender; L. Trepp, Kassirer; S. Winterberg, Schriftführer; Lehrer Katz, Bibliothekar.

164. **Wongrowitz.** 48 Mitglieder. Vorstand: Kaufm. J. Förder, Vorsitzender; Cantor Nischkowski, Kaufm. E. Fuchs, Barbier Rosenberg, Kaufm. J. Becher, Kaufm. B. Gerson, Lehrer Spiewkowski.

165. **Worms.** 30 aktive und 60 passive Mitglieder. Vorstand: Ad. Sinsheimer, Vorsitzender; M. Loeb, C. Celler, H. Joseph, F. Honig, A. Stein, B. Stern.

166. **Wreschen.** 48 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. M. Lewin, Rechtsanwalt Peyser, Kreisarzt Dr. Michaelsohn, L. Miodowski, Lehrer Cohn, Itzig.

167. **Wronke.** 58 Mitglieder. Vorstand: J. Lissaar, 1. Vorsitzender; J. Back, 2. Vors.; Louis Lewinsohn, Kassirer; L. Hirsekorn, Leopold Haim und Moritz Kallmann, Vergnügungsausschuß.

168. **Würzburg.** 150 Mitglieder. Vorstand: Dr. G. Tachauer, Vorsitzender; Jacob Weißbart, Schriftführer; Emanuel Goldschmidt, Kassirer; Prof. Dr. Bacherach und Dr. Guttenberg, Ausschußmitglieder; Ferd. Stern, Ersatzmann.

169. **Znin.** 36 Mitglieder. Vorstand: Rechtsanwalt Baruch, Hermann Cohn, Moritz Wolff, Elias Lewin, Heymann Cheim, Aron Salinger.

Bericht
über die literarische Thätigkeit der Vereine im Winterhalbjahr 1901/1902.

Aachen.

Vorträge: Dr. Gust. Karpeles, Berlin: Humor und Liebe in der hebräischen Poesie. — Dr. med. Ruff, Karlsbad: Freud' und Leid im jüdischen Hause. — Dr, J. Löwenberg, Hamburg: Ahasver in Sage und Dichtung. — Rabbiner Dr. Frank, Cöln: Der Prophet Elia in Geschichte und Sage. — Rabbiner Dr. Leimdörfer, Hamburg: Ludwig August Frankl.

Allenstein (Ostpr.).

Vorträge: Schriftsteller Alb. Katz, Berlin: Geschichte des Briefes — Rabbiner Dr. Perles, Königsberg: Sociale Gerechtigkeit im Alten Testament. — Rabbiner Dr. Loevy, Graudenz: Die Arbeit in Bibel und Talmud. — Rabbiner Dr. Guttmann, Culm: Manasse ben Israel.

Discussionsabende: Rabbiner Dr. Olitzki: Zacharias Frankel. — Derselbe: R. Gamliel II. — Gymnasialoberlehrer Levy: Das Synhedrion. — Rabbiner Dr. Olitzki: Moses Montefiore. — Zahnarzt Krüger: Kulturgeschichte der alten Juden. — Kantor Karo: Entwicklung des synagogalen Gesanges.

Bibliothek mit 300 Bänden. Bibliothekar: Rabbiner Dr. Olitzki, Stellvertreter: Cantor Karo.

Am Purim fand ein Vereinsfest mit Theateraufführung u. s. w. statt.

Annaberg (Erzgebirge).

Vorträge: Dr. Simon Stern, Saaz (Böhmen): Der Geist des religiösen Gesetzes. — Dr. Goldberger. Marienbad: Volksideale und Idealvolk. — Dr. Vogelstein, Stettin: Uriel Acosta (Wahrheit und Dichtung). — Rektor Saphra.

14tägige Zusammenkünfte.

Bibliothek: Bibliothekar: Rektor Saphra. Journal-Wechsel.

Ansbach.

Vorträge: Vom Vorsitzenden wurden folgende Themata besprochen: Ein Rabbiner als Minister. — Jüdische Synoden im Mittelalter. — Ein skythisch-jüdisches Reich. — Aus der Blüthezeit Andalusiens. — Aus der Zeit des ersten Exils. — Manasse ben Israel.

Der Verein besitzt eine Bibliothek. Bibliothekar: Lehrer Dingfelder. Acht jüdische Zeitungen cirkuliren unter den Mitgliedern.

Augsburg.

Vorträge: Museumsdirector Frauberger, Düsseldorf: Das Kunstgewerbe in seiner Anwendung auf den jüdischen Cultus. — Dr. Georg Huth, Berlin: Die Juden in Sibirien. — Dr. Kohut, Berlin: Die jüdischen Humoristen der Gegenwart. — Justizrath Herzfelder, Augsburg: Michael Beer.

Bamberg.

Vorträge: Dr. A. Eckstein: Die bayer. Parlamentarier jüdischen Glaubens II. — Ad. Koburger: Ueber die Zwecke und Ziele der Literaturvereine. — Dr. Karpeles: Was hat das Judenthum für die Weltkultur geleistet? — Alfred Auerbach: Recitation jüd. Dichtungen. — Emil Wassermann: Bilder aus dem Orient.

Bibliothek der israelitischen Kultusgemeinde mit ca. 300 Bänden.

Barmen.

Vorträge: Dr. Grabowski: Eine Wanderung durch die Geschichte des Judenthums. — Derselbe: Das Buch Hiob. — Dr. Ollendorf: Moses und Lykurg. — Dr. Kohut, Berlin: Friedrich der Große und Josef II. in ihren Beziehungen zu Juden und Judenthum. — Dr. Kahn, Bonn: Das alte und das neue Ghetto. — Recitationsabend des Herrn Fritz Richard, Mitglied des hiesigen Stadttheaters.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Dr. Grabowski. Es wurde im letzten Jahre damit begonnen.

Berlin.

Vorträge: Prof. Dr. A. Schwarz, Wien: Gedenkrede auf Zacharias Frankel. — 7. November, Prof. Dr. M. Philippson: Das Judenthum und die anderen Kulturreligionen. — 5. Dezember: Hofschauspieler Gustav Kober: Recitationen aus dem Gebiete der neuhebräischen Poesie. — 6. Januar 1902, Fritz Stahl: Das Judenthum und die bildende Kunst. — 6. Februar, Prof. Dr. Mendel: Die Juden in der Medizin. 6. März, Prediger Dr. M. Levin: Kanzel und Katheder im Lichte des Judenthums. — 16. April, Prof. Dr. J. Barth: Babel und israelitisches Religionswesen.

Vortrags-Cyclus: Prof. Dr. Geiger: Cyclus von drei Vorträgen über die Geschichte der Juden in Berlin, am 15. October, 19. November und 17. Dezember 1901.

Discussionsabende: Am 21. Januar, Referent Prof. Dr. Watermann: Das Ueberwiegen des geistigen Elementes über das körperliche bei den modernen Juden, seine Folgen und deren Abwehr. — 18. März, Referent Dr. Franz Oppenheimer: Die biblische Agrargesetzgebung.

Der Verein subventionirt die jüdische Lesehalle und Volksbibliothek in der Oranienburgerstr. 28, die zur freien Benutzung Sonnabend und Sonntag von 11 bis 2 Uhr, an allen anderen Tagen von $^1/_2$2 bis $^1/_2$5 geöffnet ist.

Bernburg.

Vorträge: Dr. Flaschner, Bernburg: Ein jüdischer Diplomat. — Dr. Kirsch, Leipzig: Die Redacteure des Talmud. — Dr. Walter, Dessau: Magie und Prophetie im Lichte moderner Forschung.

Bibliothek von 25 Bänden. Bibliothekar: Simonsohn.

Beuel a. Rh. (bei Bonn).

Vorträge: 2. October 1901: Gemüthlicher Abend. — 30. October 1901: Vortrag des Herrn Lehrer Alexander, Brühl b. Köln: Aberglauben und Sonderbarkeiten im Judenthum. — 2. Januar 1902. Lehrer Nußbaum, Beuel: Raselli. — 19. Februar 1902. Gemüthlicher Abend. — 2. März 1902: Purimfeier. — 12. März 1902, Lehrer Heymann, Altena i. W.: Die Psalmen. — 2. April 1902, Lehrer Rosenbaum, Poppelsdorf: Flavius Josephus.

Am 8. December fand ein Chanukka- und am 2. März ein Purimfest statt.

Beuthen (Oberschl.).

Vorträge: Ingenieur Grünwald: Reiseerinnerungen an Egypten. — Dr. Zlocisti: Jüdische Renaissance. — Fr. Werner-Caro: Recitationen. — Dr. Kahn, München: Zionismus.

Bibliothek mit 120 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Eisenberg.

Bingen a. Rh.

Vorträge: Alfred Auerbach, Frankfurt a. M: Recitationen. — Dr. Simchowitz, Köln: Zangwill. — Dr. Pinkuß, Heidelberg: Moses Mendelssohn. — Dr. Kohut, Berlin: Die Berliner Salons im 18. Jahrhundert. — Dr. Grünbaum, Bingen a. Rh.: Ludwig Jacobowski.

Bochum.

Vorträge: Rabbiner Dr. Rosenthal, Köln: Wie hat sich die heutige Stellung der Frau entwickelt? — Rabbiner Dr. Jaulus, Aachen: Griechenthum und Judenthum. — Rabbiner Dr. Grünfeld, Bingen: Die sociale Frage im alten Judenthum. — Rabbiner Dr. David, Bochum: Israels weltliche Poesie. — Dr. Arthur Kahn, Bonn: Das alte und neue Ghetto. — Siegfried Freund, Dortmund: Aaron Bernstein. — Prof. Dr. Cornill, Breslau: Die alten Propheten Amos, Hosea und Jesaias.

Bibliothek mit etwa 400 Bänden. Bibliothekar H. Buxbaum.

Bonn.

Vorträge: Dr. Kohut, Berlin: Die namhaftesten jüdischen Humoristen der Gegenwart. — Schriftsteller Erichsen, Breslau: Land und Leute in Palästina. — Dr. Cohn, Bonn: Aus der Rechtslehre der Bibel. — Prof. Dr. Philippson, Berlin: Das Judenthum und die übrigen Culturreligionen. — Dr. Rosenberg, Bonn: Die jüdischen Figuren in Lessing's Dramen. — Dr. Kahn, Bonn: Aus dem New-Yorker Ghetto.

An alle Vorträge schlossen sich Discussionen. Besondere Discussionsabende sollen eingerichtet werden.

Bosen (Fürstenthum Birkenfeld).

Vorträge: Landrabbiner Dr. Lewit: Rabbi Jehuda Hanassi und die Mischna. — Lehrer L. Katz, Witzenhausen: Die Frankistensecte im Judenthum. — Landrabbiner Dr. Lewit: Die Bedeutung der Bibel als Hausbuch.

Brakel, Kr. Höxter.

Vorträge: Dr. Rosenthal, Pr. Stargard: Das Buch Sirach. — Lehrer Goldschmidt, Dortmund: Die Juden Westfalens. — Dr. Kahn, Bonn: Das alte und das neue Ghetto. — Dr. Hochfeld, Frankfurt a. O.: Die Messiasidee.

An alle Vorträge schlossen sich stets längere oder kürzere Discussionen.

Bibliothek mit 56 Bänden. Bibliothekar: Lehrer M. Weiler.

Brandenburg a. H.

Vorträge: Dr. Tuch, Charlottenburg: Freie Bahn den Juden. — Kaufmann Spandan: Lessings „Nathan der Weise". — Redakteur Dr. Landau, Berlin: Der Jude auf dem Theater. — Dr. Ackermann: Erziehung und Unterricht bei den Juden, I. Theil. — Dr. Ackermann: Erziehung und Unterricht bei den Juden, II. Theil. — Dr. Ackermann: Jüdische Belletristik (Vorlesung).

Bibliothek mit 100 Bänden. Bibliothekar: Dr. Ackermann.

Am 11. Januar beging der Verein das Fest seines fünfjährigen Bestehens durch einen Festball, dem Prolog, Festrede und Theatervorstellung vorangingen. Die Festrede hielt Dr. Karpeles, Berlin.

Braunschweig.

Vorträge: Bankier F. Spanjer, Herford: Die Sintfluth in den Sagen der Völker. — Prediger Dr. Leimdörfer, Hamburg: Die Ethik der hebräischen Sprache. — Dr. med. Arthur Kahn, Bonn: Das alte und das neue Ghetto. — Universitätsprofessor Dr. Cornill, Breslau: Erotische Poesie im alten Israel. — Rabbiner Dr. J. Rülf, Bonn s. A.: Der Talmudstreit als Vorbereitung zur Reformation.

Discussionsabend: Thema: Die Stellung der Frau im Judenthum. Referent: Landesrabbiner Dr. Rülf, Braunschweig.

Bibliothek mit ca. 250 Bänden. Bibliothekar: Bankier F. Spanjer, Herford.

Bremen.

Vorträge: Rabbiner Dr. Rosenak. Bremen: Lessings Bedeutung für die Juden. — Recitation des Herrn Alexander Engels vom Stadttheater in Bremen. — Dr. jur. H. Abraham, Bremen: Münchhausen's Buch „Juda". — Dr. med. Simchowitz, Köln: Zangwill's Ghetto-Novellen. — Dr. Gustav Karpeles, Berlin: Was haben die Juden für die Cultur der Menschheit geleistet? — Landrabbiner Dr. Mannheimer, Oldenburg: Jüdische Frauen. — Rabbiner Dr. Rosenthal, Köln: Biblische Stoffe im deutschen Drama des 19. Jahrhunderts.

Kleine Bibliothek mit 50 Bänden. Bibliothekar: Rabbiner Dr. L. Rosenak.

Breslau.

Vorträge: Dr. M. Brann, Breslau: Zacharas Frankel. — Dr. Georg Huth, Berlin: Die Juden in Sibirien. — Rechtsanwalt Joel, Breslau: Sociale Gesetzgebung und altes Testament. — Dr. J. Kastan, Berlin: Frauen im Judenthum. — Dr. M. Münzer, Breslau: Gesundheitspflege in der Bibel. — Dr. E. Zivier, Breslau, Jüdische Elemente in der russischen Volkspoesie. — Rabbiner Dr. Bloch, Posen: Herodes I. — Redacteur M. A. Klausner, Berlin: Ein verkannter Diakekt.

Discussionsabend: A. Harnak: Das Wesen des Chrsstenthums. Referent: Rabbiner Fabian, Breslau.

Briesen, Westpr.

Vorträge: 9. Februar: Dr. Rosenberg, Thorn: Ein jüdischer König von Polen. — 9. März: Dr. Eppenstein: Aus der Geschichte der Juden in Deutschland.

Discussionsabende: 12. Januar: Dr. Eppenstein: Thierschutz im Judenthum. — 26. Januar: Derselbe: Aus dem jüdischen Strafrecht. — 2. März: Dr. med. Wolff: Aberglaube bei den Juden. — 13. April: Dr. Eppenstein: Sekten im Judenthum.

Die Bibliothek besteht aus ca. 50 Bänden.

Bromberg.

Vorträge: Albert Katz, Berlin: Lord Byron und seine hebräischen Melodien. — Rabbiner Dr. Richter, Filehne: Abraham ibn Esra. — Rabbiner Dr. Rosenberg, Thorn: Die Makkabäer in der Geschichte und auf der Bühne.

Bibliothek mit ca. 50 Bänden.

Cassel.

Vorträge: Landrabbiner Dr. Prager: 1. Zacharias Frankel. 2. Betheiligung der Juden bei der Hamburger Bank. 3. Das jüdische Beerdigungswesen. 4. Der letzte angebliche Messias des 18. Jahrhunderts. — Dr. med. Blumenfeld: Jüdische Aerzte im Mittelalter. — Seminarlehrer Katz: Gründe der Judenverfolgungen im Mittelalter. — Seminardirigent Dr. Lazarus: Feinde im eigenen Lager. — Lehrer Horwitz: Ein falscher Freund aus jüngster Zeit. — Rabbiner Dr. Rosenthal, Pr.-Stargard: Sirach, ein altjüdischer Dichter. — Referendar Dr. Wolff: Die Rechtstellung der Frau nach dem bürgerlichen Gesetzbuch. — Schriftsteller Strauß, Frankfurt a. M.: Die Ziele und die Wirksamkeit des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus.

Bibliothek mit 156 Bänden. Bibliothekar: Lehrer L. Horwitz.

Coburg.

Vorträge: Dr. Ascher, Schloß Ketschendorf: Thierschutz in Bibel und Talmud. — Dr. Goitein, Burgkunstadt: Die Strafgesetze in der Bibel. — Prediger Meyer, Eisenach: Manasse ben Israel. — Dr. Mannheimer, Oldenburg: Der Talmud. — Simon Oppenheim: Die Makkabäer.

Die Bibliothek ist im Entstehen begriffen und hat 20 Bände.

Coethen (Anhalt).

Vorträge: Dr. B. Seligkowitz: 1. Humor in der jüdischen Litteratur. 2. Das Gleichniß in der jüdischen Litteratur. 3. Der ewige Jude in der Sage. 4. Die Strömungen im jetzigen Judenthum.

Cottbus.

Vorträge: Rabbiner Dr. Hochfeld, Frankfurt a. O.: Der Eintritt der Juden in die bürgerliche Freiheit. — Candidat Felix Falk, Potsdam: Bar-Kochba nach Geschichte und der modernen Dichtung. — Siegfried Laqueur, Breslau: Cremieux. — Rabbiner Dr. Mannheimer, Oldenburg: Jüdische Frauen. — W. Reyersbach, Cottbus: Gutzkow's Uriel Acosta. — Prediger Kamerase, Cottbus: Das letzte Jahrhundert jüdischer Geschichte auf dem Boden der Väter. — Professor M. Philippson, Berlin: Das Judenthum und die übrigen Culturreligionen.

Discussionsabende: Prediger Kamerase referirte über: Welche Aufgaben erwachsen der hiesigen Gemeinde aus der Erbauung der neuen Synagoge? — Waldemar Reyersbach referirte: Ueber eine Abhandlung des Professor M. Philippson: Die Lage der Juden im heutigen Deutschland. — Oskar Kern referirte über: Die Einweihungsfeier unserer neuen Synagoge.

Bibliothek im Entstehen begriffen.

Culm a. W.

Der Verein ist soeben gegründet. Die Errichtung einer Bibliothek beabsichtigt.

Culmsee.

Vorträge: Lehrer Herzberg, Bromberg: Die polnischen Könige mit Bezug auf das Judenthum. — Rabbiner Dr. Königsberger, Pleschen: Das Wesen des Gebets. — Dr. Kohut, Berlin: Die namhaften jüdischen Humoristen der Gegenwart. — Lehrerin Frl. Perlitz, Samter: Die Pädagogik im alten Testament.

Czarnikau.

Vorträge: Herr Boschwitz, Filehne: Die Zukunft im Lichte des Zionismus. — Rabbiner Dr. Weyl, Czarnikau: Die Todesstrafe nach talmudisch-jüdischem Recht. — Rabbiner Dr. Richter, Filehne: Abraham ibn Esra. — Rabbiner Dr. Lewin, Pinne: Heinrich Heine.

Bibliothek mit 244 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Cohn.

Der Verein abonnirt auf 6 Zeitschriften, welche den Mitgliedern durch Boten zugestellt werden.

Danzig.

Vorträge: 4. Januar: Prof. Dr. Horowitz, Thorn: Die Sittenlehre des Judenthums und ihre neueste Darstellung. — 11. Februar: Rechtsanwalt Steinhardt, Danzig; Moses Maimonides. — 11. März: Rabbiner Dr. Beermann, Insterburg: Die Erfolge des Judenthums in der griechisch-römischen Culturwelt. — 5. November: Schriftsteller Dr. Karl Pinn, Berlin: Die Bedeutung des Judenthums für die Er-

haltung und Belebung der Wissenschaften im Mittelalter. — Der Dezembervortrag ist noch nicht bestimmt.

Discussionsabende: 5. März: Dr. Ernst Tuch, Berlin: Jüdische Bauern auf deutschem Boden. — Die Discussionsabende für die Monate November und Dezember sind noch nicht bestimmt.

Bibliothek mit 150 Bänden. Seit Oktober 1 Lesehalle begründet, in der 30 Zeitschriften, theils jüdischen, theils allgemeinen Inhalts ausliegen und in der die Bibliothek des Vereins zur Benutzung auch an Ort und Stelle aufgestellt ist.

Dortmund.

Vorträge: Seminardirektor Dr. Knoller, Hannover: Humanität im Dienste des Sozialismus, eine Forderung des Judenthums. — Rabbiner Dr. Jaulus, Aachen: Griechenthum und Judenthum. — Rabbiner Dr. Rosenthal, Pr.-Stargard: Drei Räthselbücher der Menschheit (Kohelet, Hamlet und Faust). — Dr. med. Arthur Kahn, Bonn: Das alte und das neue Ghetto. — Lehrer E. Goldschmidt, Dortmund: Geschichte der Juden in Dortmund.

Besondere Discussionsabende wurden nicht veranstaltet, vielmehr schlossen sich an die Vorträge weitere Ausführungen und Besprechungen. Der Verein besitzt eine Bibliothek.

Duisburg-Ruhrort.

Vorträge: Dr. Rosenthal, Köln: Isaac Abarbanel und seine Zeit. — Museumsdirector Frauberger, Düsseldorf: Die Kunst im jüdischen Alterthume. — Dr. Löwenberg, Hamburg: Ahasver in Sage und Dichtung. — Dr. Simchowitz, Köln: Salomon Maimon. — Dr. Karpeles, Berlin: Antheil der Juden an der Cultur. — Professor Dr. Cornill, Breslau: Hiob. — Recitation des Herrn Alfred Auerbach, Mitglied des Frankfurter Theaters.

An den Vorträgen schloß sich theilweise Discussion an.

Bibliothek mit 30 Bänden. Bibliothekar: Max Löwe.

Eberswalde.

Vorträge: Die Vorträge während des Winterhalbjahres sind vorher nicht festgesetzt, weil jede 4 Wochen ein anderer Redner von Auswärts ersucht wird, gegen Erstattung der Reisespesen in unserem Verein einen Vortrag zu halten. Aus diesem Grunde können vorher weder Redner noch Vorträge bezeichnet werden. Ermangelt es an Rednern, so hält der Vorsitzende einen Vortrag.

Discussionsabende: Discussion findet nach jedem Vortrage statt. Besondere Discussionsabende sind nicht eingeführt.

Bibliothek in diesem Jahre erst angelegt, enthält 20 Bände.

Eisenach.

Vorträge: Dr. Manheimer, Oldenburg: Talmud. — Prediger E. Meyer, Eisenach: Manasse ben Israel. — Schauspieler Auerbach, Frankfurt a. M.: Recitationen jüdischer Classiker. — Landrabbiner Dr. Salzer, Stadtlengsfeld: Die Frau in der Bibel. — Dr. Lewin, Wreschen: Die Frau im Talmud und Midrasch. — Referendar Gold-

schmidt, Eisenach: Das Haus Rothschild. — Georg Neuhaus, Eisenach: Die Juden in der Musik. — Primaner Jacob: Lessing in seiner Bedeutung für das Judenthum.

Außerdem fand noch am Schlusse des Vereinsjahres eine gemüthliche Abendunterhaltung mit Tanzkränzchen statt.

Die Bibliothek enthält gegen 200 Bände. Bibliothekar: Georg Neuhaus.

Elberfeld.

Vorträge im Jahre 1901: 10. Januar: Rabbiner Dr. Blumenstein: Die Sittenlehre der jüdischen Ritualgesetze. — 7. Februar: Dr. Stern, Berlin: Die gewerbliche und literarische Beschäftigung der deutschen Juden im Mittelalter. — 25. März: Dr. Karpeles: Das Theater bei den Juden. — 24. October: Rabbiner Dr. Rosenthal, Köln: Biblische Stoffe im Drama des 19. Jahrhunderts. — 21. November: Director Frauberger, Düsseldorf: Die jüdische Kunst im Alterthum. — 5. Dezember: Rabbiner Dr. Auerbach, Elberfeld: Ueber die Sittenlehre im Talmud. — Im Jahre 1902: 16. Januar: E. Schöffel, Berlin: Recitationsabend. — 23. Januar: Strauß, Frankfurt a. M.: Bericht über die Thätigkeit des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus. — 30. Januar: Herr Goldschmidt, Dortmund: Das Chazarenreich. — 17. Februar: Dr. Karpeles, Berlin: Jüdische Troubadours und Minnesänger. — 23. Februar: Dr. med. Kahn, Bonn: Das alte und das neue Ghetto. — 13. März: Prof. Dr. C. H. Cornill, Breslau: Erotische Poesie im alten Israel. — 30. October: Rabbiner Dr. Goldschmidt, Offenbach: Die Poesie der Gebete Israels. — 6. November: Derselbe: Moses, Zarathustra und Nietzsche.

Discussionsabende 1901: 21. Februar und 7. November. Referent: Rabbiner Dr. Auerbach.

Eine kleine Bibliothek. Bibliothekar: Julius Kann.

Erfurt.

Vorträge: 14. October 1901: Rabbiner Dr. Manheimer, Oldenburg: Im Garten der Kultur. — 21. November: Alfred Auerbach, Mitglied des Frankfurter Schauspielhauses, repetirte: Ernstes und Heiteres. — 7. Dezember: Dr. Alfred Brüll, Frankfurt a. M.: Flavius Josephus und die judenfeindliche Strömung in seiner Zeit. — 21. Januar 1902: Rabbiner Dr. M. Lewin, Wreschen: Die Frau im Talmud und Midrasch. — 15. Februar: Schriftsteller Leo Erichsen, Breslau: Der Orient, die Juden und jüdische Culturarbeit in Palästina. — 22. März: Dr. med. Goliner, Erfurt: Die Heilkunde im Alten Testament.

Der Verein unterhält gemeinschaftlich mit der Gemeinde eine Bibliothek von 130 Bänden. Bibliothekar: Dr. Saltzberger.

Es ist ein Verband der thüringischen Litteraturvereine Erfurt, Gotha und Eisenach zustande gekommen, sodaß alle drei Städte von jetzt ab dieselben Redner berufen werden.

Essen a. d. Ruhr.

Vorträge: Seminardirector Dr. Knoller, Hannover: Die sociale Frage im Lichte der mosaischen Gesetzgebung. — Landesrabbiner

Dr. D. Manheimer, Oldenburg: Ueber den Talmud. — Rabbiner Dr. L. Rosenthal, Köln: Biblische Stoffe im deutschen Drama des 19. Jahrhunderts. — Rabbiner Dr. Grünfeld, Bingen: Zwei Gegner des Judenthums: Baruch Spinoza und Sabbalha Zevi. — Lehrer Emanuel Goldschmidt, Dortmund: Zur Geschichte der Juden in Westfalen. — Rabbiner Dr. M. David, Bochum: Israels weltliche Poesie. — Professor Dr. Cornill, Breslau: Die Propheten der Assyrerzeit (Amos, Hosea und Jesaias) als Dichter. — Rabbiner Dr. Salfeld, Mainz: Die Welt und das Haus des deutschen Juden im Mittelalter. — Rabbiner Dr. Samuel, Essen (Ruhr); Flavius Josephus als Geschichtsschreiber und Apologet des Judenthums.

Vortrags-Cyclus für junge Leute gehalten von Rabbiner Dr. Samuel, Essen (Ruhr) an 7 Abenden. Thema: Das Zeitalter der Entstebung des Talmud.

Bibliothek mit 350 Bänden. Bibliothekar: Rabb. Dr. L. Samuel, Essen.

Filehne.

Vorträge: Rabbiner Dr. Richter, Filehne: Spinoza und seine Beziehungen zum Judenthum. — Dr. Bloch, Rosen: Bar Kochba und seine Zeit. — B. Crimmisch, Schneidemühl: Ein Naturpsalm. — Adolf Mottek, Schneidemühl: Heinrich Heine. — Dr. Elsaß, Landsberg a. W.: Wohlthätige Einrichtungen im Judenthum.

Bibliothek mit 100 Bänden. Bibliothekar Lehrer Moses Pucynski.

Forst i. L.

Vorträge: W. Reyersbach, Cottbus: Nathan der Weise. — Dr. G. Karpeles, Berlin: Heinrich Heine. — M. Pulvermann, Forst: Das letzte Jahrhundert jüdischer Selbständigkeit. — Dr. Carl Pinn, Berlin: Der Jude als Romanfigur. — Dr. Hochfeld, Frankfurt a. O.: Der Eintritt der Juden in die bürgerliche Freiheit. — Prof. Dr. Philippson, Berlin: Die Juden im alten Rom.

Discussionsabende: Zweimal im Monate im Winterhalbjahr.

Frankfurt a. M.

Vorträge: Bezirksrabbiner Dr. Löwenstein, Mosbach: Das jüdisch-deutsche Volkslied. — Lehrer Rothschild, Worms: Berthold Auerbach. — Dr. Ludwig Fuld, Mainz: Gabriel Rießer. — Dr. J. Heinemann: Die Dichter unserer Festgebete. — Rabbiner Dr. Nobel, Marburg: Nietzsche und das Judenthum. — Rabbiner Dr. Holzer, Schwedt: Juden und Judenthum an der Schwelle des 19. Jahrhunderts. — Rabbiner Dr. Unna, Mannheim: Buddhismus und Judenthum. — Prof. Dr. Barth, Berlin: Babel und israelitisches Religionswesen.

Frankfurt a. O.

Vorträge: 23. October 1901, Dr. Hochfeld: Die Juden unter griechischer und römischer Herrschaft. — 24. November, Dr. Vogelstein, Stettin: Uriel Acosta, Wahrheit und Dichtung. — 12. Januar 1902: Dr. Hochfeld: Die Entstehung des Talmuds. — 20. Februar, Professor Dr. Cornill: Das Buch Hiob. — 17. März, Dr. Hochfeld: Gedanken über Erziehung.

Bibliothek mit 500 Bänden. Bibliothekar: O. Stensch. — Der Verein unterhält einen Zeitschriften-Lesezirkel in 8 Abtheilungen.

Freiburg in Baden.

Der Verein ist erst im Entstehen begriffen.

Gelnhausen.

Vorträge: Dr. Bamberger, Hanau: Mendelssohn und seine Zeit. — Lehrer M. Strauß: Jüdische Kapazitäten unseres Jahrhunderts.

Bibliothek mit 1000 Bänden. Bibliothekar: Lehrer M. Strauß.

Gelsenkirchen-Wattenscheid.

Vorträge: Rabbiner Dr. David, Bochum: Jehuda Halevi. — Land-Rabbiner Dr. Mannheimer, Oldenburg: Im Garten der Cultur. — Lehrer Kaufmann, Gelsenkirchen: Die Quellen der jüdischen Sittenlehre nach Prof. M. Lazarus. — Rabbiner Dr. Samuel, Essen: Der jüdische Geschichtsschreiber Flavius Josephus. — Rabbiner Dr. Grünfeld, Bingen: Zwei jüdische Gegner des Judenthums. — Lehrer S. Katz, Gelsenkirchen: Sir Moses Montefiore. — Prof. Cornill, Breslau: Das Buch Hiob.

Discussionsabende: An die Vorträge schlossen sich regelmäßig Discussionen.

Bibliothek mit ca. 60 Bänden.

Gießen.

Vorträge: Dr. Prager, Cassel: Vererbung von Schuld und Sühne in der Bibel, im antiken und modernen Drama. — Dr. Munk, Marburg: Die hessischen Judenlandtage.

Glogau.

Vorträge: Rabbiner Dr. Hochfeld, Frankfurt a. O.: Die innere Entwickelung des Judenthums im 19. Jahrhundert. — Rabbiner Dr. Koblenz, Bielefeld: Spinoza's Stellung zum Judenthum und zur Religion. — Rabbiner Dr. Lucas, Glogau: Herodes der Große.

Bibliothek mit 980 Bänden. Bibliothekar: Günther Friedmann. In unserer Bibliothek werden nur Werke jüdischer Autoren oder andersgläubiger Autoren, wenn sie jüdische Interessen in objectivem Sinne behandeln, aufgenommen. Der Mangel an geeigneter belletristischer Literatur ist dauernd recht fühlbar. Eine Anzahl Zeitschriften zirkuliren regelmäßig bei den Mitgliedern. Im Jahre 1901 vertheilte unser Verein an 9 Confirmanden deutsche Bibeln.

Gollub W.-Pr.

Vorträge: Rabbiner Dr. Eppenstein, Briesen: Jüdische Staatsmänner in Spanien. — Lehrer A. Kadisch: Manasse ben Israel. — Derselbe: Die Judenverfolgungen in Frankfurt und Purim Vinz. — Frl. Adele Munter: Vorlesung: Die Juden in Oesterreich und Lippmann Heller. — An jeden Vortrag schloß sich eine lebhafte Debatte.

Es fanden drei Discussionsabende statt, welche der Vorsitzende durch kurze Referate einleitete. An die Discussion schloß sich Beantwortung von Fragekasten-Anfragen.

Bibliothek unter Verwaltung des Vorsitzenden.

Gotha.

Vorträge: 19. October, Dr. Mannheimer, Oldenburg: Im Garten der Cultur. — 11 November, Alfred Auerbach, Frankfurt a. M.: Juda ha Levi, Zionide. Berth. Auerbach: Charakteristik und Erzählungen. Maser: Heitere Erzählungen aus dem dänisch-jüdischen Leben. — 22. Januar, Dr. Lewin, Wreschen: Die Frau im Talmud und Midrasch. — 16. Februar, Prof. Dr. Pick, Gotha: Jüdische Münzen. — 12. März, Dr. Munk, Marburg: Jüdische Sprichwörter.

Simchas Thora und Purim fanden Vergnügungen statt.

Grätz (Posen).

Vorträge: Dr. Friedmann: Ein berühmter Mischnah-Commentator. — Dr. Holzer, Schwedt: Das Judenthum in Europa an der Pforte des 19. Jahrhunderts. — Dr. A. Kohut: Berühmte jüdische Humoristen Deutschlands in der Gegenwart. — Dr. E. Tuch: Jüdische Bauern auf deutschem Boden.

Bibliothek mit 150 Bänden. Bibliothekar: S. Jablonski.

Graudenz.

Vorträge: Allwöchentliche Lehrvorträge. Vortragende: Rabbiner Dr. Löwy; Stellvertreter: Lehrer Mannheim. — Rabbiner Dr. Löwy, öffentlicher Vortrag: Ein Gang durch die jüdische Geschichte und Literatur. — Geh. Sanitätsrath Dr. Wolff, öffentlicher Vortrag: Jehuda Halevy.

Bibliothek mit ca. 240 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Mannheim.

Der Name unseres Vereins ist: „Verein für jüdische Geschichte und Literatur, Talmud-Thora zu Graudenz". Der Verein ist aus dem Talmud-Thora-Verein, der am 10. Juni 1901 gegründet wurde, hervorgegangen. Er hat seine Ziele erweitert, aber seinen ursprünglichen Zweck „Talmud-Thora" beibehalten (allwöchentliche Lehrvorträge).

Geestemünde.

Vorträge im Winter 1901/02: Prediger S. Bachenheimer, Geestemünde: Ludwig Jacobowsky im Lichte des Lebens. — Dr. G. Karpeles, Berlin: Was hat das Judenthum für die Cultur der Menschheit geleistet? — Dr. Mannheimer, Oldenburg: Das jüdische Weib. — Dr. Simchowitz, Köln: Zangwill's Ghettonovellen.

Gostyn, Reg.-Bez. Posen.

Vorträge: Stud. jur. Cohn, Gostyn: Die Messiasidee im Juden- und Christenthum. — Albert Katz, Berlin: Die Ethik des Talmud.

Eine Bibliothek ist im Entstehen begriffen und wäre einer Unterstützung sehr bedürftig.

Hameln.

Vorträge: Lehrer Goldschmidt, Dortmund: Die Chazaren. — Zuckermann, Hannover: Zur Entstehungsgeschichte des Christenthums. — Landrabbiner Dr. Lewinsky, Hildesheim: Eine Religionsdisputation in den welfischen Landen vor 200 Jahren. — Referendar Gronemann, Hannover: Der Zionismus.

Hannover.

Vorträge: Landrabbiner Dr. Lewinsky, Hildesheim: Eine Religionsdisputation in Hannover vor 200 Jahren. — Schuldirector Dr. J. Löwenberg, Hamburg: Ahasver in Sage und Dichtung. — Marcell Salzer, Berlin: Recitationsabend. — Rabbiner Dr. A. Ackermann, Brandenburg a. H.: Originalität und Ursprung unserer Synagogen-Melodien.

Heilbronn a. N.

Rabbiner Dr. Kahn, hier und Lehrer Levi hielten Referate, woran sich Discussionen anschlossen.

Bibliothek mit 30 Bänden. Bibliothekar: Emil Marx.

Hildesheim.

Vorträge: Rabbiner Dr. L. A. Rosenthal, Pr.-Stargard: Der dichtende Volksgeist im Estertargum. — Rabbiner Dr. Mannheimer, Oldenburg: Im Garten der Cultur.

Hirschberg i. Schl.

Vorträge: Dr. Gustav Karpeles: Heinrich Heine und das Judenthum. — Rabbiner Dr. Biram: „Das jüdische Weib" nach Nahida Remy. — Rhetor Schäffel: Deklamationen. — Rabbiner Dr. Vogelstein, Stettin: Die Vertreibung der Juden aus Spanien.

Diskussionsabend: „Babel und Bibel". Referent: Dr. Biram.

Hörde.

Vorträge: Lehrer Ostermann, Bochum: Das Ghetto und die Ghettodichter Kompert und Bernstein. — Freund, Dortmund: Aaron Bernstein. — Rabbiner Dr. Jaulus, Aachen: Griechenthum und Judenthum. — F. Heimann, Hörde: Die Schöpfung nach der Bibel. — Rabbiner Dr. Grünfeld, Bingen: Zwei jüdische Gegner des Judenthums im 17. Jahrhunders. — F. Zürndörfer, Hörde: Saphir, der Großmeister des deutschen Humors. — Lehrer Goldschmidt, Dortmund: Die Geschichte der Juden in Westfalen. — Dr. G. Karpeles, Berlin: Jüdische Minnesänger und Troubadoure. — F. Heimann, Hörde: Psalm 90. — Rabbiner Dr. David, Bochum: Israels weltliche Poesie. — Lehrer Stern, Hörde: David Samuel Luzzatto, ein Geistesheld des Judenthums.

An jeden Vortrag schließt sich eine Discussion an; besondere Discussionsabende finden nicht statt.

Die Bibliothek umfaßt nur wenige Bände.

Höxter.

Vorträge: Lehrer Goldschmidt, Dortmund: Die Geschichte der Juden in Westfalen. — Lehrer Horwitz, Cassel: Die Juden unter Hyroniemus. — Rabbiner Dr. Rosenthal, Pr.-Stargard: Das Buch Sirach. — Rabbiner Dr. Hochfeld, Frankfurt a. O.: Ideen über Erziehung und Religions-Unterricht.

Der Verein besitzt eine nur ganz kleine Bibliothek.

Hoppstädten a. d. Nahe.

Vorträge: Landrabbiner Dr. Lewit: Was verleiht der lyrischen Poesie der Bibel die unvergängliche Anziehungskraft auf jedes empfängliche Menschenherz? — Rabbiner Dr. Goldschmidt, Offenbach: Die Poesie der hebräischen Gebete. — Bankier L. Kronenberger, Mainz: Geschichte der Juden in Worms und Mainz im Mittelalter. — Lehrer Epstein, Hoppstädten: Die Holaehn des Talmud. — Landrabbiner Dr. Lewit: Bibel und Babel. — Lehrer L. Katz, Ottweiler: Die Dichtungen Heinrich Heine's und seine Beziehungen zum Judenthum. — Lehrer Epstein, Hoppstädten: Wie stellt sich die Bibel zum Patriotismus?

Inowrazlaw.

Vorträge: Rabbiner Dr. Lewin, Wreschen: Jehuda Halevi als Dichter und Denker. — Rabbiner Bamberger, hier: Altjüdisches Familienrecht. — Dr. Kohut, Berlin: Alexander v. Humboldt und das Judenthum. — Dr. Bergel, hier: Die weltgeschichtliche Bedeutung des Judenthums, — Schöffel, Charlottenburg: Deklamatorischer Vortrag. Rabbiner Dr. Jacobson, Gnesen: Die Frau im Talmud.

Bibliothekar: Lehrer Levy.

Kaiserslautern.

Vorträge: Candidat Sternlieb: Die Juden Rumäniens. — Prof. Dr. Nover: Süßkind, ein jüdischer Minnesänger. — Dr. med. Möser: Der ewige Jude u. a. m. — Frl. Dr. Samter: Der Berliner Salon.

Von Zeit zu Zeit werden Diskussionsabende gehalten und Themata, die Dr. Landsberg behandelt, ausführlich besprochen.

Eine Bibliothek ist im Entstehen.

Der Verein erfreut sich großer Theilnahme seitens der Mitglieder.

Karlsruhe (Baden).

Vorträge: Stadt- und Conferenzrabbiner Dr. Appel, Karlsruhe: Johann Reuchlin und Johannes Pfefferkorn. — Rabbiner Dr. Rosenthal, Köln: Biblische Stoffe im deutschen Drama des 19. Jahrhunderts. — Dr. Gustav Karpeles, Berlin: Heinrich Heine.

Der Verein vertheilt das vom Centralverband herausgegebene Jahrbuch unentgeltlich an seine Mitglieder.

Kempen i. Pos.

Vorträge: Rabbiner Dr. Königsberger, Pleschen. — Rabbiner Dr. Moses, Liegnitz. — Schriftsteller Dr. Kohut, Berlin. — Rabbiner Dr. Beck, Oppeln. — Archivar Dr. Warschauer, Posen. — Rabbiner Dr. Chodowski, Oels.

Bibliothek mit 170 Bänden. Bibliothekar: Moritz Wolff.

Kiel.

Vorträge: Dr. Rosenak, Bremen: Der falsche Messias. — Dr. Mannheimer, Oldenburg: Der Talmud. — Rector Feiner, Hamburg: Fehler und Sünden der heutigen Erziehung. — Dr. Grunwald, Hamburg: Der Antheil der Juden am Handel.

Discussionen finden im Anschlusse der Vorträge statt.

Bibliothek mit 30 Bänden. Bibliothekar: Lehrer L. Katz.

Der Verein veranstaltet alljährlich ein Purim-Vergnügen.

Kitzingen.

Vorträge: Dr. Goitein, Burgkundstadt: Jüdische Rechtspflege. — Dr. Kahn, Bonn: Jüdische Frauen und ihre Aufgaben. — Dr. Neuwirth, Bingen: Der Talmud.

Köln a. Rh.

Oeffentliche Vorträge: Dr. Oscar Kaiser, Köln: „Die Geißlerin" von Jos. Lauff. — Prof. Dr. Martin Philippson, Berlin: Hochgeborene Bedrücker und jüdische Opfer. — Dr. Gustav Karpeles, Berlin: Frauenschutz und Frauentrutz in der jüdischen Poesie. — Dr. S. Simchowitz, Köln: Der Dichter der Gasse (Leopold Kompert). — Dr. Kohut, Berlin: Alexander von Humboldt und seine Beziehungen zum Judenthum.

Vorträge in den Wochen-Versammlungen: D. Wolffsohn, Köln: Rückblick auf die Geschichte der Juden im verflossenen Jahre. — Otto Rubens, Köln: Scenen aus den „Makkabäern" von Otto Ludwig. — Moritz Levy jr., Köln: Isaac Abarbanel. — Rabbiner Dr. Frank, Köln: Samuel David Luzatto. — Lehrer L. Frank, Köln: Moses Maimonides' hervorragendste Werke. — Jakob Platz, Köln: Rabbi Akiba. — Lehrer S. Löb, Köln: Prophet Ezechiel. — Redacteur Hermann Moses, Köln: Jüdische Bühnengestalten in der Weltliteratur. — Lehrer L. Frank: Moses Maimonides. — Rabbiner Dr. Frank, Köln: Rückblick auf die Ereignisse im Judenthum. — Lehrer S. Löb, Köln: Chisuk Emuna von Isaac Troki. — Max Goldreich, Köln, Moderne jüdische Literatur.

Bibliothek mit 630 Bänden und zahlreichen Zeitungen. Bibliothekar: Lehrer S. Löb und Rabbiner Dr. Frank.

Am 27. Dezember: Chanuka-Fest; Konzert und Ball.

Königsberg i. Pr.

Vorträge: Rabbiner Dr. Vogelstein: Zacharias Frankel zu seinem 100. Geburtstage am Simchas-Thora. — Rabbiner Dr. Perles: Das babylonische Exil. — Von der Rückkehr aus dem Exil bis zur Zeit

Alexanders des Großen. — Judenthum und Griechenthum in ihren gegenseitigen Beziehungen. — Rom und Judäa. — Dr. med. Hoppe: Krankheiten und Sterblichkeit bei Juden und Nichtjuden. — Kaufmann S. Hausmann: Ueber die Samaritaner. — Stud. Friedmann: Aus der Glanzzeit der jüdisch-spanischen Literatur. — Rabbiner Dr. Vogelstein: Die Anfänge des Talmud und Entstehung des Christenthums. — Dr. med. Hoppe: Alkoholismus und Judenthum. — Rabbiner Dr. Vogelstein: Die Halaccha. — Die Haggada. — Redacteur M. A. Klausner: Ein verkannter Dialect. — Rabbiner Dr. Vogelstein: Der Talmud und die antitalmudische Reaction.

Discussionsabende fanden an mehreren Abenden statt.

Am Chanuka und Purim fanden Feierlichkeiten mit Vortrag, deklamatorischen und musikalischen Darbietungen statt.

Konstanz.

Vorträge: Der Vorsitzende hält allmonatlich ein- oder zweimal fortlaufende Vorträge über die jüdiche Geschichte und Literatur. Zuweilen tragen auch andere Vorstandsmitglieder vor.

Krotoschin.

Vorträge: Rabbiner Dr. Heinrich Berger, Krotoschin: Herodes. — Rabbiner Dr. Bloch, Posen: Akiba ben Joseph. — Rabbiner Dr. Chodowsky, Oels: Ueber den Talmud. — Rentier Marcus Auerbach, Krotoschin: Jüdische Sekten und Völkerschaften. — Dr. Kohut Berlin: Die jüdischen Humoristen der Gegenwart. — Lehrer Margolius, Krotoschin: Der deutsche Jude im 19. Jahrhundert mit besonderer Beleuchtung von Börne und Heine.

Bibliothek mit 230 Bänden und Lesezirkel mit 10 Zeitungen. Bibliothekar: Oberlehrer Margolius.

Labischin.

Vorträge: Rabbiner Dr. Walter, Bromberg: Mendelssohn und seine Bedeutung für das Judenthum. — Lehrer Herzberg, Bromberg: Die Vergangenheit der Juden in den Posener Landen. — Rabbiner Dr. Grzymisch, Schneidemühl: Die Bedeutung der Psalmen für die Juden der Gegenwart.

Lage.

Vorträge: Lehrer Goldschmidt, Dortmund: Die Juden in Westfalen. — Cantor Zivi, Elberfeld: Ursprung und Entwickelung der jüdischen Musik. — Dr. Rosenthal, Pr.-Stargard: Ueber Mendelssohn. — Dr. Hochfeld, Frankfurt a. O.: Entstehung und Ausbildung der Messiasidee. — Lehrer Plaut, Detmold: Die Erneuerung der Wissenschaft des Judenthums und Samuel David Luzzato. — Lehrer Goldmann, Lemgo: Ueber Entstehung und Entwickelung des Ritualmordmärchens.

Landsberg a. W.

Vorträge: Dr. Elsaß: Praktisches Judenthum. — Lehrer Stern: Ueber Erziehung und Unterricht im alten Israel. — Rabbiner

Dr. Walter, Bromberg: Sarah Copia Sullam. — Rabbiner Dr. Feßler, Halle a. S.: Zacharias Frankel. — Dr. Ernst Tuch: Verbreitung der Bodencultur unter den Juden Deutschlands.

Während des Sommers hielt ein Zeitungslesezirkel das Interesse der Mitglieder wach.

Leipzig.

Vorträge: Eugen Isolani: Der Jude auf der deutschen Bühne. — Frau Regina Neißer: Wilh. v. Humboldt und seine Familie in ihren Beziehungen zum Judenthum. — Dr. E. Pinn: Antheil der Juden an der Entwickelung und Erhaltung der Wissenschaften im Mittelalter. — Dr. Mittwoch: Die Lage der Juden in mohamedanischen Ländern. — Rabbiner Dr. Ackermann: Ueber Ursprung und Originalität unserer Synagogenmelodien. — Dr. Simchowitz: Zangwills Ghetto-Novellen.

Lippstadt.

Vorträge: Lehrer Horwitz, Cassel: Aus Mendelssohn's Heimath. — Rabbiner Dr. Rosenthal, Pr.-Stargard: Psalmen und Weltliteratur. — Rabbiner Dr. Hochfeld, Frankfurt a. O.: Gedanken über Erziehung. — Dr. Gustav Karpeles, Berlin: Was haben die Juden für die Cultur der Menschheit geleistet? — Prof. Cornill, Breslau: Alt-Israelitische Poesie.

Lese-Abende alle 14 Tage; es wurden von Mitgliedern Vorträge vorgelesen und Dramen mit vertheilten Rollen gelesen, nachher geselliger Abend.

Bibliothek vorhanden.

Lissa i. P.

Vorträge: Am Simchas Thora: Festrede von Dr. Bäck. — Rechtsanwalt und Notar Nürnberg: Alexander v. Humboldt's Verdienst um die Juden. — Dr. Moses, Liegnitz: Kompent, sein Leben und seine Schriften. — Dr. Kohut, Berlin: Die namhaftesten jüdischen Humoristen der Jetztzeit. — Dr. Freund, Ostrowo: Der ewige Jude in Sage und Dichtung.

Mit der Generalversammlung im Dezember war ein Discussionsabend verbunden. Referent: Rabbiner Dr. Bäck, Lissa.

Bibliothek mit 140 Nummern. Bibliothekar: Lehrer Behle.

Der Verein feierte Simchas-Thora und Purim durch Festrede, Theater, Tanz und kleine musikalische und deklamatorische Vorträge.

Löbau.

Vorträge: Lehrer Tobias: Die Hasmonäerzeit.

Bibliothek ca. 400 Bände. Bibliothekar: Lehrer Tobias.

Der Verein unterhält einen Journal-Lesezirkel mit folgenden Zeitungen: Allgem. Zeitg. d. J., Dr. Blochs Oesterreich. Wochenschr., Israelit, Israelit. Familienbl., Ost und West, Mittheil., Im deutschen Reich, Generalanzeiger.

Lublinitz.

Vorträge: Rabbiner Dr. Friedmann: Ueber das Wesen des Judenthums (bei Gelegenheit der alljährlichen Ch. Kadd.-Feier). — Rabbiner Dr. Friedmann: Ueber unseren Frauen-Verein (zur Festfeier seines 50jährigen Bestehens). — Rhetor Schöffe, Charlottenburg: Recitation verschiedener klassischer und humoristischer Dichtungen.

Der Verein besitzt eine kleine Bibliothek. Bibliothekar: Dr. Friedmann.

Lübeck.

Bibliothek mit ca. 100 Bänden. Bibliothekar: Julius Mecklenburg.

Magdeburg.

Vorträge: Dr. Ludwig Pick: Die jüdische Literatur der neuen Zeit. — Dr. Seligkowitz: Berthold Auerbach. — Leo Bär: Tausend und eine Nacht und die Juden. — Felix Falk: Ludwig Jacobowsky. — Leo Erichsen: Palästina, die Juden und die jüdische Culturarbeit daselbst. — Oberstabsarzt Dr. Rosenthal: Jüdische Aerzte im Mittelalter.

Bibliothek mit ca. 400 Bänden.

Mainz.

Vorträge: Dr. S. Simchowitz, Köln: Zangwill's Ghettonovellen. — Rabbiner Dr. Plaut, Frankfurt a. M.: Die Juden unter dem römischen Kaiser Caligula. — Kirchenrath Dr. Th. Kroner, Stuttgart: Ein Blick in die mittelalterliche Poesie der Juden. — Dr. Heinemann, Frankfurt a. M.: Uriel Acosta. — Lehrer Rothschild, Worms: Ein jüdischer Dichter und Philantrop der Neuzeit: Ludwig Aug. Frankl.

Diskussionsabende: Rabbiner Dr. Salfeld hielt einen Cyclus von Vorträgen über das gesammte Gebiet der jüdischen Geschichte und zwar: 1. Von der Schöpfung bis zur Zerstörung des ersten Tempels. — 2. Das 2. jüdische Staatsleben bis zur Zerstörung Jerusalems. — 3. Der Talmud. — 4. Zwei Zionisten des Mittelalters, R. Meir Rothenburg und Jehuda Halevi. — 5. Von Maimonides bis Moses Mendelssohn. — 6. Moses Mendelssohn.

Eine Bibliothek ist in der Gründung begriffen.

Meiningen.

Vorträge: Dr. Kohut: Friedrich der Große und Joseph II. in ihren Beziehungen zu Juden und Judenthum. — Dr. Karpeles: Emancipation im Judenthum.

Memel.

Vorträge 1901: 23. October, Schriftsteller Karl Emil Franzos, Berlin: Vorlesung seiner Dichtungen: Nach 30 Jahren; Zwei Retter; Galilei von Barnow. — 20. November, Rabbiner Dr. Max Beermann, Insterburg: Propaganda des Judenthums in der griechisch-römischen Culturwelt. — 11. Dezember, Rabbiner Dr. Ludwig A. Rosenthal,

Pr. Stargard: Psalmen und Weltliteratur. — 1902. 8. Februar, Kaufmann Leon Scheinhaus, Memel: Gesammtorganisation in der Diaspora (Einblicke in die jüdische Geschichte). — 26. Februar, Rechtsanwalt Hermann Jacobsohn, Memel: Das Buch Hiob und Göthe's Faust. — 17. März, Rabbiner Dr. S. Eppenstein, Briesen: Jüdische Staatsmänner in Spanien. — 2. April, Schriftsteller J. Abrahamsohn: Kinder des Ghetto. — 10. April, Rabbiner Dr. Em. Carlebach, Memel: Der Talmud.

Es fanden ferner im abgelaufenen Vereinsjahr statt: 4 Vereinsabende, an denen Vorlesungen ernsten und heiteren Inhalts aus jüdischen Werken vorgetragen wurden. 3 außerordentliche Haupt-Versammlungen, an denen die revidirten Satzungen entstanden sind. Zu Chanuka Gesangsvorträge mit Musikbegleitung.

Das Andenken unseres früheren Vorsitzenden, Rabbiner Dr. J. Rülf (starb am 18. September zu Bonn) ehrte der Verein in schwungvollem Nachrufe in voller Würdigung der großen Bedeutung des Verewigten.

Bibliothek mit 125 Bänden, 65 Broschüren. Bibliothekare: Lehrer Oscherowitz und J. Werblowsky.

Grätz, Geschichte der Juden in der hebräischen Uebersetzung, 8 Bände, hat der Verein von der Alliance Israelite Universelle als Geschenk erhalten.

Militsch (Bez. Breslau).

Vorträge: Dr. Königsberger, Pleschen: Ueber das Wesen des Gebetes.

Mülhausen i. E.

Vorträge: Rabbiner Dr. Uri, Fegersheim: Lessing's Nathan der Weise. — Rabbiner Dr. Cohn, Basel: Einiges aus Midrasch und Talmud.

Bibliothek mit ca. 60 Bänden. Bibliothekar: Dr. Elias.

München.

Vorträge: Rabbiner Dr. Werner, München: Geisteshelden an Wendepunkten jüdischer Geschichte. — Rabbiner Dr. Leimdörfer, Hamburg: Die Ethik der hebräischen Sprache. — Siegmund Fränkel, München: Die Zerstörung Jerusalems in der Poesie des Midrasch. — Direktor Dr. Feilchenfeld, Fürth: Josel von Rosheim. — Geheimrath Prof. Dr. Cohen, Marburg: Die Grundidee des Judenthums.

Discussionsabende: Dr. Ehrentreu, München: Der Humor im Talmud. — Obercantor Kirschner, München: Ueber mittelalterliche hebräische Poesien und ihre Singweisen. — Oberlehrer Friedmann, München: Bildungs- und Unterrichtswesen der Juden im Mittelalter. — Dr. Adolph Kohut, Berlin: Alexander von Humboldt und das Judenthum.

Bibliothek mit etwa 500 Bänden. Bibliothekar: Dr. Finkelscherer.

Myslowitz.

Vorträge: Im Winter 1901/02 wurden nur 2 Vorträge gehalten: Rabbinatsassessor Dr. Braunschweiger, Kattowitz: Süßkind von Trimberg, ein jüdischer Minnesänger. — Rabbiner Dr. Norden, Myslowitz: David Deutsch, Rabbiner in Myslowitz und Sohrau O.-Schl.

Der Verein besitzt eine Bibliothek aus hebräischen und deutschen Werken bestehend, ca. 150 an der Zahl. Bibliothekar: Lehrer Bach an der städt. Simultanschule.

Der Verein hat soeben den oben erwähnten Vortrag „David Deutsch" durch den Druck der Oeffentlichkeit übergeben.

Nakel.

Vorträge: 6. October 1901, Fräulein Klara Perlitz, Lehrerin in Samter: Einiges aus der Pädagogik des Volkes Israel. — 3. Novbr., Dr. Perlitz: Antoninus und Rabbi. — 29. Dezember, Rabbiner Dr. Wreschner, Samter: Berthold Auerbach. — 8. Januar 1902, Dr. A. Kohut, Berlin: Friedrich II. und Joseph II. in ihren Beziehungen zum Judenthum. — 16. Februar, Lehrer Peczkowski: Rabbi Meir.

Zu einer Bibliothek ist der Anfang mit einigen Bänden gemacht.

Am 6. October 1901 und am 5. April 1902, d. i. am Anfang und Schluß der Saison fanden gesellige Unterhaltungen statt.

Neisse i. Schles.

Vorträge: Dr. Ismar Freund, Berlin: Das moderne jüdische Drama. — Rabbiner Dr. Königsberger, Pleschen: Das Gebet im Talmud. — Dr. Ernst Tuch, Charlottenburg: Ueber jüdischen Ackerbau. — Zahnarzt Berger, Neisse: Berliner Gemeindeverhältnisse.

Die Bibliothek besitzt 860 Bände und wird fleißig benutzt. Bibliothekar: Rabbiner M. Ellguther.

Es wurden allwöchentlich Lesestunden abgehalten, an denen sich besonders die reifere Jugend betheiligte.

Neuwied.

Vorträge: Dr. Adolf Kohut: Friedrich der Große und Kaiser Joseph in ihren Beziehungen zu Juden und Judenthum. — Dr. Lichtenstein: Moses Mendelssohn. — Rabbiner Dr. Rosenthal, Köln: Die Frau im Judenthum. — Jul. Ransenberg, Neuwied: Das Chazarenreich.

Nürnberg.

Vorträge: Dr. K. Wertheim, Nürnberg: Der Koran und seine jüdischen Bestandtheile. — Prof. Dr. M. Philippson, Berlin: Die Juden im heutigen Deutschland. — Dr. Richard Landau, Nürnberg: Der Jude im deutschen Drama. — Rechtsanwalt Dr. Maienthau, Nürnberg: Die Stellung des Judenthums in der Volkswirthschaft des Mittelalters. — Geh. Regierungsrath Prof. Dr. Cohen, Marburg: Die Grundidee des Judenthums. — Archivrath Mummendorf, Nürnberg: Geschichte der Juden in Nürnberg. II. Lokal- und Culturgeschichtliches.

Bibliothek mit ca. 1000 Bänden. Bibliothekar: Dr. Ziemlich.

Oberstein a. d. Nahe.

Vorträge: Landrabbiner Dr. Lewit: Was verleiht der hebräischen Poesie der Bibel die unvergängliche Anziehungskraft auf jedes empfängliche Herz? — Fräulein Dr. Frieda Samter, Berlin: Biblische Stoffe in der Literatur.

Oppeln.

Vorträge. Dr. Bäck: Maimonides und seine Zeit. — Dr. Löwenthal, Tarnowitz: Die Sprache des Ghetto. — Dr. Bäck: Cyclus der jüdischen Geschichte, Fortsetzung.

Discussionsabende: Vortrag von Gedichten jüdischer Dichter des Mittelalters und der Neuzeit durch verschiedene Mitglieder.

Der Verein besitzt eine Bibliothek.

Osterode (Ostpr.).

Vorträge 1901: J. Sturmann: Die Theilung des Reiches und Jerobeams Neuerungen. — Albert Katz, Berlin: Lord Byron und seine hebräischen Melodien. — Chanuka-Abend, Zahnarzt J. Salomonsohn, Gabriel Rießer. — Rabbiner Dr. Lövy, Graudenz: Das Judenthum und die Arbeit. — J. Sturmann: Die babylonische Gefangenschaft. — J. Sturmann: Rückkehr aus der babylonischen Gefangenschaft.

23. März, Feier des zehnjährigen Bestehens des Vereins, Concert, Prolog, Festrede des Vorsitzenden J. Sturmann, musikalische und dramatische Aufführungen von Dilettanten in der Gemeinde und Tanz.

Bibliothek mit 80 Bänden. Bibliothekar: Dr. S. Ritterband.

Ostrowo (Posen).

Vorträge: Dr. med. Moses, Liegnitz: Leopold Kompert. — Landesrabbiner Dr. Feilchenfeld, Schwerin i. M.: Die jüdische Volksseele. — Rabbiner Dr. Münz, Gleiwitz: Die Philosophie Immanuel Kant's im Lichte der israelitischen Weltanschauung. — Dr. Kohut, Berlin: Die namhaftesten jüdischen Humoristen des 19. Jahrhunderts. — Rabbiner Dr. Bamberger, Aschaffenburg: Die Chazaren in Dichtung und Wahrheit. — Rechtsanwalt und Notar Nürnberg, Lissa: Alexander v. Humboldt's Verdienste um das Judenthum. — Rabbiner Dr. Blumenthal, Ratibor: Weltliche Klänge in der hebräischen Poesie. — Dr. Ernst Tuch, Charlottenburg: Jüdische Bauern auf deutschem Boden.

Bibliothek mit 72 Bänden.

Am 13. April 1902 fand ein geselliger Abend statt mit einem einleitenden Vortrage des Rabbiner Dr. Freund, Ostrowo sowie mit Vorlesungen, musikalischen und Gesangsvorträgen, an welche sich ein Tanzvergnügen für die junge Welt anschloß.

Pankow.

Vorträge: 27. Dezember 1902, Rabbiner Dr. L. Pick: Der Kampf des Judenthums ums Dasein.

Pinne.

Vorträge: November 1901, Alfred Markus, Pinne: Die Entwickelung des jüdischen Gottesdienstes. — 29. Januar 1902, Rabbiner Dr. Lewin, Pinne: Heinrich Heine in seinen Beziehungen zu Juden und Judenthum; eine Recitation Heinescher Gedichte durch Alfred Markus, Pinne, folgte. — 16. März, Rabbiner Dr. Wreschner, Samter: Berthold Auerbach in seinen Beziehungen zum Judenthum; im Anschluß daran Recitation aus Auerbach'schen Erzählungen durch Alfred Markus, Pinne.

Bibliothek mit 220 Bänden. Bibliothekare: Martin Markus, Alfred Markus, Hugo Borchardt.

Pirmasens.

Vorträge: 31. Januar 1902, Dr. Kohut: Friedrich der Große und Josoph II. in ihren Beziehungen zum Judenthum. — 23. Februar, Mitglied Adolf Cohnen: Recitationsabend „Ernstes und Heiteres". — 16. November, Dr. Brüll, Frankfurt a. M.: Die Stellung des Judenthums zum Christenthum. — 7. Dezember, Schriftführer H. Kiwi: Lessing's „Nathan der Weise" und seine Beziehungen zum heutigen deutschen Judenthum.

Pleß O.-Schl.

Vorträge: Rabbiner Dr. Goldschmidt, Königshütte: Leopold Zunz. — Dr. Ismar Freund, Breslau: Die Judenfrage und das moderne Drama. — Rabbiner Dr. Lewin, Wreschen: Jehuda Halevi als Dichter und Denker. — Nach den Vorträgen fanden Discussionen statt.

Die Anlage einer Bibliothek wird geplant.

Potsdam.

Vorträge: Dr. A. Rieger: Jesus und Hillel. — Dr. A. Biram, Berlin: Jüdische Hochschulen. — Dr. J. Freund, Breslau: Judenfrage und modernes Drama. — Dr. Mannheimer, Oldenburg: Jüdische Frauen.

Prenzlau.

Vorträge: Dr. Bähr: Gabriel Rießer. — Dr. Kohut, Berlin: Alexander v. Humboldt in seinen Beziehungen zu Juden und Judenthum. — Dr. Holzer, Schwedt: Die Juden an der Pforte des 19. Jahrhunderts. — Dr. Finkel, Pasewalk: Berliner Aufklärung und das galizische Ghetto. — Dr. Tuch, Berlin: Jüdische Bauern auf deutschem Boden. — Dr. Klee, Berlin: Ueber die zionistische Bewegung.

Bibliothek mit 72 Bänden. Bibliothekar: Albert Lindenheim.

Rahden (Westfalen).

Vorträge: Dr. Coblenz, Bielefeld: Der Einfluß der französischen Revolution auf die soziale Stellung der Juden. — Lehrer Rhein, Rahden: Heinrich Heine und sein „Rabbi von Bacharach". — Derselbe: Heine und seine Stellung zum Judenthum. — Lazarus, Lübbecke: Ueber jüdische Ceremonien. — Dr. Mannheimer, Oldenburg: Ein

Spaziergang im Garten der Cultur. — Lehrer Rhein, Rahden: Ein Betrüger-Messias. — Rosenblatt, Barenburg: Rabbi Jochanan ben Sackai. — Außerdem wurde vorgelesen: Heine's „Rabbi von Bacharach"; Poritzky „Keinen Kadosch".

Ratibor.

Vorträge: Ehrenmitglied Landrabbiner Dr. Feilchenfeld, Schwerin: Die jüdische Volksseele. — Dr. med. Moses, Liegnitz: Leopold Kompert und seine Werke. — Rabbiner Dr. Blumenthal: Das Buch Judith. — Dr. Kohut, Berlin: Die namhaftesten jüdischen Humoristen der Gegenwart. — Rabbiner Dr. Blumenthal: Die Juden in China.

Bibliothek mit über 500 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Biberfeld.

Rawitsch.

Vorträge: Dr. med. Moses, Liegnitz: Leopold Kompert und die moderne Ghettodichtung. — Prof. Dr. Cornill, Breslau: Die alt-israelitische Poesie. — Rechtsanwalt Blau, Frankfurt a. M.: Aus schlimmen Zeiten. — Rabbiner Dr. Berger, Krotoschin: Herodes. — Dr. Tuch, Berlin: Die Juden und ihre Betheiligung an der Landwirthschaft. — Schöffel, Berlin: Recitationsabend.

Diskussionsabende: Rabbiner Dr. Cohn: Wie stellen sich Bibel und Talmud zur Aufnahme von Fremden ins Judenthum. — Die jüdischen Alexandersagen. — Lehrte das Judenthum Dogmen? — Lehrer Hamel: Ueber die hebräische Sprache.

Der Verein besitzt eine umfangreiche Bibliothek und läßt Zeitschriften cursiren. Bibliothekar: Wittenberg.

Der Verein veranstaltete ein Purimvergnügen, das in jeder Hinsicht wohlgelungen war.

Rogasen (Bez. Posen).

Vorträge: Lehrer Moses, Schneidemühl: Rabbi Akiba und seine Zeit. — Lehrer Herzberg, Bromberg: Aus der ältesten Vergangenheit der Juden in dem Posener Lande. — Rabbiner Dr. Rosenthal, Pr.-Stargard: Das Buch Sirach. — Rabbiner Dr. Königsberger, Pleschen: Toleranzideen in Bibel und Talmud. — Kaufmann Fabian, Schönlanke: Die Frauen im alten Judenthum. — Lehrer Lewin, Schneidemühl: Ueber Gabriel Rießer.

Bibliothek mit 122 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Brock.

Saargemünd.

Vorträge: Dr. Plaut, Frankfurt a. M.: Die Juden unter dem ersten römischen Kaiser. — Rabbiner Dr. Dreyfuß, Saargemünd: Die Frauen in Israel. — Obercantor Kohn: Der Synagogengesang und seine historische Entwickelung. — Kauffmann, Köln: Das französische Synhedrium. — Lehrer Frank, Großblittendorf: Sabbatai Zewi. — Schriftsteller Dr. Kohut, Berlin: Friedrich der Große und Kaiser Franz Joseph II. in ihren Beziehungen zu Juden und Judenthum.

Discussionsabende: Vorlesungen aus der Bibliothek jeden Montag Abend.

Bibliothek mit 74 Bänden. Bibliothekar: Obercantor A. Kohn.

Samter.

Vorträge: Rabbiner Dr. Königsberger, Pleschen: Toleranzideen in Bibel und Talmud. — Rabbiner Dr. Wreschner: Berthold Auerbach als Jude. — Frl. Perlitz: Erziehungslehre in Israel. — Rabbiner Dr. Elsaß, Landsberg: Praktisches Judenthum. — Rabbiner Dr. Lewin, Wreschen: Spinoza's Beziehungen zum Judenthum. — Dr. Lewin, Pinne: Aus dem Posener Lande. — Dr. Tuch, Berlin: Jüdische Bauern. — Außerdem fand am Chanuka ein Vereinsvergnügen mit theatralischen Aufführungen statt.

Bibliothek mit über 200 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Borchardt.

Schildberg i. Posen.

Vorträge: Rabbiner Dr. Freund, Ostrowo: Risse in den Mauern des Ghetto. — Apotheker Salinger, Schildberg: Die Heilkunde in Bibel und Talmud. — Rabbiner Dr. Lewin, Wreschen: Die Frau in Talmud und Midrasch.

Bibliothek soll erst angeschafft werden und soll zur Beschaffung der Mittel um die Chanuka-Zeit eine öffentliche Dilettanten-Vorstellung veranstaltet werden.

Der Verein ist im September d. J. aufs Neue gegründet worden.

Schivelbein i. Pomm.

Vorträge: Dr. Vogelstein: Zacharias Frankel. — Rabbiner Dr. Ludwig A. Rosenthal, Pr.-Stargard: Sirach, ein alter Dichter und Denker im Judenthum.

Außerdem ein Simchat-Thora-Vergnügen, ein Chanuka-Kinderfest, Purim Tanzkränzchen.

Bibliothek mit 40 Bänden. Bibliothekar: J. Gabbe.

Schneidemühl.

Vorträge: Rabbiner Dr. Perlitz, Nakel: Antoninus und Rabbi. — Rabbiner Dr. Rosenthal, Pr.-Stargard: Naturdichtung in der Bibel. — Lehrer Herzberg, Bromberg: Aus der Geschichte der Juden in den Posener Landen. — Religionslehrer Dr. Grzymisch, Schneidemühl: Ueber die Bedeutung der Psalmen für die Juden der Gegenwart. — Rabbiner Dr. Richter, Filehne: Abraham ibn Esra. — Rabbiner Dr. Worms, Neustettin: Jehuda Halevi.

Bibliothek mit ca. 380 Bänden. Bibliothekar: Mottek.

Schönlanke.

Vorträge: Rabbiner Dr. Pick, Berlin. — Rabbiner Dr. Olitzki, Allenstein. — Rabbiner Dr. Auerbach, Rogasen. — Lehrer Lewin, Schneidemühl. — Frl. Dr. Frieda Samter, Berlin. — Dr. Heinrich Loewe, Berlin. — E. Boschwitz, Filehne, über verschiedene Themata.

Diskussionsabende fanden verschiedene statt, in welchen namentlich über den Stand und die Fortschritte der zionistischen Bewegung eifrig discutirt wurde.

Bibliothek mit ca. 100 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Wolf.

Schroda.

Vorträge: Moritz Heimann: Die Makkabäer. — J. Bernstein: Die Geselligkeit in früheren Zeiten und in der Gegenwart. — Holzbock: Das Welt-Proletariat im Judenthum. — Dr. Tuch: Der jüdische Bauer auf deutschem Boden.

Es fand ein Discussionsabend statt und wurde über den Werth der Landwirthschaft als Beruf discutirt.

Bibliothekar: Holzbock.

Schwedt a. O.

Vorträge: Dr. Holzer: Ein jüdischer Fürst zur Zeit der Renaissance. — Ein jüdischer Dichter und Denker des 12. Jahrhunderts. — Die Juden an der Pforte des 19. Jahrhunderts. — Das häusliche Leben der deutschen Juden im Mittelalter. — Dr. Löwenstein, Mosbach: Messianische Schwärmereien. — Dr. Holzer: Das gesellige Leben der deutschen Juden im Mittelalter. — Das Wiedererwachen jüdischen Geistes und Culturlebens im Orient und Occident.

An die Vorträge schloß sich regelmäßig eine lebhafte Discussion an. Die Gründung einer Bibliothek wird in nächster Zeit erfolgen.

Schweinfurt.

Vorträge: Rabbiner Dr. Salzberger, Erfurt: Jehuda Halevi. — Dr. Karpeles, Berlin: Was haben die Juden für die Cultur geleistet? — Alfred Auerbach, Frankfurt a. M.: Rezitationen. — Rabbiner Dr. Stein: Kaiser und Rabbi. — Rabbiner Dr. Kohn, Ansbach: Jehuda Alcharizi und seine Makamen. — Rabbiner Dr. Löwenstein, Mosbach: Jüdisch-deutsche Volkslieder im Mittelalter.

Schwetz (Weichsel).

Vorträge: 25. Dezember 1901, Dr. Königsberger, Pleschen: Messiaszeit und Jenseits. — 2. Februar 1902, Prof. Cornill, Breslau: Altisraelitische Poesie. — 8. März, Adolf Bukofzer, Danzig: Plaudereien über Socialismus des Judenthums. — 20. März: Professor Dr. Horowitz, Thorn: Lessings Jugendlustspiel „Die Juden" als Vorläufer des „Nathan". — 23. October: Vereins- und Purimvergnügen. — 22. November, Dr. Guttmann, Kulm: Manasse ben Israel. — 11. Dezember, Schriftsteller Erichsen, Breslau: Der Orient, die Juden und die jüdische Culturarbeit in Palästina.

Bibliothek mit 86 Bänden. Bibliothekar: Religionslehrer Dahl.

Siegburg.

Vorträge: Lehrer Goldschmidt, Köln: Raschi. — Dr. Edelstein, Bonn: Geschichte der jüdischen Aerzte.

Sobernheim a. N.

Vorträge: Dr. med. Haas: Berührungspunkte in Lessings Leben und Werken mit dem Judenthum.

Soetern (Fürstenthum Birkenfeld).

Vorträge: Lehrer Baum, Soetern: Kosmopolitismus nach Auffassung des Judenthums. — Lehrer L. Katz, Ottweiler: Heinrich Heine. — Landrabbiner Dr. Lewit: Die moderne Bibelwissenschaft.

Speyer.

Vorträge: Rabbiner Dr. S. Salfeld, Mainz: Speyer, Worms und Mainz, die führenden Gemeinden im Mittelalter.

Bibliothek mit 40 Bänden.

Steinheim (Westfalen).

Vorträge: Goldschmidt, Dortmund: Die Juden in Westfalen. — Lehrer Buchdahl, Nieheim: Gabriel Rießer, ein Vorkämpfer für die Gleichstellung der Juden in Deutschland. — Rabbiner Dr. Hochfeld, Frankfurt a. O.: Moses Maimonides. — Dr. Arthur Kahn, Bonn: Das alte und das neue Ghetto.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Lehrer Katzenstein.

Stettin.

Vorträge: Dr. Vogelstein: Zacharias Frankel. — Frau Regina Neißer, Breslau: Die Familie Humboldt und ihre Beziehungen zum Judenthum. — Redacteur M. A. Klausner, Berlin: Ein verkannter Dialekt. — Director Dr. Löwenberg, Hamburg: Ahasver in Sage und Dichtung. — Rabbiner Dr. Ackermann, Brandenburg: Ursprung und Originalität der synagogalen Melodien.

Stolp (Pommern).

Vorträge: Rabbiner Dr. Silberstein, Pr.-Stargard: Das Christenthum in seiner Entstehung und ersten Entwickelung. — Redacteur Klausner, Berlin: Ein verkannter Dialekt. — Rabbiner Dr. Kalischer, jetzt Bonn: Altjüdische Bibelsprache. — Rabbiner Dr. Vogelstein, Stettin: Die Inquisition in Spanien und Portugal. — Dr. Wolffberg, Stolp: Geschichten aus der jüdischen Geschichte des 17. und 18. Jahrhunderts.

Es fanden nur wenige Diskussionsabende statt; am 19. November sprach Rabbiner Dr. Kalischer über die Exilarchen und hielt überdies an jedem Discussionsabend einen oder mehrere kurze Vorträge. Hermann Blau hielt einen Vortrag über die Karäer.

Bibliothek mit 200 Bänden. Bibliothekar: Heinrich Jacobsohn.

Stuttgart.

Vorträge: Dr. Adolf Brüll, Frankfurt a. M.: Die Mischehe im Lichte der Geschichte. — Dr. Carl Ries: Die wichtigsten Krankheiten unserer Zeit. — Max Hausmeister: Heine und sein Verhältniß zur romantischen Schule. — Rabbiner Dr. Stößel: Rundschau auf dem Gebiet des Judenthums.

Bibliothek mit ca. 300 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Adler.

Tarnowitz.

Vorträge: 27. October 1901, Rabbiner Dr. Löwenthal: Der Ursprung der Mischna. — 10. November, Die Entstehung des Talmud. — 1. Dezember, Die Chanukageschichte. — 7. Januar 1902, Ueber den jüdisch-deutschen Jargon. — 4. Februar, Rabbiner Dr. Bäck, Oppeln: Napoleon und die jüdische Welt. — 6. März, Rechtsanwalt Werner, Tarnowitz: Eherecht im bürgerlichen Gesetzbuch.

Bibliothek mit 200 Bänden. Bibliothekar: Rabbiner Dr. Löwenthal.

Der Verein sendet seinen Mitgliedern allwöchentlich Mappen mit jüdischen Zeitungen ins Haus.

Thorn.

Vorträge: Prof. Dr. Horowitz, Thorn: Für und wider Lazarus' Ethik. — Albert Katz, Berlin: Zur Geschichte des Briefes. — Rabbiner Dr. Rosenberg, Thorn: Die Makkabäer in der Geschichte und auf der Bühne. — Lehrer Herzberg, Bromberg: Aus der ältesten Vergangenheit der Juden in Polen. — Frl. Klara Perlitz, Lehrerin, Samter: Einiges aus der Pädagogik des alten Israel. — Dagobert Gerson, Thorn: Ein verkanntes Proletariat. — Rabbiner Dr. Rosenthal, Pr.-Stargard: Sirach, ein altjüdischer Dichter und Denker. — Dr. med. Wolpe, Thorn: Ueber jüdische Krankenpflegerinnen.

Bibliothek mit 419 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Chaim.

Tilsit.

Vorträge: Schriftsteller Albert Katz, Berlin: Lord Byron und seine hebräischen Poesien. — Rabbiner Dr. Beermann, Insterburg: Jüdische Propaganda im römischen Weltreich von Cäsar bis Hadrian. — Rabbiner Dr. Ehrlich: Michael Sachs, ein Lebensbild. (Zu dessen Todestage). — Derselbe: Christliche Gelehrte und das jüdische Schriftthum (mit nachfolgender Discussion). — Rabbiner Dr. Perles, Königsberg: Judenthum und Griechenthum in ihren gegenseitigen Beziehungen (mit nachfolgender Discussion). — Rabbiner Dr. Carlebach, Memel: Der Talmud.

Trier.

Vorträge: Dr. Adolph Kohut, Berlin: Friedrich der Große und Kaiser Joseph II. in ihren Beziehungen zu Juden und Judenthum. — Gymnasialoberlehrer Prof. Dr. Nover, Mainz; Süßkind v. Trimberg, ein jüdischer Minnesänger. — Rabbiner Dr. Leimdörfer, Hamburg: Akiba ben Josef. — Dr. med. A. Kahn, Bonn: Jüdische Frauen und deren Aufgaben.

Discussionsabende fanden in unserem Verein nicht statt.

Ulm a. D.

Vortrag: Rabbiner Dr. Einstein, Landau: Jüdische Frauen.

Discussionsabende: Bei Plenar-Versammlungen werden Angelegenheiten, welche das jüdische Interesse berühren, besprochen.

Bibliothek mit ca. 3500 Bänden. Bibliothekar: Eugen Levi.

Unna i. W.

Vorträge: Lehrer Mendel: Moses Mendelssohn. — Lehrer Goldschmidt, Dortmund: Das Reich der Chazaren. — Walbaum, Barmen: Verschiedene Recitationen.

Bibliothek ist im Entstehen begriffen.

Der Verein verfolgt neben den ernsten auch heitere Zwecke, wovon verschiedene Festlichkeiten beredtes Zeugniß ablegen.

Warburg i. W.

Vorträge: Lehrer Goldschmidt, Dortmund; Die Juden in Westfalen. — Lehrer Horwitz, Cassel: Aus Mendelssohn's Heimat. — Dr. Rosenthal, Pr.-Stargard: Sirach, ein altjüdischer Dichter und Denker. — Dr. Samuel, Essen: Das Judenthum und der Islam. — Lehrer Alexander, Warburg: Symbolik des Lichtfestes.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Lehrer Alexander.

In dem literarischen Lesezirkel, der dem Verein angegliedert ist und von dem Lehrer Alexander geleitet wird, wurden gelesen: Briefe der Freiin von Rothschild an eine christliche Freundin. — Esther, von Grillparzer. — Herodes und Mariamne, von Hebbel.

Wesel a. Rh.

Vorträge und Vorlesungen: E. Goldschmidt, Dortmund: Das Chazarenreich. — E. Zaudy: Zola's Verdienste um das Judenthum. — Lehrer Spier: Das Judenthum und die Wissenschaft. — Heinrich Heine's Stammbaum väterlicherseits. — Frl Zaudy: Pfingstbetrachtung, von G. Freytag.

Discussionsabende: Jüdische Krankenpflegerinnen. — Zwei Gedichte von Dr. Löwenberg. — Kleingemeinden. — Rückert's Tod u. a.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Lehrer Spier.

Witzenhausen.

Vorträge: Dr. Schönberger, Nordhausen: Moritz Oppenheim und seine unsterblichen Schöpfungen. — Lehrer Katz, Witzenhausen: Ein Gang durch die jüdische Geschichte. — Jakob Frank und die Frankisten. — Heinrich Heine. — Lehrer Steinhardt, Magdeburg: Die Feindesliebe im Judenthum.

Bibliothek mit ca. 30 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Katz.

Der Verein besteht erst seit März dieses Jahres.

Wongrowitz.

Vorträge: Schriftsteller A. Katz, Berlin: Lord Byron und seine hebräischen Melodien. — Rabbiner Dr. Rosenthal, Pr.-Stargard: Die Naturdichtung der Bibel. — Dr. Ad. Kohut, Berlin: Friedrich des Großen und Kaiser Joseph des II. Beziehungen zu Juden und Judenthum. — Cantor Niczkowski, Wongrowitz: Das Buch Esther im Lichte des Talmud und Midrasch. — Recitator Schöffel, Berlin: Das Kadischgebet von Mosenthal und Nathan der Weise.

Wreschen.

Vorträge: Rabbiner Dr. Berger, Krotoschin: Herodes. — Rabbiner Dr. Wreschner, Samter: Berthold Auerbach. — Rabbiner Bamberger, Inowrazlaw: Frauenrecht nach Bibel und Talmud. — Rabbiner Dr. Lewin, Wreschen: S. D. Luzzatto. — Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst.

Discussionsabende: Lehrer Cohn trug in zwei Referaten die jüdische Geschichte vom babylonischen Exil bis zu den Makkabäern einschließlich vor.

Bibliothek mit 200 Bänden. Bibliothekar: Julius Türk.

Wronke.

Vorträge: Rabbiner Dr. Wreschner, Samter: Berthold Auerbach und das Judenthum. — Lehrerin Frl. Clara Perlitz, Samter: Einiges aus der Pädagogik des Volkes Israel. — Lehrer und Chordirigent Moritz Friedländer, Danzig: Die Bedeutung Mendelssohn's und Lessing's für Juden und Judenthum. — Lehrer Jäkel, Lüdenscheid: Der Einfluß Palästina's auf seine Bewohner und deren Sitten. — Rhetor Gustav Schöffel, Charlottenburg: „Abraham" Epos von Pyrker. Aus „Nathan der Weise" von Lessing. „Das Kaddischgebet" von Mosenthal.

Die Bibliothek enthält 71 Bände. Bibliothekar: Louis Rotholz.

Würzburg.

Vorträge: 24. October 1901, Alfred Auerbach, Mitglied des Frankfurter Theaters: Deklamatorischer Vortrag, Programm: 1. „Aus Juda" von Freiherrn von Münchhausen. 2. „Ein Bild aus dem russischen Familienleben" von Ben Ammi. 3. „Awromche Nachtigall" von M. A. Goldschmidt. 4. „Der Tollpatsch" von Berthold Auerbach. — Am 17. November, Bezirksrabbiner Dr. Löwenstein, Mosbach in Baden: Jüdisch-deutsche Volkslieder. — 22. Dezember, Schriftsteller Dr. Karpeles, Berlin: Jüdische Minnesänger und Troubadours. — 7. Januar 1902, Provinzialrabbiner Dr. Salomon Bamberger, Hanau: Was verdanken wir Moses Mendelssohn? — 12. Januar, auf Anregung und Veranlassung der Bne-Bris-Loge: Dr. Ernst Tuch, Charlottenburg: Die Landwirthschaft bei den Juden. — 29. Januar, Dr. Kohut, Berlin: Alexander von Humboldt und das Judenthum. — 13. Februar, auf eigenes Anerbieten: kgl. Kreisthierarzt a. D. Georg Zippelius: Das semitisch-landwirthschaftliche Leben im Alterthum.

Znin.

Vortrag: Rechtsanwalt Baruch: Heinrich Heine und seine Beziehungen zum Judenthum.

Bibliothek mit 63 Bänden. Bibliothekar Aron Salinger.

Der Verein besteht erst seit dem 1. October cr.

Bezirksverbände.

1. Posen-Nord:

Schneidemühl, Filehne, Schönlanke, Rogasen. Sitz des Verbandes Schneidemühl. Vorsitzender: Bankier Herz Berliner.

2. Regierungsbezirk Posen:

Kempen, Krotoschin, Lissa, Ostrowo, Pleschen, Wreschen. Sitz des Verbandes: Ostrowo. Vorsitzender: Oekonomierath Goldstein.

3. Westfalen-Rheinland:

Hörde, Dortmund, Witten, Bochum, Gelsenkirchen-Wattenscheid, Essen a. R., Elberfeld, Duisburg-Ruhrort. Sitz des Verbandes: Bochum. Vorsitzender: M. Hähnlein.

4. Westfalen-Lippe:

Brakel, Warburg, Lippstadt, Höxter, Rahden, Steinheim, Lage. Sitz des Verbandes: Brakel. Vorsitzender: J. Flechtheim.

5. Thüringen:

Erfurt, Gotha, Eisenach, Meiningen, Coburg. Sitz des Verbandes: Erfurt. Vorsitzender: Rabbiner Dr. Salzberger.

6. Fürstenthum Birkenfeld:

Hoppstädten a. d. Nahe, Oberstein a. d. Nahe, Bosen, Soetern i. Birk. Sitz des Verbandes: Hoppstädten a. d. Nahe. Vorsitzender: Dr. Lewit, Großherzoglicher Landrabbiner des Fürstenthums Birkenfeld.

Eine jüdische Vereins-Bibliothek.

Vielfach ausgesprochenen Wünschen nachkommend, veröffentlichen wir hier zum zweiten Male, da die Nr. 2 unserer „Mittheilungen" vollständig vergriffen ist, aber bis auf die neuesten Erscheinungen ergänzt, das Verzeichniß der Bücher einer kleinen jüdischen Bibliothek, wie sie für unsere Litteraturvereine durchaus nothwendig ist. Selbstverständlich macht dieses Verzeichniß keinen Anspruch auf Vollständigkeit oder gar etwa auf Unfehlbarkeit. Ebenso versteht es sich von selbst, daß nur die wichtigsten Werke und daß alle Richtungen gleichmäßig berücksichtigt wurden. Die Auswahl im Einzelnen muß den Leitern der betreffenden Vereine überlassen bleiben.

I. Bibel.

Zunz: 24 Bücher der heiligen Schrift. (Frankfurt a. M. 1900, J. Kaufmann.)
Philippson: Die israelitische Bibel. Urtext, Uebertragung, ausführliche Erläuterung und mehr als 400 Holzschnitte. (Leipzig 1858, Baumgärtner.)
Hirsch: Der Pentateuch, übersetzt und erläutert. (Frankfurt a. M. 1896, J. Kauffmann.)
Herxheimer: Der Pentateuch, übersetzt und erläutert. (Leipzig 1865, Roßberg.) 5 Bde.
Lazarus, M.: Der Prophet Jeremias (Breslau 1894, Schottländer.)
Bernfeld, S.: Bibelübersetzung. (Berlin 1901, S. Calvary.)
— — Das Buch der Bücher. (Berlin 1900, S. Cronbach.)
Wohlgemuth, J. und Bleichrode, J.: Bibelübersetzung. (Rödelheim 1901, S. Lehrberger.)
Klausner, M. A.: Die Gedichte der Bibel. (Berlin 1901, S. Calvary.)
Auerbach, J.: Kleine Schul- und Hausbibel. (2 Abtheilungen. Berlin, M. Poppelauer.)
Cassel, D.: Die Apokryphen. (Frankfurt a. M. 1868, Kaufmann.)
Fürst, J.: Hebräisches und chaldäisches Wörterbuch über das alte Testament. (Leipzig 1884, Holtze.)
Goldschmidt, S.: Kurzgefaßte hebräische Grammatik. (Berlin 1871, Cohn.)

II. Geschichte.

Graetz, H.: Geschichte der Juden von der ältesten Zeit bis auf die Gegenwart. 11 Bde. (Leipzig, Oscar Leiner.)
— — Volksthümliche Geschichte d. Juden. Leipzig, Leiner. 1879. 3 Bd.)
Jost, J. M.: Geschichte des Judenthums und seiner Sekten. 3 Bde. (Leipzig 1858. Dörffling und Franke.)
Geiger, A.: Das Judenthum und seine Geschichte. 3 Bde. (Breslau, Skutsch, 1875.)

Stern, L.: Die jüdische Geschichte in Lebensbildern. (Stuttgart 1862, Hallberger.)
Cassel, D.: Lehrbuch d. jüd. Geschichte und Litteratur. (Leipzig 1879, Brockhaus.)
Baeck: Die Geschichte des jüd. Volkes. (Frankfurt a. M. 1894, Kauffmann.)
Stern, S.: Geschichte des Judenthums von Mendelssohn bis auf die neuere Zeit. (Breslau, Köbner.)
Herzfeld: Geschichte des Volkes Israel. (Leipzig 1870.)
— — Handelsgeschichte der Juden im Alterthum. (Braunschweig 1894. J. H. Meyer.)
Stobbe, O.: Die Juden in Deutschland während des Mittelalters. (Braunschweig 1866.)
Dubnow: Die Jüdische Geschichte. (Berlin 1901, S. Calvary.)
Funk, S.: Die Juden in Babylonien. (Frankfurt a. M. 1902, J. Kauffmann.)
Kohut, Adolf: Geschichte der deutschen Juden. (Berlin 1900, Deutscher Verlag.)
— — Berühmte israelitische Männer und Frauen. (Leipzig 1901, A. H. Payne.)
Feilchenfeld, J.: Josel von Rosheim. (Straßburg 1898, Reitz.)
Freudenthal, M.: Aus der Heimath Moses Mendelssohns. (Berlin 1900, F. Lederer.)
Güdemann, M.: Geschichte des Erziehungswesens und der Kultur der Juden. 3 Bde. (Wien 1873—88.)
Brann, M.: Handbuch der jüdischen Geschichte u. Litteratur. (Breslau 1896. 2 Bde.)
Berliner, A.: Aus dem Leben der deutschen Juden im Mittelalter. (Berlin 1900.)
— — Die persönlichen Beziehungen der Juden und Christen im Mittelalter. (Berlin 1882.)
— — Geschichte der Juden in Rom. 2 Bde. (Frankfurt a. M. Kauffmann.)
Vogelstein, H. und Rieger, P.: Geschichte der Juden in Rom. (Berlin 1896, Mayer & Müller.)
Löw, L.: Gesammelte Schriften 5 Bde. (Szegedin 1889—99.)
— — Beiträge zur jüd. Alterthumskunde. 2 Bde. (Leipzig 1870—75.)
Saalschütz: Archäologie der Hebräer. (Königsberg 1855.) 2 Bde.)
— — Geschichte der Musik bei den Hebräern. (Berlin 1859.)
Herzfeld: Ueber die Kunstleistungen der Hebräer. (Leipzig 1864.)
Spitzer, S.: Die Gemeindeordnung bei den alten Israeliten. (Essek 1873.)
— — Das Mahl bei den Hebräern. (Preßburg 1877.)
— — Ueber Baden und Bäder. (Essek 1899.)
Mayer: Die Rechte der Israeliten, Römer und Athener. (Leipzig 1872—76. 3 Bde.)
Münz, J.: Jüdische Aerzte des Mittelalters. (Berlin 1887.)
Munk, S.: Palästina. (Leipzig 1871. 2 Bde.)
Buchholz, P.: Die Familie nach mosaisch-talmudischer Lehre. (Breslau 1872.)

Brüll, A.: Trachten der Juden im nachbiblischen Alterthum. (Frankfurt a. M. 1872.)
Schleiden, M. J.: Die Romantik des Martyriums im Mittelalter (Leipzig 1885.)
— — Die Verdienste der Juden um die Erhaltung der Wissenschaften im Mittelalter. (Leipzig 1885.)
Philippson, Ludwig: Haben wirklich die Juden Jesum gekreuzigt? (Leipzig 1901.)
Jellinek, Adolf: Der jüdische Stamm. (Wien 1869.)
Andree, R.: Zur Volkskunde der Juden. (Leipzig 1870.)
Straßburger, B.: Geschichte der Erziehung und des Unterrichts bei den Israeliten. (Stuttgart 1885.)
Friedländer, M.: Geschichtsbilder. 4 Bde. (Brünn 1874 ff.)
Joel, M.: Blicke in die Religionsgeschichte. 2 Bde. (Breslau 1880 ff.)
Josephus Flavius: Werke. Deutsch von H. Clementz. (Halle, Hendel.)
Salvador, J.: Geschichte der Römerherrschaft in Judäa. (Leipzig 1847.)
Scheinhaus, L.: Die Geschichte der russischen Juden. (Berlin 1902, S. Cronbach.)
Katz, A.: Die Juden im Kaukasus. (Berlin 1899, B. Schildberger.)
— — Die Juden in China. (Berlin 1900, A. Katz.)
Lewin, M.: Wo sind die verlorenen zehn Stämme zu suchen? (Preßburg 1902.)

III. Litteraturgeschichte.

Cassel, D.: Geschichte d. bibl. Litteratur. 2 Th. (Breslau, Jacobson.)
Steinschneider, M.: Jüdische Litteratur. Ersch u. Gruber. Allgemeine Encyklopädie. Bd. 27. (Leipzig 1851, Brockhaus.)
Karpeles, G.: Geschichte der jüdischen Litteratur. 2 Bde. (Berlin 1876, R. Oppenheim.)
Zunz, L.: Gesammelte Schriften 3 Bde. (Berlin 1875.)
Winter und Wünsche: Die jüdische Litteratur. (Trier 1893 ff. 3 Bde.)
Geiger, A.: Nachgelassene Schriften. 5 Bde. (Berlin 1877.)
Zunz, L.: Gottesdienstliche Vorträge der Juden. (Frankfurt a. M. 1892, Kauffmann.)
— — Zur Geschichte und Litteratur. (Berlin, Veit 1845.)
— — Die synagogale Poesie des Mittelalters. (Berlin, Veit, 1855.)
— — Die Monatstage des Kalenderjahres. Berlin 1872.)
Hamburger, J.: Real-Encyklopädie für Bibel und Talmud. 2 Bde. Strelitz 1890 ff.)
Strack, H. L.: Einleitung in den Talmud. (Berlin 1894.)
Wünsche, A.: Die Hagada des babylonischen Talmud. 5 Bde. (Leipzig, O. H. Schulz.)
— — Die Hagada des jerusalemischen Talmud. (Zürich 1880.)
— — Bibliotheca Rabbinica. (Leipzig 1872—84. 8 Bd.)

Deutsch, E.: Der Talmud. (Berlin, Gerschel.)
Wünsche, A.: Der Talmud. (Zürich 1879.)
Stern, L.: Ueber den Talmud. (Würzburg 1875.)
Jellinek, A.: Der Talmud. (Wien 1883, Hölder.)
Ehrentheil, M.: Der Geist des Talmuds. (Budapest 1890.)
Seligmann, L.: Parabeln und Legenden aus Talmud und Midrasch. (Leipzig, 1877, Leiner.)
Katz, A.: Der Talmudjude. (Berlin 1893, E. Apolant.)
Fischer, B.: Talmudische Chrestomatie. (Leipzig 1884, Barth.)
Delitzsch, Fr.: Zur Geschichte der jüdischen Poesie. (Leipzig 1836.)
Dukes, Leop.: Rabbinische Blumenlese. (Leipzig 1843.)
Bacher, W.: Die Agada der Tanaiten. 2 Bde. (Straßburg 1884—90.
— — Die Agada der babylonischen und palästinensischen Amoräer. (Straßburg 1878 u. 94. 3 Bde.)
Braunschweiger, M.: Die Lehrer der Mischna. (Frankfurt 1902, J. Kauffmann.)
Sachs, M.: Religiöse Poesie der Juden in Spanien. (Berlin 1901.)
Kaempf, S.: Nichtandalusische Poesie andalusischer Dichter. (Prag 1858. 2 Bde.)
Steinschneider: Manna. (Berlin 1848.)
Karpeles G.: Zionsharfe. (Leipzig 1886.)
— — Der Divan des Jehuda Halevi. (Berlin 1892.)
Kayserling: Sephardim. (Berlin 1859.)
— — Moses Mendelssohn. (Leipzig 1900.)
— — Ludwig Philippson. (Leipzig 1899, H. Mendelssohn.)
Sulzbach, A.: Dichterklänge aus Spaniens besseren Tagen. (Frankfurt a. M. 1886.)
Sachs, M.: Stimmen vom Jordan und Euphrat. (Berlin 1880.)
Geiger, Ludwig: Briefwechsel zwischen Sachs und Veit. (Frankfurt a. M. 1899, Kauffmann.)
Lublinski, S.: Jüdische Charaktere bei Grillparzer, Hebbel und Otto Ludwig. (Berlin 1898, S. Cronbach.)
Heller, S.: Die echten hebräischen Melodien. (Trier 1894.)
Frankl, L. A.: Libanon, ein poetisches Familienbuch. (Wien 1898.)
Kayserling, M.: Die jüdischen Frauen in der Geschichte, Litteratur und Kunst. (Leipzig 1859.)
Publicationen der Gesellschaft für jüdische Kunstdenkmäler in Frankfurt a. M. und Wien, der Gesellschaft für Volkskunde in Hamburg.
Remy, N.: Das jüdische Weib. (Berlin 1892.)
Karpeles, G.: Die Frauen in der jüdischen Litteratur. (Berlin 1882.)
Grünbaum, M.: Jüdisch-deutsche Chrestomathie. (Leipzig 1886.)
Lessing-Mendelssohn-Gedenkbuch. (Leipzig 1874.)

IV. Religionslehre, Erbauungsbücher und Verwandtes.

Philippson, M.: Israelitische Religionslehre, ausführlich dargestellt. (Leipzig 1861—65. 4 Th.)

Hirsch, S. R.: Chaurew. Versuche über Jsraels Pflichten in der Zerstreuung. (Frankfurt 1882.)
Jewish Encyclopedia. (New-York 1902 ff.)
Stern, L.: Die Vorschriften der Thora. (Frankfurt 1882.)
Duschak, M.: Die biblisch-talmudische Glaubenslehre. (Wien 1873.)
Stein, L.: Die Schrift des Lebens. (Mannheim 1872—1877.)
Adler, L.: Vorträge zur Förderung der Humanität. (Cassel 1871.)
Cassel, D.: Sabbathstunden. (Berlin 1868.)
Hecht, E.: Der Pentateuch in lehrreichen und erbaulichen Betrachtungen. (Berlin 1858.)
Lipschütz, B.: Thorath Schmuel, ein Erbauungsbuch. (Hamburg 1865.)
Lazarus, M.: Treu und frei. Gesammelte Reden. (Leipzig 1887.)
Hirsch, S. R.: Gesammelte Schriften. (Frankfurt a. M. 1902, Kauffmann.)
Lazarus, M.: Die Ethik des Judenthums. (Frankfurt a. M. 1901.) Kauffmann.)
Nobel, J.: Hermon. (Frankfurt a. M. 1891, Kauffmann.)
Ehrmann, H.: Durchs Jahr. (ebd. 1901, Kanffmann.)
Beermann, M.: Die Stimme Jakobs. (Mainz 1901, Wirth.)
Grünebaum: Die Sittenlehre des Judenthums gegenüber anderen Bekenntnissen. (Leipzig 1887.)
Duschak, M.: Die Moral der Evangelien und des Talmud. (Wien 1877.)
Meisel, W. A.: Homilien über die Sprüche der Väter. (Breslau 1890.)
Formstecher, S.: Die Religion des Geistes. (Frankfurt a. M. 1841.)
Joël, M.: Philosophische Schriften. 2 Bde. (Breslau 1876.)
Philippson, L.: Weltbewegende Fragen. 2 Bde. (Leipzig 1868.)
— — Reden wider den Unglauben. (Leipzig 1856)
— — Rath des Heils. (Leipzig 1872.)
Rießer, Gabriel: Gesammelte Schriften. 4 Bde. (Frankfurt a. M. 1886.)
Beer, Bernhard: Das Leben Abrahams nach der jüdischen Sage. (Leipzig 1859.)
— Das Leben Moses. (Leipzig 1862.)
Lehmann, Emil: Gesammelte Schriften. (Dresden 1899.)
Rippner, B.: Betrachtungen. (Berlin 1901, Zülzer.)
Gossel, J: Populärwissenschaftliche Vorträge. (Frankfurt a. M. 1902, Kauffmann.)
Güdemann, M.: Das Judenthum. (Wien 1901, Breidenstein.)
Gelbhaus, S.: Die Apologetik des Judenthums. (Wien 1896.)

Wir kommen nunmehr zu dem wichtigsten Theil einer jüdischen Musterbibliothek, nämlich zu der Erzählungslitteratur, deren Einfluß auf Jung und Alt sicher kein erfahrener Pädagoge unterschätzen wird. Wir bemerken hierbei ausdrücklich, daß wir in diesem Verzeichniß kein Buch erwähnen, das wir nicht selbst gelesen und auf seine Zulässigkeit hin geprüft hätten. Letztere ist ja für unsern speziellen Zweck erheblich wichtiger als die ästhetische oder künstlerische Bedeutung der Werke, über die wir leider nicht immer dasselbe Urtheil abgeben könnten.

A. Jugendschriften.

Aguilar: Das Thal der Cedern. (Oldenburg 1857.)
— — Die Jüdin. (Leipzig 1860.)
Carmoly: Oholiba, Erzählungen. (Rödelsheim 1866.)
Ehrmann: Aus Palästina und Babylon. (Wien 1882.)
Frey: Erzählungen für die reifere Jugend. (Leipzig 1857.)
Hause: Der goldene Boden. (Eisenach 1886.)
Kraemer, S.: Bilder aus dem jüdischen Volksleben. (Dinkelsbühl 1845.)
— — Die Schicksale der Familie Hoch. (Dinkelsbühl 1845.)
— — Jüdische Erzählungen. (Ebenda)
— — Israelische Erzählungen. (Ebenda.)
Neuda, F.: Jugenderzählungen. (Prag 1890.)
Stein, L.: Morgenländische Bilder. (Frankfurt 1883.)
Treu, A.: Der Bimkom. (Münster 1881.)
— — Selke. (Münster 1899.)
— — Graumantel und die Geschwister im Walde. (Oeynhausen 1864.)
Jacobson: Rimonim. (Breslau 1887.)
— — Kleine Jugendbibliothek. (Berlin 1887.)
Klein, K.: Museum für die israelitische Jugend. (Stettin 1855.)
Höcker, P.: Onkel Moses. (Berlin o. J.)
— — Ein verkanntes Herz. (Stuttgart o. J.)
— — Der Schlemihl. (Ebenda.)
Hoffmann, Franz: Brave Leute. (Stuttgart o. J.)
Schmidt, Ferd.: Moses Mendelssohn. (Berlin 1889.)
Kuttner, B.: Jüdische Sagen und Legenden. (Frankfurt a. M. 1902, Kauffmann.)
Bondi, E.: Geld und Gut. (Prog 1901.)
Flanter, E.: Erzählungen. (Berlin 1900.)
Friedländer, R.: Undankbarkeit und Hochmut. (Wien 1890.)
Herzberg, J.: Hillel. (Berlin 1902.)
Rothschild, L. v.: Vom Januar bis Dezember. (Frankfurt a. M. 1895.)
Stern, M.: Der Heldenkampf der Makkabäer. (Kiel 1898.)
Werthauer, E.: Freitag-Abend. (Stuttgart 1900.)

B. Für Erwachsene.

Auerbach, Berth.: Dichter und Kaufmann. (Stuttgart 1852.)
— — Spinoza, ein Dichterleben. (Ebenda.)
Becker, A.: Des Rabbi Vermächtniß. (Berlin 1884.)

Bernstein, A.: Novellen. (Berlin 1892.)
Boxberger, E.: Bar Kochba. (Erfurt 1857.)
Breier, Ed.: Die Sabbathianer. (Wien 1858.)
— — Der Fluch des Rabbi. (Wien 1846.)
Bambus, W.: Palästina. (Berlin 1898.)
Berger, H.: Hohe Kreise. (Mainz 1902, Wirth.)
Berg, C.: Der Herr Hofprediger. — Der Mitgiftdoctor. (Berlin 1892, S. Cronbach.)
Carlebach, E.: Der Tochter Zions Liebe und Leben. (Lübeck 1900.)
Deutsch, G.: Andere Zeiten. (Berlin 1898, A. Katz.)
Dollivet, L.: Jude! (Berlin 1899, S. Cronbach.)
Emil, E.: Erinnerungen eines alten Pragers. (Leipzig 1893.)
Jacobson, B.: Biblische Frauengestalten. (Leipzig 1896.)
Frisch, E.: Das Verlöbniß. (Berlin 1902, B. Fischer.)
Goldberg, A.: Licht aus Osten. (Frankfurt a. M. 1902, Kauffmann.)
Grauer, R.: Gold und Ehre. (Hamburg 1893.)
Hermann, M.: Passah. (Leipzig 1902, Seemann.)
Feuerstein, M.: Jünglinge. (ebd.)
Herzl, Th.: Das neue Ghetto. (Wien 1897, Breitenstein.)
— — Altneuland. (Leipzig 1902, Seemann.)
Hirschfeld, L.: Die Herrlichkeit Karmels. (Gießen 1898.)
Goldschmidt, J.: Die Poesie des Gebetbuchs. (Offenbach 1901.)
Jacobowski, L.: Werther, Der Jude. (Dresden 1902, Pierson.)
Jaffé, R.: Ahasver. (Berlin 1902, S. Cronbach.)
Kraszewski, J., Der Jude. (Berlin 1890.)
Lazarus Nahida: Ich suchte dich! (Berlin 1898, Cronbach).
Lehmann, J.: Der Günstling des Czaren. (Mainz 1896.)
Lehmann, O.: Oscar Friedrich Schulze. (ebd.)
Löwenthal, L.: Wandersteins Tochter. — Samuel Reisefertigs Memoiren. — Am Freitag Abend. (Berlin 1896, Cronbach.)
Löwinger, H.: Preßburger Ghettobilder. (Mainz 1900.)
Mandelkern, S.: Der Gerichtstag. (Leipzig 1900.)
Manefeld: Helldunkel. (Mainz 1896, Wirth.)
Mann, A.: Der Väter Schuld. (Berlin 1898.)
— — Liebet eure Feinde. (Frankfurt a. M. 1900.)
Meyer, R.: Jüdisches Leben. (Rendsburg 1898.)
Mirsky, A.: Der Hochadelige und die Marktgräfin. (Wien 1900.)
Moos, R. M.: Hannah. (Cincinnati 1880.)
Morgan, E.; Lublin und Medul. (Prag 1898.)
Nordau, Max: Doktor Kohn. (Berlin 1898.)
Osterberg-Verakow, M.: Dax Reich Judäa. (Stuttgart 1893.)
Pomeranz, R.: Im Lande der Noth. (Breslau 1901, Schottländer.)
Lorm, Hieronymus: Gabriel Solmar. (Leipzig, Reclam.)
— — Die schöne Jüdin. (Wien 1897.)
Rosner, S. M.: Aus dem Lande der Pußten. (Miava 1898.)
Runkel, F.: Raphael Goldschmidt. (Berlin 1895.)
Singer, M.: Die Wahrheit siegt. (Pesth 1891.)

Universalbibliothek, Jüdische. (Prag, Brandeis, Bd. I, 94.)
Steiner, H.: Novellen. (Dresden 1895, Pierson.)
Viola, M.: Dr. Gutmann. (Breslau 1900, Schottländer.)
Wassermann, J.: Die Juden von Zirndorf. (München 1897.)
Weißmann, A. S.: Chaim Prostak. (Magdeburg 1881.)
Zangwill, J.: Kinder des Ghetto. (Berlin 1897, Cronbach.)
— — Der König der Schnorrer. (ebd.)

Jacobsohn, G.: Horeb. (Berlin 1896, Poppelauer.)
Brandeis, J.: Chanukah. (Prag 1899.)
Löwenberg, J.: Aus jüdischer Seele. (Hamburg 1899.)
Meyer, S.: Mysteriös. (Regensburg 1887.)
— — Die Khilleberger. (Leipzig 1901, M. W. Kaufmann.)

Scherbel, S.: Heitere Stunden. (Gumbinnen 1893.)
Klein, O.: Humoresken aus dem jüdischen Leben. (Berlin 1898.)
Jacobsohn, B.: Biblische Frauengestalten. (Leipzig 1897.)
Levin, M.: Bar Kochba. (Berlin 1897.)
Münchhausen, B. v.: Juda. (Goslar 1901.)
Feiwel, B., und Lilien, E.: Jüdischer Almanach. (Berlin 1900.)
Wrede, Fürst: Die Goldschilds. (Wien 1901.)
Lauff, J.: Die Geißlerin. Leipzig 1901.)
Zlocisti, Th.: Vom Heimweg. Berlin 1902.)
Cronbach, S.: Aus dem Notizbuch des Onkel Jonas. (Berlin 1890.)

Disraeli: David Alroy. (Leipzig 1860.)
Ehrmann, D.: Die Tante. (Brünn 1884.)
Ehrentheil, M.: Jüdisches Familienbuch. (Budapest 1886.)
Eliot, G.: Daniel Deronda. (Berlin 1882. 3 Bde.)
Erckmann-Chatrian: Die Blokade von Pfalzburg. (Leipzig.)
Formstecher, S.: Buchenstein und Cohnberg. (Frankfurt a. M. 1863.)
— — Das Forsthaus, (Ebenda.)

Frank, W.: Der Narr. (Hamburg 1881.)
— — Der Rabbi und sein Sohn. (Ebenda.)
— — Zwei Erzählungen. (Frankfurt 1890.)

Frankl, L. A.: Ahnenbilder. (Wien 1862.)
— — Nach Jerusalem. (Leipzig 1858. 3 Bde.)
Franzos, K. E.: Die Juden von Barnow. (Berlin 1882.)
— — Moschko von Parma. (Berlin 1885.)
— — Judith Trachtenberg. (Berlin 1892.)
— — Leib Weihnachtskuchen. (Berlin 1896.)
— — Vom Don zur Donau. (Berlin 1889.)
— — Aus Halb-Asien. (Berlin 1901.)

Friedländer, M.: Apion. (Wien 1885.)
Goldschmidt, M. A.: Avrohmche Nachtigal. (Bremen 1875.)
— — Ein Jude. (Leipzig 1845.)
— — Erzählungen. 2 Bde. (Bremen 1874.
Hammerschlag, D.: Haus und Kloster. (Frankfurt 1876.)

Hause, B.: Der Wahrheit Segen. (Eisenach 1875.)
— — Schein und Sein. (Eisenach 1876.)
— — Die Aufnahme. (Eisenach 1876.)
— — Aus dem jüdischen Leben. Novelle. (Eisenach 1876.)
Heigel, Karl: Barkochba. (Leipzig 1857.)
— — Der Weg zum Himmel. (Berlin 1890.)
Herzberg, W.: Jüdische Familienpapiere. (Zürich 1893.)
— — Der freie Wille. (Magdeburg 1875.)
— — Irrgänge der Seele. (Trier 1891.)
Herzberg-Fränkel: Polnische Juden. (Stuttgart 1889.)
Honigmann, D.: Das Grab in Sabionetta. (Leipzig 1872.)
— — Berl Grenadier. (Leipzig 1876.)
Hirsch, J.: Die Walldorfer. (Berlin 1882.)
Jensen, W.: Die Juden von Köln. (Leipzig 1900.
Kalisch, Ludwig: Bilder aus meiner Knabenzeit. (Leipzig 1872.)
Klapp, Michael: Geschichten aus dem jüdischen Volksleben. Berlin 1859.
— — Zweierlei Juden. (Wien 1871.)
Kohn, S.: Gabriel. (Jena 1875.)
— — Prager Ghettobilder. (Leipzig.)
— — Neue Ghettobilder. 2 Bde. (Leipzig 1885.)
— — Ein Spiegel der Gegenwart. (Jena 1872.)
Kompert, L.: Gesammelte Schriften. 8 Bde. (Berlin 1882.)
Kossarski, Julius: Sagen des Morgenlandes. (Berlin 1852.)
— — Wallfahrt in Palästina. (Berlin 1859.)
Lehmann, M.: Aus Vergangenheit und Gegenwart. 6 Bde. (Frankfurt 1872—1881.)
— — Joselmann von Roßheim. 2 Bde. (Frankfurt 1880.)
Kulke, Ed.: Erzählungen aus dem jüdischen Volksleben. (Hamburg 1862.)
Levi, A.: Rebecca oder das jüdische Weib. (Frankfurt 1851.)
Löwenstein, B.: Jüdische Klänge. (Brünn 1858.)
— — Abul Hassan-Lieder. (Wien 1893.)
Mandelkern, S.: Tamar. (Leipzig 1885. 2 Bde.)
Meisel, W. A.: Prinz und Derwisch. (Budapest 1862.)
— — Der Prüfstein. (Ebenda.)
Mosenthal, S. H.: Erzählungen aus dem jüdischen Familienleben. (Stuttgart 1878.)
Oppenheim, Ida: Epheuranken. (Thorn 1889.)
Kraszewski, J.: Der Jude. (Berlin.)
Orszesko, E.: Meyer Ezofowicz. (Dresden 1888.)
— — Der starke Simson. (Stuttgart 1890.)
Philippson, Ludwig: Gesammelte Schriften. 4 Bde. (Breslau 1891.)
Philippson, Ph.: Der unbekannte Rabbi. (Leipzig 1865.)
Pilippson, Gustav: Schoschanim. (Berlin 1872.)
Rahel: In Banden frei. (Leipzig 1865.)
Francolm: Juden und Kreuzfahrer. (Leipzig 1861.)

Rossi, E.: Novellen. (Berlin 1889.)
Rott, Fr.: Gerettet. (Frankfurt 1885.)
Sacher-Masoch: Jüdisches Leben in Wort und Bild. (Mannheim 1890.)
— — Erzählungen. 5 Bde.
Sammter, A.: Der Rabbi von Liegnitz. (Berlin 1866.)
Samuely, N.: Zwischen Licht und Finsterniß. (Leipzig 1892.)
— — Kulturbilder. (Ebenda.) — Neue Folge. (Ebenda.)
— — Alt-Lemberg. (Wien 1902.)
Schumacher: Berenice. (Berlin 1891.)
Pascheles, W.: Sippurim. (Prag 1888.)
Spindler, Carl: Der Jude. (Leipzig 1893.)
Stein, Leop.: Der Freitag Abend. Familienbuch. (Frankfurt 1859.)
— — Stufengesänge. (Ebenda.)
— — Morgenländische Bilder. (Frankfurt a. M. 1895.)
Steinitz, Clara: Im Priesterhause. (Berlin 1890.)
Tauber, J. S.: Die letzten Juden. (Leipzig 1860. 2 Bde.)
Tendlau, A.: Sprichwörter und Redensarten. (Frankfurt.)
— — Das Buch der Sagen und Legenden. (Ebendort.)
Voß, Rich.: Dahiel, der Konvertit. (Stuttgart 1883.)
Wassermann, M.: Judah Touro. (Stuttgart 1878.)
— — Die Mädchen von Chaibar. (Stuttgart 1857.)
Wolff, L.: Humoresken. (Leipzig 1901, Kaufmann.)
Brachvogel, A. E.: Simon Spiro und sein Sohn. (Berlin 1876.)
Feldmann, W.: Die schöne Jüdin. (Amsterdam 1893.)
Herzberg, J.: Auf falschen Pfaden. (Frankfurt a. M. 1893.)
Schalith-Meisels, Agathe: Aus dem Osten. (Wien 1893.)
Scherbel, M.: Humoresken. (Gumbinnen 1883.)
Schiff, Hermann: Das verkaufte Skelett. (Hamburg 1866.)
— — Tausend und ein Sabbath. (Ebenda,)
— — Das koschere Haus. Die wilde Rebbezin. (Ebenda.)
Wildenradt, J. v.: Joseph Nassi. (Leipzig 1881·)
Placzek, B.: Im Erub. Gedichte. (Brünn 1869.)
Glücksmann, H.: Die zweite Kreuzigung. (Wien 1902, Eisenstein & Comp.)
Ebers, Georg: Josua. (Stuttgart 1890.)
Steinheim: Gesänge Obadjah's. (Hamburg 1832.)

Themata zu Vorträgen.

Die Bibel.
Der Einfluß der Bibel auf die menschliche Kulturentwickelung.
Die Poesie der Bibel.
Die Psalmen.
Die Propheten.
Das babylonische Exil.
Die Makkabäer.
Herodes.
Die letzten Tage von Jerusalem.
Hillel.
Die Pharisäer in ihrer wahren Bedeutung.
Jehuda Hanasi und die Mischna.
Der Talmud.
Der Midrasch.
Rabbi Akiba und Bar Kochba.
Judenthum und Islam.
Die Karäer.
Saadja.
Die spanisch-arabische Blütheperiode.
Salomo Gabirol.
Jehuda Halevi.
Mose Maimuni.
Raschi.
Die Kreuzzüge und die Juden.
Die Familie Ibn Esra.
Humanismus und Reformation in ihrer Stellung zum Judenthum.
Judenverfolgungen im Mittelalter.
Die Bedeutung der Juden für die Erhaltung der Wissenschaften.
Die Bedeutung der Juden für die Geschichte des Welthandels.
Die Theilnahme der Juden an den Seefahrten und Entdeckungen.
Die Vertreibung der Juden aus Spanien.
Die Familie Abarbanel.
Die Mysterien der Kabbala.
Uriel Acosta in Wahrheit und Dichtung.
Die jüdischen Aerzte.
Die Medizin in Bibel und Talmud.
Was hat Spinoza dem Judenthum zu verdanken?
Die Juden in Italien.
Reuchlin und der Talmudprozeß.
Renaissance und Judenthum.
Reformation und Judenthum.
Die Juden im Ghetto.
Die Volkslitteratur der Juden.
Sabbathai Zevi.
An der Grenze zweier Kulturepochen.
Moses Mendelssohn und seine Schule.
Die Emanzipation der Juden.
Gabriel Rießer, Adolf Cremieux, Moses Montefiore.
Die Juden in der deutschen Litteratur.
Die Juden in der Weltlitteratur.
Die Poeten des Ghetto.
Die Berliner Salons.
Die Geschichte des Judenhasses.
Die soziale Frage in der Bibel.
Die Stellung der Frau im Judenthum.
Religion und Naturwissenschaft.
Die Pädagogik der Bibel und des Talmud.
Geschichte des Unterrichts bei den Juden.
Hochschulen und Volksschulen.
Die Ethik des Judenthums.
Dogmen und Glaubensartikel.
Die neuhebräische Litteratur.
Denkmäler und Ausgrabungen in Palästina, Babylon u. Aegypten.
Die Gesetze gegen den Wucher.
Ackerbau und Handwerk im Judenthum.
Ueber Toleranz.
Das Judenthum u. die Nichtjuden.
Die jüdischen Feste.
Die Pflichten gegen Vaterland und Obrigkeit.
Die Unsterblichkeit in Bibel und Talmud.
Die Nächstenliebe in Bibel und Talmud.
Jüdische und christliche Moral in geschichtlicher Entwickelung.
Die Mission des Judenthums.

Korrespondenzen.

Bitte des Ausschußes.

An die Herren Vorstände, bezw. Schriftführer der Vereine richten wir wiederholt die ergebene Bitte, alle an sie seitens des Sekretariats gerichteten Anfragen sofort beantworten zu wollen. Die Vereine, welche die Angaben über Mitgliederzahl und einen Bericht über die literarische Leistungen vermissen, dürfen dem geschäftsführenden Ausschuß keinen Vorwurf darüber machen; es war von ihnen das Material trotz mehrmaliger Aufforderung nicht zu erlangen.

Diejenigen Vereine, die durch das Sekretariat leihweise Bücher oder Broschüren bezogen haben, werden hierdurch dringend ersucht, dieselben baldthunlichst zurückzusenden

---

Rückständige Beiträge.

Diejenigen Vereine, welche mit ihren Beiträgen für das laufende Jahr noch im Rückstande sind, werden ergebenst ersucht, dieselben an den Schatzmeister des Verbandes, Herrn Oskar Berlin, Berlin W., Steglitzerstr. 66 baldigst einsenden zu wollen.

Der Vorstand des Verbandes
der Vereine für jüdische Geschichte und Literatur in Deutschland.

Dr. Gustav Karpeles-Berlin, 1. Vorsitzender. Rabbiner Dr. Frank-Köln, 2. Vorsitzender. Dr. Hirsch Hildesheimer-Berlin, Schriftführer. Oscar Berlin, Schatzmeister. Dr. med. Fink-Hamburg, Kaufmann Siegfried Freund-Dortmund, Bankier Emil L. Meyer-Hannover, Dozent Dr. M. Brann-Breslau, Professor Dr. J. Horowitz-Thorn, Beisitzer.

Geschäftsführender Ausschuß:

Dr. Gustav Karpeles, Vorsitzender. Dr. Hirsch Hildesheimer, Schriftführer. Oscar Berlin, Berlin W., Steglitzerstraße 66, Schatzmeister.

Sekretär:

Schriftsteller Albert Katz, Pankow b. Berlin, Florastraße 58.
